König Friedrich August III.

von Sachsen

und seine Zeit.

Historischer Roman

von

Fr. Lubojatzky.

Zweiter Band.

Grimma & Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Friedrich August III. und seine Zeit.

Zweiter Theil.

Im Glücke.

Und sah ein Thier aus dem Meere steigen, das hatte sieben Häupter und zehen Hörner, und auf seinen Hörnern zehen Kronen, und auf seinen Häuptern Namen der Lästerung;

Und das Thier, das ich sah, war gleich einem Pardel und seine Füße als Löwenfüße, und sein Mund eines Löwen Mund. Und der Drache gab ihm seine Kraft, und seinen Stuhl, und große Macht.

(Offenbarung Johannis 13. K., 1. u. 2. V.)

Der 17. Juli des Jahres 1807 war für die Stadt Bautzen ein Tag seltener Feierlichkeit.

Napoleon, der Held des Jahrhunderts, hielt daselbst seinen Einzug.

Der kaiserlich französische Kammerherr und Ceremonienmeister Tournon hatte am 13. Juli die Ankunft des gewaltigen Siegesfürsten, der zu Tilsit mit Rußland und Preußen Frieden geschlossen, dem Könige Friedrich August von Sachsen gemeldet, und alle Anstalten waren in Eile getroffen worden, den Eroberer auf's Prächtigste zu empfangen.

Schon den Tag vorher hatte sich der König mit seiner zahlreichen Suite nach Bautzen begeben, um Napoleon daselbst zu begrüßen.

Kaum glänzten die ersten Sonnenstrahlen des festlichen Tages über der Stadt, als auch das regste Treiben in derselben laut wurde. Von Nah und Fern waren Tau=

sende herbeigeeilt, um den Herrn der Herren zu schauen, vor dem der Letzteren Heereskraft zersplittert war, wie schwaches Schilf vor dem gewaltigen Brausen des Sturmes. Der König hatte seine Wohnung im Domcapitel genommen, und wenn schon bei seiner Ankunft der Empfang ein glänzender war (denn man hatte die Pferde ausgespannt und zog den Wagen unter nicht enden wollendem Vivatgeschrei in den Capitelhof, wo es in der That dem so feierlich Empfangenen einige Mühe kostete, sich aus dem Blumenberge herauszuarbeiten, mit dem die Volksliebe die prächtige Karosse unterwegs überfüllt hatte), so deuteten die überall sichtbaren Anstalten darauf hin, daß der zu morgen bevorstehende Empfang des französischen Kaisers ein noch viel glänzenderer sein würde, insofern der König ja durch sein und seines Hofstaates Gegenwart denselben erhöhte.

Es war nach Verlauf der zehnten Vormittagsstunde, als der König, unter Vortritt zweier Läufer, sämmtlicher Hoflakaien und eines Hoffouriers, gefolgt vom Hofmarschall von Tümpling, dem Oberstallmeister Grafen Marcolini, dem Minister von Bose und den beiden Generalleutnants v. Niesemeuschel und v. Zezschwitz, sich in die für den erwarteten Kriegsheros bereitete Wohnung, unweit des Rathhauses, in dem der Kaufmannswitwe Frau Carus gehörenden Hause begab, um dieselbe in Augenschein zu nehmen.

Im Carus'schen Hause gab es noch kurz vor der An-

kunft des Königs ein außerordentliches Durcheinander. Arbeiter aller Art rannten geschäftig Treppe auf, Treppe ab, um Nichts fehlen zu lassen, was zur würdigen Ausschmückung der Zimmer des Erwarteten irgend noch erforderlich sein konnte.

Und überall ordnete die Hausfrau mit Geschmack und Eifer und durchschritt Zimmer und Zimmer in Begleitung einer Freundin, Alles sorglich beschauend und musternd.

„Wenn Du es erlaubst, liebe Carus, so werde ich diesen Blumenschmuck anders ordnen,“ sagte ihre Begleiterin, auf ein Tableau deutend, das über einem mit großblumigem Seidenstoff überzogenen Sopha angebracht war und von welchem aus Guirlanden bogenförmig an dem letzteren herabfielen. „Wir haben noch zwei Stunden Zeit, ehe der Kaiser kommt, und in einer halben bin ich fix und fertig. Sieh' nur, die grellen Farben in dieser Blumendecoration sind nicht gehörig vertheilt, es mangelt Schatten und Licht — hier zu viel Rosen und Nelken und hier, fast versteckt, die sanfteren Blumenfarben — es stört die Harmonie beim Anblick — meinst Du nicht?“

„Ja, ja, freilich, gefällt mir auch nicht; aber jetzt wird es zu spät sein, der König will die Zimmer inspiciren, wie mir der Hoffourier Kühne gesagt hat. Mein Himmel, wenn er Dich bei der Arbeit überraschte! Man kann sich auch nicht im Geringsten auf die Leute verlassen — möchte doch nur um aller Welt willen wissen, wo sie die Augen haben! s'ist ihnen ganz gleich, ob Etwas geschmackvoll aus-

sieht oder nicht — immer hinterher muß man sein, wenn nicht 'was Dummes mit unterlaufen soll. Werde froh sein, wenn es heute Abend ist — was habe ich mich abgeängstet und geträscht, daß nur Alles im besten Stande sein soll, und 's fehlt immer noch an Dem und Jenem."

„Wenn Du Dich lange Deinem Aerger überlässest, liebe Carus, so verlieren wir die Zeit — der König kommt und dann ist's vorbei mit dem Aendern."

„Freilich, freilich — ich möchte um keinen Preis, daß Se. Majestät denken soll, wir wären Leute ohne Geschmack — das könnte ich bei meinem Seligen nicht verantworten, der hielt auf Renommée, und Se. bischöfliche Gnaden, der hochwürdige Herr Lock, der uns zum Oefteren besuchte, sagte manch' liebes Mal: „Sie wohnen fürstlich, lieber Carus, man sieht bei Ihnen überall den Mann von feinem Geschmack herausblicken." Das schmeichelte meinem guten Seligen nicht wenig, und wenn der jetzt noch lebte, wäre..."

Frau Carus wurde abgerufen; in der zweiten Etage, wo ihres hohen Gastes zahlreiche Dienerschaft wohnen, das heißt, auf die kurze Zeit ihres Hierseins sich aufhalten sollte, war noch Einiges anzuordnen und man bedurfte ihrer Entscheidung.

„Na, meine gute Röhr, da mache Dich darüber; aber ja recht rasch, ich bitte Dich um's Himmels willen, daß Se. Majestät der König uns nicht etwa über den Hals kommt. Ich laufe jetzt hinauf, um..."

Die letzten Worte verhallten schon außerhalb; die

geschäftige Frau, die ihrem Seligen das Renommée der Noblesse gern erhalten wollte und überdem nicht wenig sich auf die Ehre zu Gute that, daß der Kaiser Napoleon, der von ganz Europa Bewunderte, in ihrem Hause sein Absteigequartier nehmen sollte, lief, als ob ihr Feuer unter den Füßen brennte.

Die Zurückbleibende nahm das nur leicht aufgehangene Blumentableau, das einen strahlenden Stern vorstellte, herunter, knüpfte die Fäden auf, mit denen die Stengel der Blumen an dem dünnen, hölzernen Sternmodell befestigt waren, und reihte sie anders. Von Unten herauf schallte das laute Treiben der über den Markt und aus den nahen Straßen schaarenweise ziehenden Neugierigen, welche nach dem Reichenthore hinströmten, durch welches Napoleon kommen mußte und wo jetzt schon Tausende, Kopf an Kopf, sich versammelt hatten und des Augenblicks harrten, der ihnen den Anblick des gewaltigen Eroberers zu Theil werden lassen sollte, während auf dem Marktplatze sich eben so zahlreich eine Masse Volks zu demselben Zwecke sammelte, um wo möglich hier die vermuthete Begegnung des Kaisers und des Königs in der Nähe von des Ersteren Absteigequartiere mit ansehen zu können. Das war ein Gesumme wie von vielen hundert Bienenschwärmen, und das Gewühl der in Sonntagskleidern das merkwürdige Ereigniß dieses Tages Feiernden trug den Charakter der Heiterkeit, in Jedes Gesicht drückte sich die Erwartung auf Großes, jedoch Frohes, aus.

Das Geschäft der Blumenordnerin war ein sehr mühsames und erforderte alle ihre Aufmerksamkeit. Sie war eine Frau von ungefähr funfzig Jahren, in Mittelgröße, mit einem blassen, leidenden Antlitz, das, wenn auch bereits mit tieferen Zügen, doch immer noch Spuren ehemaliger Reize aufzuweisen hatte. Das blonde, gescheitelte Haar, das unter der dicken, zierlich gefältelten, schneeweißen Frese ihrer Haube hervorschaute, und die blauen Augen schienen wie bei einem Bilde die Stelle der Lichter zu vertreten und gaben dem blassen Gesichte der Frau den Anschein einer Verjüngung. Ihr ganzes Wesen trug den Typus von Ergebung und Sanftmuth; der ächt weibliche Grundzug des Charakters, die Geduld, fand an dem Ordnen des Blumentableau eine hinreichende Prüfung; sie verrichtete das nicht sehr angenehme Geschäft mit einer unerschütterlichen Ruhe.

Frau Carus hatte indeß keinen geringen Schreck, denn sie war kaum in der zweiten Etage angekommen, als man sie schon wieder hinabrief, da der König sich ihrem Hause nahte. In der Hast, mit der sie diese Nachricht aufnahm, vergaß sie gänzlich ihre Freundin in den für den Kaiser bestimmten Zimmern, schrie alle ihre Leute in den Flur zusammen, um den König so würdig als möglich zu empfangen, und diese brachten denn auch beim Eintritt des Königs ein schallendes Vivat aus.

Unter Vortritt des Hofmarschalls, dem der Hoffourier voranschritt, stieg der König, gefolgt von Marcolini,

Bose und den beiden Generalleutnants, denen sich in einer kleinen Entfernung Frau Carus und deren Buchführer anschlossen, in die kaiserliche Wohnung hinauf.

„Passen Sie ja auf, Herr Pröls, was Se. Majestät für ein Gesicht macht," raunte Frau Carus ihrem Begleiter zu; „Allerhöchstdieselben sollen, wie man sagt, weniger zu sprechen pflegen, als dann und wann durch Mienen und dergleichen — Sie verstehen schon, Herr Pröls — Allerhöchstdero Wohlgefallen oder auch Abneigung zu erkennen geben."

Der König hatte für Alles Aufmerksamkeit, was also eine sehr glückliche Stimmung bei ihm voraussetzte. Er betrachtete lange eine Gallerie englischer Kupferstiche, welche der verstorbene Besitzer des Hauses direkt von London mitgebracht hatte.

„Seiner Majestät scheint es bei Ihnen zu gefallen," flüsterte der Hofmarschall der Frau Carus zu.

„Na, Gott sei Dank, habe rechte Angst dafür gehabt. Man weiß schon, die hohen Herrschaften machen manchmal große Ansprüche, die unser Eins mit dem besten Willen nicht erfüllen kann, weil man sie nicht kennt. Was würde sich mein Seliger freuen, wenn er jetzt Se. Majestät vor den Bildern stehen sähe — das war auch seine Freude."

„Sehr schöne Blätter ... habe keine besseren," bemerkte der König gegen Marcolini, der ihm zur Seite stand; und sich zu Frau Carus wendend, die in größter Devotion am Eingange des Zimmers verharrte, sagte er,

mehrere Male den Kopf neigend: „Sehr zufrieden, Madame.“

„Herr Pröls ... Herr Pröls! Seine Majestät hat „sehr zufrieden, Madame,“ gesagt — haben Sie's gehört? Jetzt sind wir über den Berg, nun ist Alles gut. Ach, was ist der König doch für ein gütiger Herr!“

Die Jahre hatten auf Friedrich August nicht den abschreckenden Eindruck gemacht, welchen man oft bei Männern gewahrt, die über ein halbes Jahrhundert Altersjahre zählen. Freilich waren die schlanken Körperformen jener Jahre verschwunden, wo er als junger Churfürst den väterlichen Thron bestiegen, und eine ansehnliche Fülle hatte sich eingefunden; aber die Kraft war nicht gewichen von ihm. Jetzt, wo er den sechziger Altersjahren stark zuschritt, wies sich seine Haltung noch nicht gebeugt, sein Gesicht fast gar nicht verändert, nur der frische Jugendhauch war daraus verschwunden, dafür trug es das Gepräge des Ehrwürdigen im vollkommensten Grade. Derselbe milde Ernst, der es ehedem so sehr auszeichnete, lagerte noch gleich Abendsonnenstrahlen, die den Feierabend eines Tages verschönen, auf seinen Zügen. Für jetzt trug er die rothe Uniform seiner Leibgarde mit breitem Ordensband und Diamantenschmuck. Obwohl er nie Hang für das Militairwesen gehabt, so gehörte es doch zur Hofetikette, in Uniform zu erscheinen, und er verfehlte nicht, auch hierin streng der Vorschrift nachzuleben.

Man durchschritt die anstoßenden Zimmer, des Kö-

nigs wiederholt gegen Frau Carus ausgesprochene Bemerkung: „Sehr zufrieden, Madame," ließ die Letztere vor lauter Freude nicht eher zur Erinnerung an ihre Freundin Röhr gelangen, als bis der Hoffourier die Thüre zu dem Gemache öffnete, in dem dieselbe eben beschäftigt war, das in Ordnung gebrachte Blumentableau wieder über das Sopha zu hängen — und der König mit seiner Begleitung eintrat.

„Himmlischer Vater! die Röhr..." stammelte Frau Carus im höchsten Schreck, „ich bin des Todes!"

Das Geräusch der Eintretenden wendete Frau Röhrs Aufmerksamkeit zurück nach der Thür; sie erkannte den König und beugte sich ehrfurchtsvoll vor ihm, zurücktretend.

Der König schien überrascht; er zögerte, weiter zu schreiten und blickte auf die vor ihm gebeugte Frau.

„Lassen Sie die Frau," sagte er, als er bemerkte, wie der Hofmarschall und der Hoffourier derselben Zeichen machten, sich zu entfernen; „ich kenne sie."

Einige Worte, leise Marcolini zugeflüstert, veranlaßten denselben, der Begleitung des Königs einen Wink zu geben, das Zimmer zu verlassen.

„Mein Himmel, ich verstehe kein Wort davon. Ist Se. Majestät etwa zornig, daß die Frau Pastorin Röhr..."

„Eine Frau Pastorin ist die Dame, die sich in dem Zimmer befand?" fragte der Hofmarschall.

„Freilich, eine seelensgute, brave Frau, eine gute Freundin von mir," antwortete Frau Carus noch ganz con-

sternirt; „ihr Mann ist Pastor hier ganz in der Nähe, in D***.“

„Der König muß sie doch kennen, sonst würde er nicht mit ihr zu sprechen wünschen.“

„Wüßte gar nicht woher, Ew. Excellenz; habe noch nie eine Sylbe von der Röhr gehört, daß sie die Gnade hätte, von Sr. Majestät gekannt zu sein. Mein Gott, wie sollte auch die Frau eines Dorfgeistlichen zu solch' allerhöchster Bekanntschaft kommen!“

Marcolini führte des Königs Begleitung in das zweite Zimmer zurück und man stellte sich, ohne weitere Zeichen von Neugier zu geben, was wohl den königlichen Herrn veranlaßt haben könne, mit der Frau zu sprechen, an die Fenster, um dem lebendigen Treiben unten auf dem Markte einige Blicke zu schenken.

„Herr Pröls, es gehen jetzt Dinge unter dem Monde vor, die man nicht begreifen kann,“ raunte Frau Carus ihrem Buchführer zu, der mit ihr an den Eingang zum Vorzimmer getreten war. „Die Röhr spricht mit Seiner Majestät, mir nichts, dir nichts, und unser Eins getraut sich vor Devotion und Ehrfurcht vor dem Könige kaum die Augen aufzuschlagen — 's ist erschrecklich! Aber Das muß sie mir haarklein erzählen, was für eine Bewandniß es damit hat; das muß ich wissen, da gehe ich nicht ab — die Geheimnisse meiner Freundinnen sind auch meine Geheimnisse — wenn das nicht sein soll, da will ich von kei-

ner Freundschaft Etwas wissen. Habe ich nicht Recht, Herr Pröls?“

Einunddreißig Jahre waren verflossen seit jenen Ereignissen, die wir im ersten Theile unsrer Geschichtserzählung schilderten — ein langer Zeitraum im großen Menschenleben. Unwillkürlich behauptete die Erinnerung an jene längstverflossene Zeit ihr Recht auf den König sowohl als auf Frau Röhr. Der Rückblick, den Friedrich August auf diese Jahr um Jahr versunkene Vergangenheit werfen konnte, war ein genugthuungsvoller für ihn; er gab ihm das schöne Bewußtsein, redlich sein Ziel, das Wohl seines Volkes zu befördern, erstrebt zu haben. Nur die Erinnerung an jene Zeit, wo die vor ihm Stehende noch ein junges Mädchen gewesen, trübte den Rückblick seines Geistes in Etwas.

Er hatte eine Zeit lang Schweigen beobachtet, dann fragte er:

„Sind Sie glücklich?“

Die Gefragte antwortete nach kurzem Zögern:

„Ich habe zwei Kinder.“

In dieser Antwort lag der Inhalt Dessen, was die Frau verschwieg. Der König fühlte das heraus, mit erhöhter Milde sagte er:

„Ihr Sohn soll sich meiner Protektion erfreuen, man hat mir ihn als diensteifrig geschildert.“

„Ew. Majestät wollen gnädigst den Dank eines Mut-

terherzens empfangen, für das es kein größeres Glück als das Wohl ihrer Kinder giebt."

Der König nickte beifällig — es folgte eine kurze Pause, dann sagte er, gleichsam tröstend:

„Nun, meine Gute, wir Beide sind im Abnehmen unserer Tage, deßhalb muß auch unser Blick mehr vorwärts als rückwärts gerichtet sein, die Erinnerung an unsere Jugend, an die Jahre unserer Kraft, wo der rasche Pulsschlag des Herzens oft den klaren Blick überwältigte, darf nicht mehr von Einwirkung auf uns sein — es ist auch ein Sieg, vergessen zu können."

Diese Worte erschütterten die Frau so sehr, daß sie, ohnmächtig gegen die Uebergewalt des Gefühls, vor dem Könige niedersank und, in Thränen ausbrechend, leise rief:

„Ach, Majestät, wer ganz vergessen könnte! Wer keine Erinnerung mehr für Vergangenes hätte!"

„Fassen Sie sich... stehen Sie auf," sprach der König gütig — „das Grab deckt die Vergangenheit zu — es ist die Versöhnung mit dem Leben. Sie gehören dem Letzteren an, Sie müssen ein Herz für die Lebenden haben, darum hat Ihnen der Himmel so heilige Verpflichtungen auferlegt."

„Ew. Majestät, ich habe mir keinen Vorwurf zu machen; Gott weiß es, wie ich mich duldsam Allem unterwarf. Es war eine schwere Buße, die ich mit Demuth und Ergebung bestand, und wenn noch in meiner Seele

die Erinnerung an Vergangenes so tief wurzelt, so ist es nur die Folge, daß ich nicht im Stande war, lieben zu lernen."

„Ich verstehe und bedaure Sie."

Eine Pause folgte, dann fragte der König: „Sind Ihre äußeren Verhältnisse so, daß Sie sorgenlos um das tägliche Brot leben können? Ist die Pfarre einträglich?"

„Ja, Ew. Majestät."

„Gut, gut. — Ich sollte meinen, das stille Landleben wäre auch für ... verödete Herzen zuträglich — nicht?"

„Ja, Ew. Majestät."

„So suchen Sie glücklicher zu werden, als Sie jetzt sind," redete der König bedeutungsvoll: — „Ich wünsche Ihnen dies, der Herbst Ihres Lebens möge heitrer sein als Ihr Frühling. Für Ihres Sohnes Zukunft nehme ich alle Sorge auf mich, verstehen Sie? Sorgenleichter, wird es Ihnen gewiß möglich werden, Frieden zu finden. Adieu!"

Er verließ rasch das Zimmer.

Frau Röhr entfernte sich, nachdem sie gewaltsam Fassung erzwungen hatte, um die große, sie ganz beherrschende Aufregung vor den Augen der Welt zu verbergen, durch eine andere Thür, die zu den übrigen Räumen dieser Etage führte. Der König hatte mit dem Ausdrucke größter Zufriedenheit das Haus der Frau Carus verlassen und sich in das Capitel zurück begeben, wo er die Nachricht von Napoleons Ankunft abwarten wollte. Frau Carus fühlte sich ungemein glücklich durch die Anerkennung der

comfortablen Einrichtung, die ihr zu Theil geworden und diese Stimmung war auch die Ursache, daß sie die immer noch, wenn auch noch so sehr unterdrückte Aufregung des Gemüthes ihrer Freundin nicht bemerkte und sich leicht mit deren Erklärung: „Der König habe sich gnädigst noch an sie von Zabeltitz her zu erinnern geruht,“ zufrieden gab.

„Ja, das ist ein Mann nach dem Herzen Gottes, das muß wahr sein,“ eiferte Frau Carus — „dem muß es auch gut gehen allezeit. Des Herrn Hofmarschalls Excellenz haben mir in Seinem Namen die größte Zufriedenheit mit meinen Arrangements zu erkennen gegeben und ich bin ganz glücklich, daß ich meinem lieben Seligen noch im Grabe solche Ehre gemacht habe.“

Draußen am Reichenthore wimmelte es von einer zahllosen Menschenmenge. Eine stattliche Ehrenpforte ragte, mit reichem buntem Blumenschmuck ausstaffirt, hoch in die Luft empor und französische und sächsische Fahnen wehten fröhlich von den Zinnen des improvisirten Baues herab. Der Magistrat der Stadt, an dessen Spitze der damalige Bürgermeister Dr. Hartmann, und eine Schaar von 200 weißgekleideten mit rothen Bändern und Blumen geschmückten Bürgermädchen harrten der Ankunft des gewaltigen Siegesfürsten. Der Tag war köstlich, die Sonnenhitze nicht so drückend und durch einen erfrischenden Wind abgekühlt, der Himmel selbst schien das festliche Ereigniß zu begünstigen.

In der Nähe der Ehrenpforte standen die Neugierigen

eng zusammengekeilt, kaum der freien Regung einer Hand noch mächtig, denn eben dieser Standpunkt war der vorzüglichste, weil der Kaiser unter der Ehrenpforte nicht nur von dem Organ des Magistrats, dem Bürgermeister, in wohlgesetzter lateinischer Ansprache begrüßt, sondern ihm auch von der Bürgertöchterschaar Willkommsgeschenke überreicht werden sollten.

„Ach, dieses Gedränge! — Vater, es ist zum Ersticken," sagte ein Mädchen zu einem neben ihr stehenden Manne, der, ziemlich in den Jahren vorgeschritten, den Anstrich eines Geistlichen in seiner schwarzen Kleidung sowohl als in seiner Haltung wies.

„Man muß Geduld haben, mein Kind," war die Antwort — „es geht mir nicht besser und wir dürfen uns wenigstens mit dem Troste begnügen, daß erstens Andere dasselbe Schicksal haben und zweitens, daß wir einen Kaiser sehen, der nicht von Gottes, sondern aus eigenen Gnaden Kaiser geworden ist — das ist auch etwas werth, dergleichen kommt uns nicht alle Tage vor Augen."

„Wenn ich nur stehen könnte," klagte das Mädchen — „aber man hat hier auf dem Boden Steine und Wurzeln liegen lassen, daß mir die Füße davon schmerzen."

„Wenn des Herrn Jungfer Tochter vielleicht meinen Platz einnehmen will, so bin ich gern erbötig, denselben abzutreten, wenigstens ist es ein breiter Balken, auf dem ich Posto gefaßt habe," sagte ein neben dem Vater des Mädchens stehender Mann.

„O der Herr sind die Güte selber und werden wir solche Freundlichkeit durchaus nicht zurückweisen,“ entgegnete Jener — „nun, Pinchen, da nimm das Anerbieten des Herrn mit Dank an — es ist eine wahrhaft samaritanische Barmherzigkeit, die Dir der Herr erweis't.“

Das Wechseln der Plätze war indeß in solchem Gedränge nicht ohne Schwierigkeit zu bewerkstelligen und nur die massive Körperkraft des Freundlichen konnte hier durchgreifend wirken und dem Mädchen den besseren und zugleich höheren Standpunkt verschaffen.

„Weiß gar nicht, wie ich dem Herrn dankbar sein soll für solches meiner Tochter erzeigtes Wohlwollen.“

„Sprechen wir nicht erst davon, Herr ... doch wohl ein Herr Pastor oder Cantor? habe es wohl errathen?“

„Pastor — ja, bester Herr,“ war die Antwort — „man hat das Unglück, Dorfgeistlicher zu sein und da will man denn doch wenigstens so etwas Außerordentliches sehen, Anderes kommt so nicht an unser Einen.“

„Mag auch ein tristes Leben sein! so immer und ewig auf's Dorf gebannt zu sein — kann mir das vorstellen.“

„Vorzüglich, wenn man auf höhere Stellung gerechnet hat und die Befähigung dazu fühlt,“ entgegnete Jener und ein Schatten tiefen Mißmuthes verfinsterte sein freundliches Gesicht.

Diese Unterhaltung erreichte jetzt eine plötzliches Ende, denn ein Sechsspänner braus'te auf der Straße nach der Stadt daher. Es waren der Pallastmarschall Duroc und

der Oberstallmeister Caulaincourt, die dem Kaiser voran-eilten. Die gewaltige Aufregung, welche durch die Ankunft dieser hohen französischen Würdenträger unter die harrende Volksmasse kam, verhinderte jede Fortsetzung des Gesprächs der beiden Männer, das Gedränge nahm so überhand, daß eben nur die robuste Kraft des Fremden den Pastor und seine Tochter vor einem Auseinanderbringen bewahrte.

Die zum höchsten Grade getriebene Erwartung des Volkes wurde indeß nicht lange auf die Folter gespannt, Kanonendonner zeigte bald darauf die Ankunft des Kaisers im Weichbilde der Stadt an, von den Thürmen erschallten nun plötzlich alle Glocken im harmonischen Geläute und vom Rathhausthurme bliesen die Stadtpfeifer einen wirbelnden Tusch unter Trompeten- und Paukenschall nach dem andern.

„Sollte man nicht glauben, der Weltheiland käme angezogen,“ bemerkte der neben dem Pastor Stehende ironisch lachend.

Jetzt nahte allmählig der Zug, der am äußersten Weichbilde der Stadt zur Einholung des Kaisers aufgestellt gewesen. Ihn eröffneten, abgerechnet die Equipage des Pallastmarschalls und des Oberstallmeisters, welche am Thore verweilt hatte und nun vorausfuhr, alle Jäger der benachbarten Reviere, dann kamen zwei französische Couriere mit zwei sächsischen Postillonen, diesen schloß sich der Posthalter von Bautzen, gefolgt von einem Postillon, an.

Alle Oberförster und Förster des Bezirks nebst den beiden königlichen Leibschützen, denen sich der Bautzner Oberpostmeister und der Dresdner Postsecretair Naumann ebenfalls anreihten, vervollständigten die Spitze des Zuges, die vor der Ehrenpforte Halt machte, um den rasch nachfolgenden Kaiser zu erwarten und so in engerem Anschluß ihn feierlich bis an sein Quartier zu geleiten. Die hochgelben Postuniformen und die grünen Jäger mit den spiegelblank geputzten Hirschfängern und Gurtschlössern, wie sich von selber versteht, Alle zu Pferde, boten der schaulustigen Menge ein hübsches buntes Bild.

Nach kurzem Warten nahte sich die andere Abtheilung des den Kaiser geleitenden Zuges, von den beiden Oberforstmeistern von Oppel und von Trützschler geführt, denen sich ein Rittmeister mit sechs Mann Gardeducorps anschloß — in einer nicht allzu großen Distance traten zwei königlich sächsische Läufer in Gala dem Achtspänner voran, in dem der Kaiser und der Großherzog von Cleve und Berg saßen.

Das Gebrüll der Menge: Vive l'empereur! Vivat der Kaiser! war ohrenerschütternd, es übertäubte schier das laute Dröhnen der Stadtglocken. Geschmeichelt von diesem Sturme der Bewunderung, wies der Kaiser eine außerordentliche Freundlichkeit, nach allen Seiten hin das stolze Haupt neigend und öfterer „merci! merci!" hinausrufend. Er theilte indeß diese Bewunderung, ohne es zu ahnen, mit Rustan, seinem Leibmameluken, der in seiner

bunten Nationaltracht mit dem gelbbraunen Gesicht auf dem Vorderbock des Achtspänners saß, während der Hinterbock von einem kaiserlichen Lakai eingenommen ward. Als der Wagen unter der Ehrenpforte hielt, erhob sich der Kaiser von seinem Sitze und hörte die Anrede des Bürgermeisters mit Aufmerksamkeit an, zu deren Schluß er eine kurze, freundliche Antwort gab und dann von zwei der hübschesten Bürgermädchen die ihm bestimmten Geschenke: ein auf Atlasband gedrucktes italienisches Sonnett um einen frischen Lorbeerkranz gewunden und ein gleichfalls auf Atlasband gedrucktes deutsches Gedicht um einen frischen Rosenkranz geschlungen, mit sichtbarem Vergnügen entgegennahm. Nun setzte sich der Zug wieder, jedoch nur langsam, in Bewegung, denn unmittelbar dem kaiserlichen Achtspänner schritt nun die Mädchenschaar voran, aus niedlichen Körbchen, das Jedes am Arme trug, Blumen streuend. Ein Korporal mit sechs Mann Gardeducorps begleitete das kaiserliche Gespann und ein Sechsspänner, in dem der General und Gardeducorps-Chef von Zezschwitz sich befand, schloß sich demselben an. Nun folgten alle Wagen mit der kaiserlich französischen Suite.

Die Volksmasse drängte wüthend enthusiastisch nach, um des Anblicks der Begegnung des Kaisers mit dem König, die, wie es hieß, auf offener Straße erfolgen sollte, theilhaftig zu werden. Wenn auch noch Hunderte bei der Ehrenpforte zurückblieben, die sich dem hals- und rippenbrecherischen Gedränge auszusetzen nicht Lust hatten, so

war der Platz doch scheinbar nach diesem furchtbaren tumultuarischen Gewühle wie verödet.

„Hören Sie nur das wahnsinnige Gebrüll von drinnen heraus," bemerkte der Fremde gegen den Pastor — „ha, was mag der Corse in seinem Herzen über diese Dummheit lachen, die ihn zum Himmel erhebt und zum Gotte macht, während er ein vollkommener Teufel ist."

„Reden Sie nicht so laut, werthester Herr," mahnte der Pastor, sich scheu umsehend — „man könnte es hören."

Der Fremde warf einen Blick auf ihn und brach dann in ein lautes Lachen aus, das indeß weit verschieden von einem Ergusse der Herzlichkeit, etwas Infernalisches hatte, was den Mann der Pfarre schier zittern machte. „Sie haben ganz Recht, mich zu erinnern, daß man hier Rücksichten nehmen muß, will man nicht die Ehre genießen, mit verschiedenen Unannehmlichkeiten Bekanntschaft zu machen — danke Ihnen dafür," antwortete der Fremde. „Ich war albern genug, zu vergessen, daß ich mich in Sachsen befand, in einem Lande, wo der Fürst selbst dem Schooßkinde einer schändlichen Revolution den Hof macht, während ein anderer deutscher Fürst von dem corsischen Bürgersohne in die tiefste Erniedrigung herabgedrückt worden ist. Nun, lassen wir das. Zittern Sie nicht, Mann Gottes, es ist weiter nichts als die Wahrheit, die ich sage. Ich halte Sie für nicht so sehr bornirt durch Ihren theologischen Wortkram, der eigentlich auch nichts weiter ist als eine Pumpe an den allgemeinen Geldbeutel, daß Sie

nicht noch ein Gefühl, das der Verachtung, für diese Possenreißerei haben sollten. Leben Sie wohl! Halt, noch Eins. Sie sind aus der Gegend hier? wo ist das Gut des Barons von Bittinghof? Die Adresse ist mir abhanden gekommen, nur den Namen des Herrn weiß ich noch."

„Habe die Ehre, des Herrn Baron Pastor zu sein und wenn der Herr eine kleine Geduld haben wollen, so möchte ich Hochdemselben einen Platz in unserm Wagen anbieten, freilich nur ein Planwagen, wie sich's für einen armen Dorfpfarrer schickt; aber doch immerhin eine nicht ganz zu verachtende Gelegenheit, da der Herr schwerlich in den sich durchkreuzenden Landwegen sich zurecht finden dürften."

„Angenommen, Herr Pastor — in der Hoffnung, daß Sie hier keinen zu langen Aufenthalt mehr haben."

„Werde nicht viel eher fortkommen, als bis der Kaiser die Stadt wieder verlassen hat. — Meine Frau ist bei einer Freundin, Madame Carus, wo die französische Majestät das Absteigequartier nehmen wird. Der Herr wissen wohl, daß man einige Rücksichten ..."

Der Fremde lachte wieder. „Ich weiß ... ich weiß," sagte er, ihn unterbrechend — „die Rück-, Vor-, Nach-, Hin-, Ein- und Ansichten, das ist der Fluch, an dem jetzt die Welt laborirt. Der Corse kennt das Alles nicht, darum ist er auch Herrscher geworden. Nun, ich muß mich darein fügen — also zu Ihrer Verfügung, Herr Unterpräfekt des Himmelreichs."

Die Dreie gingen nun in die Stadt hinein, aus der ein wahrhaft satanisches Toben ihnen entgegenscholl. Der unaufhörlich in die Lüfte donnernde tausendstimmige Ruf: **Vive l'empereur!** — das ununterbrochen fortdröhnende Glockengeläute, die lärmende Janitscharenmusik der Schützen-Grenadiercompagnie, welche, vor dem Carus'schen Hause aufgestellt, die Honneurs vor dem Kaiser machte, und die Paukenwirbel und das Trompetengeschmetter vom Rathsthurme verschmolzen in ein Chaos von Tönen, das eher den Eindruck des Beängstigenden, als des Erhebenden in Ohr und Herz brachte. Man hätte denken sollen, die Luft- und Erdgeister hätten sich das Vergnügen einer höllischen Sabbathsfeier gemacht.

Beim ersten Glockenlaut, der des Kaisers Ankunft verkündete, hatte Friedrich August seine Wohnung im Capitel verlassen und sich nach der des Erwarteten begeben, wo er, auf der Straße stehend, desselben harrte. Von den den Zug eröffnenden französischen Großwürdenträgern Duroc und Caulaincourt begrüßt, ging er dann dem Wagen des Imperators entgegen, welchem Letzteren er die Hand zum Aussteigen bot, die dieser jedoch nicht annahm, sondern mit Einem Sprunge heraus war und den König Angesichts alles Volkes in die Arme schloß.

Wenn das Vivatgeschrei schon vorher den Charakter eines gelinden Fanatismus trug, so nahm es bei diesem Anblick den plötzlichen Aufschwung zu einem wilden Jubel, der kein Ende finden zu wollen schien. Man ahnte damals

noch nicht, daß eine Zeit kommen könnte, wo dieses Jauchzen sich in Wehgeschrei verwandeln würde.

Napoleon richtete sich aus den Armen seines königlichen Bundesgenossen auf und mit jener Liebenswürdigkeit, die ihm stets zu Gebote stand, wenn er Herzen fesseln wollte, neigte er das stolze Haupt vor der jubelnden Menge und schritt dann an des Königs Seite in das Haus hinein, begleitet von dem sächsischen Hofstaat und den Vornehmsten seines eigenen Gefolges.

Der Aufenthalt des Kaisers währte kaum dreiviertel Stunden, die er mit dem Könige im Gespräch unter vier Augen zubrachte und nur wenig von dem ihm bereiteten Dejeuner genoß — dann rollte sein achtspänniger Reisewagen wieder vor und er stieg mit dem Könige ein. Dasselbe Vivatgeschrei begleitete Beide bis außerhalb des Thores und eine halbe Stunde später glich die Physiognomie der Stadt dem Antlitz einer Schönen, die, ermattet von den Freuden eines die Nacht zum Tage verkehrenden Festes, Abspannung und Entnüchterung von dem alle Sinne überwältigenden Rausche nicht verbergen kann und die Ruhe sucht, um neue Kraft zu schöpfen und den bleichgewordenen Wangen Zeit zu lassen, den Anflug der Jugendfrische wieder zu gewinnen.

. . . .

Eine halbe Stunde später rollte der Planwagen des Pastors durch dieselbe Ehrenpforte, wo der Letztere die Bekanntschaft des Fremden gemacht, dem heimischen Dorfe

zu. Der Fremde saß jetzt neben ihm auf dem Rücksitze, ganz in derselben Weise seine ironischen Bemerkungen in die Unterhaltung einstreuend, wie er früher bereits zum Schreck des Pastors gethan und dadurch eine ganz eigenthümliche Stimmung von Gereiztheit an den Tag gelegt hatte.

Er war ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, eine kräftige, große Figur. Sein Gesicht, welches durch vieles Aussetzen der Witterung einen dunklen Teint angenommen zu haben schien, war von scharf ausgedrückten Formen, und hätte schön genannt werden können, wenn nicht eine Narbe, von der Stirn über die Nase und die linke Wange laufend, es verunziert hätte. Ein paar feurige schwarze Sterne rollten lebhaft auf dem glänzenden Weiß seiner Augen. Sein Wesen drückte Energie und Kraft aus und die Art seines Benehmens ließ errathen, daß er in Verhältnissen gelebt haben müsse, welche ihm wenig oder gar keine Einschränkung seines lebhaften Temperaments aufgelegt. Dabei leuchtete indeß stets der Schimmer einer Noblesse hervor, die, fern von aller Künstelei, nicht nur auf Erziehung in höheren Kreisen, sondern auch auf vieles Bewegen in denselben deutete. Seine Kleidung war jedoch sehr abgetragen. Sie bestand in einem hechtgrauen Rocke mit verschossenem blauem Futter, enganliegenden ungarischen Beinkleidern von dunkelbrauner Farbe und Stiefeln mit grauen Stulpen. Ein dreieckiger Hut deckte sein loses im Nacken herabwallendes schwarzes Ringelhaar. Er hatte kein Ge-

päck bei sich, nur einen mit einer Eisenzwinge beschlagenen Eichenstock.

Der Pastor, der bisher seine Neugierde, zu erfahren, wer dieser junge, sich so offen und rücksichtslos über alles in der politischen Welt Vorgehende aussprechende Mann sei? unterdrückt hatte, rückte endlich mit dieser Frage heraus.

„Ich muß Ew. Ehrwürden in dieser Beziehung an Ihren Herrn Patron verweisen, jedenfalls weiß er das besser als ich," sagte der Fremde lachend — „indeß, wenn es Ihnen nur um einen Namen zu thun ist, so will ich Ihnen den Gefallen gern thun, Ihnen den Meinigen zu nennen — Eugen von Güldenstern. Betrachten Sie dies jedoch nicht als eine besondere Errungenschaft, es dürfte leicht möglich sein, daß ich einen Schmetterlingsprozeß durchmache und in wenigen Tagen wieder anders heiße."

„Ich bin sehr schwach im Räthselauflösen," bemerkte der Pastor.

„Wenn Ihnen ein Trost Vergnügen macht, so empfangen Sie den, daß ich, selber betheiligt bei diesem Räthsel, auch selber sehr neugierig auf dessen Lösung bin," war die Entgegnung. „Doch lassen wir uns nicht durch das Dunkel stören, Herr Pastor — das Licht wird von selber kommen. Was ist Herr von Müffling für ein Mann?"

Die Art und Weise, wie der Fremde die Neugier Röhrs von sich abzuwehren wußte, war keineswegs beleidigend, im Gegentheil, durch das Gewand des Räthselhaften,

in das er seine ausweichende Antwort einkleidete, nur noch mehr spannend. Uebrigens ließ das gesellschaftliche Talent des Fremden es auch gar nicht dazu kommen, daß in der Unterhaltung eine Lücke merkbar geworden wäre. Er wußte so verschiedene Saiten anzuschlagen, welche das Gespräch in immerwährendem Fluß erhielten, daß es dem Pastor eine Sache der Unmöglichkeit war, unbetheiligt an der Unterhaltung zu bleiben, wollte er sich in den Augen des jungen Mannes nicht selber ein Dementi geben. Der Letztere leitete, wie es dem Dorfgeistlichen schien, nicht ganz absichtslos das Gespräch auf die Familie Vittinghof, als dränge ihn die Nothwendigkeit, im Voraus sich mit derselben bekannt zu machen, um nicht ganz unvorbereitet unter ihnen zu erscheinen; die Angaben des Pastors beschränkten sich indeß auch nur auf Allgemeines, er war zu vorsichtig, um einem Fremden, der sich ihm so wenig vertrauensvoll zeigte, mehr Vertrauen zu schenken, als er für gut fand. Der junge Mann schien offenbar gar nicht mit dem Baron und dessen Familienverhältnissen bekannt zu sein, er wußte nicht einmal, daß derselbe Gatte und Vater zweier Kinder, eines Sohnes und einer Tochter, war und der Verlust seines ältesten Sohnes für ihn ein furchtbarer Schlag gewesen sei, der ihn selber fast getödtet hätte.

„Seines ältesten Sohnes?“ fragte er — „wie verlor er denn den?“

„Der junge Herr soll bei dem unglücklichen Duell, das dem Sohne des Prinzen Xavier, Königliche Hoheit,

vor fünf Jahren das Leben kostete, sehr stark betheiligt gewesen sein, wie erzählt wird. Vom Herrn selbst ist über diese Geschichte nichts zu erfahren und es wagt es auch Niemand, in seiner Gegenwart davon anzufangen. Man weiß nur, daß der junge Herr todt ist; soll sich selber erschossen haben, heißt es. Wie gesagt, über diese Sache läßt sich wenig sprechen."

Dieser Gegenstand bot noch längere Zeit Stoff zur Unterhaltung. Frau Röhr war bis jetzt ohne Antheil an dem Gespräche geblieben; die Nachmittagswärme hatte Philippinen eingeschläfert und des Mädchens Kopf lehnte schlummernd an ihrer Schulter. Jeder Stoß, den der Wagen auf dem ausgetrockneten, holprigen Landwege erlitt, erhöhte der Pastorin Sorgfalt, den Schlummer ihres Kindes zu schützen. Der Fremde bemerkte das und sagte mit einem Ausdrucke großer Herzlichkeit: „Madame, Sie machen es Jemand, der nie die Liebe und Sorgfalt einer Mutter hat kennen lernen, recht begreiflich, welch' großes Glück es entbehren heißt, keine Mutter gehabt zu haben, die so treu und sorglich wie Sie, uns überwachte. Ich möchte Ihre Tochter um diese Zärtlichkeit beneiden."

„Sie haben Ihre Frau Mutter nicht gekannt?" entgegnete die Pastorin mit Theilnahme — „ach, gewiß sind Sie dann sehr zu beklagen, Sie sind arm geblieben an der schönsten Kindesfreude."

„Ja wohl — arm, ich habe das auch gefühlt; aber damals konnte ich mir es nicht erklären, was mir fehlte."

Der Wagen donnerte über die Knüppelbrücke vor dem Dorfe und hielt bald darauf vor dem Pfarrhause, an dem sich üppige Weinranken mit reichem Blätterwerk hinaufzogen und das kleine bescheidene Haus zu einer recht angenehmen Wohnung machten.

Die Gertraud, ein ziemlich ergrautes Dienstrequisit des Pfarrhauses, stürzte heraus und schrie: „Ne, sein denn der Herr Pastor Ehrwürden und unsre gute Frau Pastorin und unser Jüngferchen Biene schon wieder da? i, das ist ja eine Heidenfreude.“

„Sie müssen ein sehr glückliches Leben führen, Madame,“ sagte der junge Fremde, da er den herzlichen Willkommen sah — „einen Mann, der Sie liebt, eine Tochter, die Sie lieben und gewiß von ihr recht zärtlich wieder geliebt werden.“

„Auch einen Sohn, mein Herr,“ fiel Frau Röhr schnell ein — „meine Kinder sind mein Glück.“

„Ich möchte Ihr Sohn sein, Madame. Die Freude, der Stolz, mit dem Sie sich beeilen, mir von ihm zu sagen, beweis't, wie sehr Ihr Herz an ihm hängt und gewiß ist er auch so zärtlicher Mutterliebe würdig.“

„Das ist er — gewiß, das ist er“ entgegnete die Vorige eifrig — „und wenn ich einen Kummer habe, so ist ...“

Sie unterbrach ihre eifrige Rede, der Pastor, der auf einen Augenblick in's Haus geeilt war, trat wieder heraus. Ein ängstlicher Blick von ihr auf den Fremden belehrte die-

sen, daß sie nicht wünsche, er möge von dem Gegenstande weiter sprechen.

„Wenn des jungen Herrn Geschäfte beim Herrn Baron beendigt sind, so bitte ich um die Ehre Dero Besuches,“ sagte der Pastor sehr höflich, nachdem er ihm einen Fußweg, der etwas näher als die Straße durch's Dorf zum Schlosse führte, bezeichnet hatte.

„Nehme Ihre Einladung an, Ehrwürden, hoffe wenigstens einige Wochen des Barons Gast zu sein,“ entgegnete Jener, und auf ein baldiges Wiedersehen grüßend, verschwand er rasch zwischen den beiden Häuslerwohnungen, zwischen denen sich der angedeutete nähere Pfad außerhalb an den Gartenzäunen des Dorfes hinschlängelte.

Wir werfen einen Blick in jene Zeit zurück, deren Ereignisse den ersten Theil unsrer Geschichtserzählung füllten.

Gewiß, die Vergangenheit ist ein Grab, das in enger Wechselwirkung zur Gegenwart steht. Zahllose Fäden ranken sich aus dem versunkenen Hügel, der eine Spanne deckt, herauf in's lebenswarme frische Dasein, da weiter und weiter sich fortspinnend in unbemerkter Thätigkeit, und wenn auch dies frische Dasein versinkt, so sterben doch seine geheimen Fäden nicht mit ab, immer und immer wieder treiben die frischen Schößlinge aus dem Gewesenen empor

zu neuem Leben, zu neuer Verschlingung — das Schicksal spinnt seine Fäden auf ewig, sie umschlingen des Einzelnen Dasein, wie das Aller — eine Welt ist dieser geheimen Thätigkeit unterthan, wie das leichte Sandkorn des Windes Spiel ist.

Als Agathe und die alte Margareth dem einsamen Hause am Waldsaume, gemäß churfürstlicher Ordre, entführt wurden — bei der Rutowska begnügte man sich mit dem Empfang ihres Wortes, ihre Wohnung nicht eher verlassen zu wollen, als bis ihr vom Churfürsten die Erlaubniß dazu ertheilt werden würde, weshalb sie auch unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit weder selbst ausging, noch Jemand Zutritt bei sich gestattete — brachte man Beide in ein Gefängniß der Neustadt. Der Schlag, welcher Agathen getroffen, hatte ihr Denken, ihr Gefühl betäubt, die Aermste glich mehr einer todten Maschine, denn einem lebenden Wesen — sie sank ohne irgend einen Laut des Entsetzens über den mit ihr vorgegangenen Wandel auf die Holzbank, die nebst einem Tische und zwei armseligen Schlafstellen die einzige Einrichtung dieses Ortes ausmachte.

Margareth war durch das Ereigniß nicht weiter erschüttert worden, der arme Rest ihres altgewordenen freudenlosen Lebens war keiner großen Empfindung mehr werth, vielleicht auch nicht mehr mächtig, und die starre Gleichgiltigkeit, die schon früher die Schutzwehr gegen jede von Außen auf sie einwirkende Gefühlsanregung gewesen, stellte

sich jetzt für diese alte, abgelebte Person als eine Wohlthat heraus. Die Gewohnheit dieser Gleichgiltigkeit machte sie stumpf gegen den eben mit ihr geschehenen Wechsel. Ihr Bibelbuch fest im Arme haltend als ihre einzige Habe, die ihr noch lieb war im Leben, saß sie lange schweigend neben Agathe — es ward dunkel in dem Raume, der sie beherbergte, der Abend sank nieder und machte hier die Dämmerung schnell zur Nacht. Da hob Margareth mit dem dumpfen Tone an, der einer Stimme aus dem Grabe glich und jederzeit Agdolo einen Schauer eingejagt hatte:

„— Und zog an den Fluch, wie sein Hemd, und ist in sein Inwendiges gegangen wie Wasser, und wie Oel in seine Gebeine.“

Diese Worte des Psalms trafen Agathens Herz, sie waren der rechte Ton, der mit dem in ihrem Innern bis jetzt ausdruckslos zitternden Entsetzen harmonirte — Margareth hatte die rechte Saite angeschlagen. Die Betäubung wich von der Aermsten, sie fand Thränen des Jammers. Ach, jetzt sprang die Dumpfheit, womit der furchtbare Wechsel sie geschlagen, in das entgegengesetzte Gefühl, in den heftigsten Ausbruch ihres Elends über. Nun kam Margareths Wort: „Du bist auch eine Königin von Saba,“ zur wahren Deutung, denn in dem übergroßen Schmerze ging das Geheimniß, daß sie sich Mutter fühle, über Agathens Lippen.

Margareth sagte rauh zu ihr:

„— Du hast mich verlassen, spricht der Herr, und

bist mir abgefallen; darum habe ich meine Hand ausgestreckt wider Dich, daß ich Dich verderben will; ich bin des Erbarmens müde."

Diese harte Rede, wie Jeremia sie einst gebraucht, schnitt so tief in der Aermsten schmerzzerrissene Seele ein, daß sie laut aufschrie und der wildesten Verzweiflung sich hingab.

„Ja, des Herrn Hand ist ausgestreckt wider mich!" schrie sie — „sein Fluch hat mich getroffen, er hat mich zerschlagen in seinem Zorn. Warum soll ich leben Anderen zum Spotte und zu eigener Qual? Ich will es ausmachen mit mir, nur der Tod kann mich retten — der Tod — der Tod ist mein einziger Freund und Helfer!"

Sie sprang auf; was sie thun wollte, konnte Margareth nicht sehen, denn es war zu dunkel in dem Raume; aber eine jähe Angst überkam die alte Magd und sie griff nach ihr, hielt sie fest und zog sie mit allem Aufwande ihrer Kräfte zu sich nieder.

„Laß mich, laß mich!" kreischte Agathe; „ich muß es ausmachen, es ist nirgends Erbarmen, bei Gott nicht, bei den Menschen nicht. Sie sollen nicht meiner spotten in ihrer Bosheit — dafür hilft nur der Tod, der Alles gleich macht und vergessen. Was ist denn der kurze Schmerz gegen den ewig langen eines verhöhnten und mit Schande beladenen Lebens? — Das werfe ich von mir ... ich muß es von mir werfen."

Margareth, ihrer Gewohnheit gemäß, einen passenden

Grundtext der Bibel, die sie in der vieljährigen Einsamkeit im Hause ihrer dahingeschiedenen Herrin ganz ihrem einzig nur auf diesen Gegenstand gerichteten Geiste eingeprägt hatte, schnell aufzufinden, hob mit lauter Stimme an:

„— Als sie nun anhielten, ihn zu fragen, richtete er sich auf und sprach zu ihnen: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie."

. . . .

„— Da sie aber Das höreten, gingen sie hinaus (von ihrem Gewissen überzeugt) Einer nach dem Andern, von den Aeltesten bis zu den Geringsten. Und Jesus ward gelassen allein und das Weib in Mitten stehend.

„— Jesus aber richtete sich auf, und da er Niemand sahe, denn das Weib, sprach er zu ihr: „Weib, wo sind sie, Deine Verkläger? Hat Dich Niemand verdammet?"

„— Sie aber sprach: „Herr, Niemand."

„— Jesus aber sprach: „So verdamme ich Dich auch nicht; gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.""

Eine lange Pause folgte, nur unterbrochen von dem heftigen Schluchzen Agathens; Margareths Worte hatten der Aermsten Herz wohlthätig berührt. Dann schlang die Unglückliche den Arm um Margareths Hals und gelobte ihr, zu dulden mit Ergebung, nicht zu verzweifeln in dem großen Jammer, der über sie gekommen um ihrer eignen Schuld willen.

Die vielen Thränen hatten sie ermüdet, die Angst ihre Kräfte erschöpft — was sie nicht für möglich gehal-

ten, geschah, der Schlummer kam über sie und brach den letzten Rest der Verzweiflung, von der sie mit solcher Gewalt ergriffen worden war. Erst als der Tag wieder sein Licht in den engen, düstern Raum warf, erwachte sie. Margareth saß neben ihr, das Bibelbuch aufgeschlagen, leise daraus vor sich hinmurmelnd.

Der Tag, dessen Schein jetzt auch in das Herz der Aermsten Trost brachte und sie zur demuthsvollen Ergebung in ihr künftiges Geschick bestimmte, war derselbe, an welchem zwischen dem Churfürsten und Agdolo die Schreiben gewechselt wurden, die das Geheimniß des Verbrechens des Letzteren betrafen. Mehr gewiß als wahrscheinlich können wir annehmen, daß Agdolo, welcher bei der Antwort an den Churfürsten so tief erschüttert sich wies, daß Thränen seinen Augen entfielen, auch seines Verbrechens, schändlicher Täuschung gegen Agathe, in diesem Schreiben gedachte, und die Inbrunst seiner Liebe zu der Verführten, da in dieser für sein ganzes Leben entscheidenden Lage auch der letzte Funke der Frivolität, die das Bessere in ihm stets schnell übertäubt hatte, erstorben war, seine Feder leitete und nicht nur der bittersten Reue über diese That, sondern auch des Flehens um Erbarmen hinsichtlich der Zukunft der Aermsten beredte und dem Churfürsten zum Herzen dringende Worte lieh, die jedenfalls von dem Berichte der beiden an ihn gesendeten Commissaire hinsichtlich seiner tiefen Reue, unterstützt wurden. Die Nacht hatte die jetzige traurige Wohnung Agathens und Margareths

wieder in tiefes Dunkel gehüllt, als der Gefängnißwärter öffnete, brennende Lichter brachte und der Geheimerath von Zehmen eintrat und mit Agathen eine lange Besprechung hatte.

Zwei Wochen später bewohnte die Letztere mit Margareth in stiller Zurückgezogenheit ein kleines Häuschen in der Nähe des Strogaer Vorwerks. Man munkelte Vieles über diesen Umstand in der Zabeltitzer Gegend, aber die Abgesperrtheit, in der sich Agathe von jeglichem Verkehr hielt, brachte alle die umlaufenden üblen Gerüchte bald zum Schweigen; das Nutzlose dieser Redereien einsehend, da Niemand in Agathens Geheimniß einzudringen vermochte, gab man es auf, länger davon zu sprechen.

Die Frau Schloßinspektorin sah man niemals das abgelegene Haus der beiden Einsiedlerinnen betreten, wohl aber Herrn Blasius Ulrich. Das martialische Wesen hatte des alten Soldaten Herz nicht so sehr verhärtet, daß er keine Vergebung für die große Schuld Gathels gehabt hätte. Er nannte dir Aermste jetzt „Magdalene", weil sie eben so tief und sichtlich bereue als jene große Sünderin, der doch sogar der Heiland verziehen habe. Diese Besuche gaben zwischen ihm und seiner Frau harte Steine des Anstoßes. Frau Ulrich war nicht dazu zu bringen, dem Gathel zu vergeben, die so schlecht und undankbar an ihnen, von denen sie um Gottes Barmherzigkeit willen aufgenommen worden, gehandelt habe.

„'S hat Alles seine Grenze," sagte die Frau; „'s geht

so mit Sonne und Mond und da soll's auch so auf der Erde gehen, denn sonst wüßte ich nicht, wie 'ne Ordnung sein sollte zwischen Jungfern und Mamsells, wie Deines Herrn Generalleutnants königliche Hoheit Kammerdiener von den lüderlichen Frauenzimmern in Paris erzählt, die man so nennt. Herrgottchen, wenn ich an unsern Schreck am vorjährigen ersten Weihnachtsfeiertage denke — und an die tödtliche Blamage, die der Herr Pastor Röhr, Ehrwürden, davon getragen! Ich mag Nichts von der saubern Mamsell Pathe wissen, behüte mich Gott. Daß Du mir sie nicht etwa in's Haus bringst, das sage ich Dir. Siehst Du, Ulrich ... Inspektor, wenn das geschähe — ich wäre am Längsten bei Dir gewesen, das ist ein Grund zur Scheidung."

Der Schloßinspektor ermangelte zwar nicht, bei solchen Gelegenheiten des Aergernisses Gathels Vertheidigung zu übernehmen, so gut sich das thun ließ, und da er jederzeit seine für Versöhnlichkeit aufgestellten Gründe aus seinen militairischen Erlebnissen hervorsuchte, so kamen nicht selten außerordentlich seltsame Vergleiche zu Tage.

„Oho, oho! Frau, nicht so aufgetrumpft!" rief er gewöhnlich. „Wenn's bei uns auch so hochbeinig zugegangen wäre, bei uns, die wir doch Kerls waren, die im Nothfalle auf Commando dem Teufel ein Hühnerauge ausschnitten — wo wäre da was Ganzes herauszubringen gewesen? Wir hatten keinen Mann, der nicht wenigstens drei Mal seine gehörige Fuchtel bekommen hatte; aber da

fiel's Keinem ein, deshalb dumm zu thun und hoffärtig, wenn sein Nebenmann einmal mehr gefuchtelt worden war als er. Der rothe Lips war siebzehn Mal schon Spießruthen gelaufen; ich hätt's aber Keinem rathen wollen, ihn deshalb scheel anzusehen, denn er hatte seine Strafe weg und bei Würzburg wurde er noch obendrein in einem Umsehen Korporal, weil er den Bataillonschef aus den Händen der Preußen gerettet hatte. Wenn also die Gathel..."

Die Frau Schloßinspektorin unterbrach solche Beweise für die Versöhnlichkeit gewiß mit einem so unaufhaltbaren Redestrom, daß Herr Ulrich weichen mußte, denn seine Zunge war viel zu schwerfällig, um es mit der Fertigkeit seiner Ehehälfte in diesem Artikel aufzunehmen. Ihre beiderseitige Ehe war noch nie so uneinig gewesen, als eben zu dieser Zeit, und der Portier sagte manchmal im Vertrauen zum Pastor Hildebrand:

„Jetzt ist der Teufel recht los bei Inspektors, da giebt's keine guten Gesichter und der Alte dauert mich in der Seele, der ist in- und auswendig krank; seit zehn Wochen wenigstens hat keine Menschenseele eine unschuldige „Schockschwerenoth" oder ein kleines „Himmeltausenddonnerwetter" von ihm gehört. Das ist 'n schlechtes Zeichen bei solch' altem Kampel, Ew. Ehrwürden — mir will's gar nicht gefallen, gar nicht. So'n altes Soldatenblut muß loswettern, da kommt kein Pelz auf die Leber und 's Herz bleibt dabei gesund wie ein Fisch."

Das diesjährige Weihnachtsfest ging unter diesen Umständen recht trübselig bei Schloßinspektors vorüber; vom lichterfunkelnden Christbaume war keine Rede und der heilige Abend für Beide ein recht trauriger. Jedes saß verdrossen weit ab vom Andern. Herr Ulrich erinnerte sich wieder an den langen Mecklenburger, wie dem die Kameraden die Lichter am letzten Christbaume mit Pulverblitz angezündet hatten, und die Frau Inspektorin ärgerte sich noch über die ungeheure Blamage, die der Herr Pastor Röhr, Ehrwürden, durch die Geschichte mit der Mamsell Gathel erlitten hatte. Das war aber Alles nicht mehr zu ändern, die Zeit mußte da heilen und Balsam der Vergessenheit auf die Wunde träufeln. Wenn die Schloßinspektorin im Aerger vom Pastor Röhr und dessen großer Kränkung zu reden anfing, da wurde Herr Blasius manchmal so toll, daß er, auf den Tisch schlagend, rief:

„Halt's Maul mit dem dummen Zeuge! 'S hat Niemand bei der ganzen Historie einen Profit davon getragen, als gerade der Schwarzrock. Um Gathels willen hat des Churfürsten Durchlaucht ihm die Stelle ausgewirkt und jetzt noch könnte er herumlaufen als luftiger Pfarramts-Candidat, der auf Manna und Wachteln wartet. Und meines Herrn Generalleutnants königliche Hoheit hatte es gleich gesagt, daß der Schwarze nicht für das Mädchen passe; aber freilich, Du warst ja wie versessen auf die Mariage. Nun haben wir's.“

Der Pastor Röhr, den natürlich die Frau Schloßin-

spektorin von dem außerordentlichen Ereignisse, die Anwesenheit Gathels auf Zabeltitzer Grund und Boden, benachrichtigt, hatte ihr sagen lassen, er werde gelegentlich hinkommen; aber dies „gelegentlich“ zog sich so in die Länge, daß die Osterzeit schon wieder gekommen war und des Herrn Pastors Ehrwürden Besuch in Zabeltitz sich immer noch nicht erfüllt wies. Doch einige Notizen, die ihm ganz zufällig von seinem Verwandten, dem Zabeltitzer Pfarrer, der einmal bei ihm einsprach, zukamen, brachten sein Calcül in rege Thätigkeit. Der verwandte Zabeltitzer Amtscollege erzählte nämlich, daß er jetzt ganz sicher vom Herrn Rentmeister in Erfahrung gebracht habe, wie die Jungfer Gathel ein Monatsgeld zu ihrem Unterhalte von ihm auf Befehl des Churfürsten ausgezahlt erhalte.

Es lag ein zu gemeiner Spekulationstrieb in Röhrs Seele, als daß er nicht Alles, was seinen Lebensweg auch nur im Entferntesten berührte oder möglicher Weise zu berühren schien, einem scharfen und vorsichtigen Calcül unterworfen hätte; die niedrige Habsucht, die unter der Demuthsmaske verhüllte Hoffart und Ehrsucht bedingte sogar derlei Calcüls; deshalb war die von seinem verwandten Amtscollegen ihm mitgetheilte Nachricht ein werthvoller Stoff zum Nachdenken für ihn, und das Resultat seiner Logik bestand in der Ueberzeugung, daß, nach dem Antheile zu schließen, den der Churfürst noch jetzt gegen Gathel zeigte, es wahrscheinlich sein dürfte, daß Derjenige gar keine schlechte Spekulation verfolge, welcher sich zum Ehrenretter

Agathens aufwerfe. Die Hoffnung, eine höhere, bedeutendere Stelle zu erhalten, erschien seiner geheimen Ehrsucht zu lockend, als daß er nicht schnell zu dem Entschlusse gelangt wäre, selber diesen Plan durchzuführen.

„Ich verliere Nichts dabei, ich kann nur gewinnen," sagte er zu sich. „Es haben Viele auf solche Art ihr Glück gemacht. Die Ausdauer einer Zuneigung von meiner Seite unter Umständeu, die für das Mädchen eben nicht ehrenvoll sind, wird mir einen sehr zweckmäßigen Nimbus großen Edelmuthes, bewunderungswürdiger Gottseligkeit geben und das Weitere sich von selbst finden."

Eine Woche später kam er nach Zabeltitz zum Besuch bei seinem Verwandten, dem Pastor; natürlich konnte er Inspektors nicht übergehen und sein Benehmen daselbst erwarb ihm Herrn Ulrichs ganze Gunst.

„Wenn ich meinen Besuch so lange aufgeschoben habe, liebwertheste Frau Schloßinspektorin, so geschah es theils der überhäuften Amtsgeschäfte halber, denn ich habe viel Unkraut vorgefunden im Weinberge des Herrn, das, wenn es nicht den guten Samen überwuchern sollte, ausgerottet werden mußte," sagte er, sein Außenbleiben entschuldigend — „theils aber hielt mich auch ein gewisses Zartgefühl ab, hierherzukommen — wollte nicht gern der Jungfer Gathel Scham bereiten, denn ich habe Mitleid mit der armen Verführten, wie jeder gute Christ Mitleid mit dem gefallenen Nebenmenschen haben soll. Vergeben und vergessen habe ich von Herzen — und wie sollte ich nicht? Lehre

ich doch von Dem, der die Liebe zu den Menschen mit seinem Tode besiegelte!“

Herr Ulrich gerieth so sehr in Freude, daß er allen früheren Aerger vergaß und des Herrn Pastors Ehrwürden beim Kopfe nahm und ihn herzhaft küßte.

„Jetzt sind Ew. Ehrwürden mein Mann, und meines gnädigsten Herrn Generalleutnants königlicher Hoheit will ich's haarklein rapportiren, daß Höchstdieselben nun einen andern Begriff von Demselben kriegen!“ rief der alte Soldat in Extase. „Mein' Seel'! Ehrwürden brauchen keinen Schnauzer im Gesicht, Dero Herz ist ein rechtes Juwel und Dero Christenthum der beste Schnauzer, den's nur geben mag. Jetzt lesen Ew. Ehrwürden aber meiner Frau da den Text aus dem Ff — das ist ein Weibsbild, das im Christenthume weniger als ein Rekrut vom Schultern versteht, vom Vergeben und Vergessen hat das Weib keine Spur, trägt einen Groll in sich, der haushoch und grabestief ist — hat mich fast todt geärgert, weil ich die Gathel nicht mit verdammt und verworfen, sondern Barmherzigkeit mit dem armen Dinge gehabt habe. Schockschwerenoth! wenn ich mich an den rothen Lips erinnere — siebzehn Male hat der Kerl Spießruthen laufen müssen und blieb so ehrlich wie zuvor, zuletzt bei Würzburg wurde er noch Korporal obendrein — und das Weib da will eine Christin sein? Pfui der Schande!“

Freilich lächelte des Herrn Pastors Ehrwürden über den Vergleich zwischen der Gathel und dem rothen Lips,

aber die Frau Schloßinspektorin bekam nichtsdestoweniger eine lange Bußpredigt, die mit aller geistlichen Salbung ausgerüstet, ihr Herz windelweich machte und sie bis zu Thränen rührte. Sie wollte gleich mit dem Herrn Pastor hingehen zu der Gathel, daß er sehen sollte, wie auch sie ein christliches Herz zur Vergebung hätte; der aber schlug den Besuch für dies Mal ab, „denn," sagte er, „wir wollen der Aermsten keine Angst bereiten. Man wird auch nicht auf Ein Mal gesund nach langer Krankheit, sondern es geht langsam, nach und nach; gerade so ist's auch, wenn das Herz gesunden soll — ich selber bedarf einer Vorbereitung zu solchem Besuche und die Gathel sicher noch mehr, sollte ich denken."

„Ach ja, das ist gewiß, daß sie sich jetzt vor des Herrn Pastors Ehrwürden gar nicht einmal sehen lassen würde," fuhr der Schloßinspektor heraus — „denn 's hat so seine gewisse Bewandniß mit..."

Er stockte und nach einigem Hin- und Herreden hatte Frau Ulrich das Geheimniß heraus, die Gathel sah ihrer Entbindung entgegen.

„Unter diesen Umständen werde ich für jetzt von jedem Besuche absehen müssen," bemerkte der Pastor — „die Frau Schloßinspektorin mögen da nur bei Gelegenheit meiner Erwähnung thun, wie ich gar keinen Haß und keine Verachtung für sie hätte — das dürfte vielleicht ein Trost sein, der ihr wohlthut."

„Ew. Ehrwürden sind wahrhaftig ein Mann Gottes!“ rief die Frau Schloßinspektorin.

„Keine Lobeserhebungen, würdige Freundin!“ verbat der Pastor; „unser Wandel soll im Himmel sein, das heißt, wir sollen uns aller jener Tugenden befleißigen, die da gerecht und heilig sind vor dem Herrn, und da ist die Versöhnlichkeit, die fromme, christliche Liebe zu dem gefallenen Mitmenschen obenan. Entnehmen Sie wenigstens daraus, daß meine Neigung zu Agathen eine ehrenhafte und rechtschaffene gewesen — ja, ich will Ihnen gestehen, daß diese Zuneigung bei mir nicht um ein Haar schwächer geworden ist, im Gegentheil mir der Gedanke, die arme Verführte vielleicht wieder durch frommen Trost und liebreiche Anleitung auf den Pfad der Tugend führen zu können, als ein gar schöner und heiliger erscheint.“

Wie für's Künftige eine solche Führung sich thun lassen werde, war jetzt freilich noch nicht abzusehen; aber Pastor Röhr war zufrieden, den Grund seines Planes gelegt zu haben, das Weitere mußte abgewartet werden — wenigstens hatte er sich zwei Bundesgenossen erworben, die nach Kräften für ihn arbeiten würden, deß durfte er versichert sein, darauf kannte er seine Leute zu gut.

In dem einsamen, von aller Weltfreude zurückgezogenen Leben Agathens war es ein Ereigniß, als der Herr Pathe Schloßinspektor eines Abends mit seiner Frau Liebsten bei ihr eintrat. Wie viele Thränen flossen da! Die Aermste sah auch recht bleich und abgehärmt aus vor lau-

ter Kummer und Selbstqual, und die alte Margareth sagte in ihrer biblischen Sprachweise:

„— Ich muß über dich, Jaeser, du Weinstock zu Sibma, weinen, denn deine Reben sind über das Meer gefahren und bis an das Meer Jaeser gekommen. Der Verstörer ist in deine Ernte und Weinlese gefallen.“

Die Verzeihung der Frau Muhme Ulrich war ein rechter Trost in Gathels Traurigkeit, die mit jedem Tage zunahm, je näher sie ihrer schweren Stunde kam.

„Wenn's Gott schicken möchte, daß ich drüben einginge,“ sagte sie zuweilen — „es wäre eine Wohlthat für mich, denn was erlebe ich mir?“

Da rückte die Frau Muhme denn heraus mit der Rede vom Herrn Pastor Röhr, wie der ein wahrer Heiliger sei und ihr (der Schloßinspektorin) mit glühenden Worten in's Herz geredet habe, wie unchristlich doch der Haß und der Groll sei, und wie er zu ihr, der Gathel, trotz ihrem Fehltritte, noch gerade so herzliche Zuneigung habe, wie vorher. Er wisse wohl, daß der brüllende Löwe keine Kunst scheue, Herzen zu verschlingen in seine Fallstricke; aber eben deshalb müsse man erst recht das Christenthum gegen Die üben, so in seine Klauen gefallen und von ihm verderbet worden wären.

Die Gathel antwortete gar Nichts darauf, sie blickte nur zu Boden, denn es würde ihr weniger weh gethan haben, wenn sie gehört hätte, daß der Pastor Röhr heftig gegen sie eifere. Seine Milde aber dünkte ihr wie glü-

hende Kohle, die in ihr Herz brenne, denn sie fand einen schweren Vorwurf für sich in dieser versöhnlichen Denkungsweise Dessen, den sie als Heuchler mit Abscheu betrachtet hatte.

Die schwere Stunde kam endlich, die sie zur Mutter eines kleinen Mädchens machte. Die Befürchtungen, die sie selber und die Frau Schloßinspektorin (die Letztere freilich nur im Stillen) gehegt hatten, daß schwere Krankheit sich als Folge des großen Grams an diese für Frauen so bedeutungsvolle Stunde anschließen würde, schienen vergeblich gewesen zu sein. Mit Thränen der Inbrunst drückte Agathe ihr Kind an's Herz; ach, es war ein Jubel in ihrer Seele, wie ihn nur Frauen empfinden können, die so tief und innig fühlen, als sie. Gram und Leid hatten jetzt gar keine Macht über sie und schienen vor der Uebermacht des Freudenrausches, der sich ihrer bemeistert hatte, ganz auf Nimmerwiederkehr von ihr gewichen zu sein. Wie zärtlich herzte sie das kleine Wesen, das noch der geschlossenen Knospe glich, aus der sich unter zarter Pflege die herrliche Blume entfaltet! Es war ja Leben aus ihrem Leben, Herz von ihrem Herzen. Sie küßte die kleinen Händchen, die blauen noch ungewiß blickenden Aeuglein, den kleinen Mund — o, sie war glücklich, sie war Mutter. Das Maal, welches das zarte kleine Wesen am linken Oberarme trug und welches drei an einem Stengel hängenden Kirschen glich, betrachtete sie mit großem Vergnügen; sie rief Margareth an's Bett und zeigte es ihr.

Aber wo der Gram so große Verwüstung angerichtet hat, da kann ein Sonnenblick der Freude nicht so schnell Alles ausgleichen und heilen — die trüben Wolken kehren zurück, so wie der Sturm der glücklichen Empfindungen nachläßt, die große Aufregung allmählig der Abspannung weicht. So auch war's bei Agathen; kaum drei Tage waren verflossen, als nun der Ausbruch des hitzigen Fiebers sie überkam, als Vorbote großer schwerer Krankheit, die ihr Leben zu enden drohte und wochenlang sie an's Lager fesselte. Die Jugendkraft kämpfte rüstig gegen den argen Feind, der nicht nur ihren Körper, auch den Geist zerstören zu wollen schien, denn wirre und wilde Phantasieen hatten sich ihrer Sinne bemächtigt und nur langsam fand sich eine Milderung dieses traurigen Zustandes ein. Fast ein Vierteljahr war vergangen, ehe wieder lichte Augenblicke die Abnahme der schweren Krankheit andeuteten. Während dieser Zeit hatte ein andrer Schlag ihr Herz getroffen, ihr Kind war gestorben, wie die Frau Schloßinspektorin und die Margareth ihr sagten, als sie wieder darnach fragen konnte.

Die alte Margareth suchte einen biblischen Trost hervor und ermahnte sie an des Herrn Worte, wie sie im Johanneischen Evangelio stehen: „Und ich will den Vater bitten und er soll euch einen andern Tröster geben, daß er bei euch bleibe ewiglich.“ Die schwere Krankheit, die Gathels Kräfte so aufgezehrt hatte, schien auch auf ihre Gefühle von derselben Wirkung gewesen zu sein, sie nahm diese

Nachricht mit dumpfem Schweigen auf, sie schien sogar zu einer Klage zu schwach, zu ermattet, und der große Verlust, den die beiden Frauen ihr meldeten, verlor mithin in der Ohnmacht und Unfähigkeit ihrer gänzlich abgespannten Empfindungskraft die Schärfe des schmerzlichen Eindruckes, der unter andern Umständen nicht ausgeblieben wäre.

Erst im nächsten Frühjahre kräftigte sich ihre hartangegriffene Gesundheit, das tiefe Blaß ihrer Wangen verschwand vor der Wiederkehr eines sanften Roths und ihr abgezehrter Körper nahm an Fülle zu. Jetzt erst nahte sich ihr der Pastor Röhr. Gathel zitterte vor dem Augenblicke, wo sie diesem Manne gegenüberstehen sollte; aber sie konnte, wollte sie gegen die Schloßinspektorin nicht ganz undankbar erscheinen, sich der Aufforderung derselben, seinen Besuch anzunehmen, nicht entziehen. Die Art und Weise, wie Röhr sich gegen sie benahm, versöhnte sie fast mit ihm. Da war kein Vorwurf in seinem Munde, nur Worte der Tröstung, des herzigen Mitgefühls. Ihm gegenüber fühlte Agathe tiefe Schaam — wie hatte sie den Mann früher beurtheilt?! Wenn auch seine Worte nicht so wohlthuend und von tiefem Eindruck für ihr Herz waren, daß sie davon innigst gerührt wurde, so war doch das gänzliche Vergessen oder Uebergehen alles zwischen ihnen früher Vorgefallenen, das gar nicht Erwähnen ihres jetzigen Verhältnisses eine große Wohlthat für sie und erleichterte ihm gegenüber ihre Stellung bedeutend. Die ziem-

liche Entfernung seines Pfarrortes von Zabeltitz machte öftere Besuche von seiner Seite unmöglich und dieser Umstand war für den Eindruck seiner Wiederannäherung an sie eher vortheilhaft, als nachtheilig, ihr früherer Widerwille gegen ihn fand keine Nahrung bei diesen seltnen Besuchen und seine Art und Weise, ihr gegenüber zu treten, zwang sie allmählig zu dem sich selber gemachten Geständnisse, daß sie sich in ihm, befangen von der Leidenschaft zu ihrem schönen Verführer, getäuscht habe. Ach, so sehr sie sich auch mühte, den Letzteren zu vergessen, so sehr sie auch ihre Vernunft zu Hilfe rief, immer tauchte sein Bild in ihrer Seele auf und es kamen Stunden, in denen sie sich dem Gedanken an ihn mit voller Inbrunst hingab, wo sie ihm alle Täuschung verzieh, und ihn noch sogar bei sich zu entschuldigen suchte. Freilich mußte dies unwillkürlich sie überraschende Gefühl einer Neigung, die, wie sie sich selbst sagen mußte, durch nichts gerechtfertigt werden konnte, vor den nun ernstlich an sie herantretenden Lebensanforderungen schweigen, sie mußte an ihre Zukunft denken.

Von Hause hatte sie nichts zu hoffen, des Vaters eheliches Unglück hatte auch den häuslichen Ruin herbeigeführt, er war gestorben und eine Schuldenmasse hinterblieben. Wenn auch der Herr Pathe Inspektor seine Hand nicht von ihr abzog, so war dies immer noch nicht hinreichend, um sie später vor Mangel zu schützen, denn das ließ sich im Voraus erwarten, daß das Monatsgeld, wel-

ches ihr die Gnade des Churfürsten bis jetzt hatte auszahlen lassen, einst vielleicht in kurzer Zeit aufhören würde. War nicht diese Unterstützung, die ihr in der traurigsten Lage, wo sie an Allem verzweifeln mußte, zu Theil geworden, eine wahrhaft fürstliche Gnade, eine Großmuth, deren sie sich durch die Folge würdig zeigen mußte? Und die Mahnung, auf die Zukunft zu denken, trat noch schärfer an sie heran, als bald darauf Margareth einer kurzen Krankheit zum Opfer fiel. Margareth war freilich keine Gesellschaft zur Erheiterung, das stumpfe, scheinbar gleichgiltige Wesen der alten Person, die Pflegerin so vieles Unglücks (im Hause der Königin von Saba) gewesen, war nicht Zutrauen erweckend; aber wen sie lieb hatte, der fühlte ihr stilles sorgliches Walten, das ohne Anspruch auf Lob oder Anerkennung oder gar in der Berechnung guten Lohnes, der Ausdruck ihrer Zuneigung war.

Wenn Agathe in späteren Jahren sich an diese alte schweigsame Freundin erinnerte, so wurde dies Andenken von einem Gefühle begleitet, das sie sich nicht zu deuten wußte. Die letzte Stunde Margareths erfolgte nämlich in früher Morgenzeit, Agathe war mit ihr allein in dem Häuschen.

Der Verfall der Lebenskräfte Margareths nahm in so überraschender Schnelligkeit zu, daß schon eine Lähmung der Zunge eingetreten war, ehe nur Agathe an die Möglichkeit des Gedankens glaubte, daß ihre alte Gefährtin bald am Ziele ihres irdischen Daseins angelangt sein

werde. Die gänzliche Erschlaffung aller Kräfte wich indeß kurz vor dem Eintritte des Todes, ein letztes Aufflackern des dem Erlöschen nahen Lebensfunkens kräftigte scheinbar die Sterbende, deren Blick auf Agathen ruhte. Es war sichtbar, daß Margareth etwas sagen wollte, die wirren Laute, die sie mühsam herausstieß, deuteten das an. „Mein guter Gott, was will sie nur?“ rief Gathel in der Angst ihres Herzens — „drückt Dein Gewissen etwas, gute Margareth, was Du gern los sein möchtest?“

Margareths Kopfnicken bejahte die Frage, mit Mühe hob sie die Hand empor und ließ sie schwer auf die auf den Tisch neben ihr liegende Bibel niedersinken, mit dem Zeigefinger auf eine Stelle im zweiten Kapitel des aufgeschlagenen Evangeliums Matthäi zeigend; heftig herausgestoßene unverständliche Laute deuteten an, daß sie daraus etwas zu hören begehre. „Das soll ich Dir vorlesen?“ fragte Jene.

Margareths Kopfnicken drückte Bejahung aus; was aber ihre Handbewegung bedeuten sollte, — sie zeigte mehrere Male auf Agathe —, das konnte sich diese nicht enträthseln. In großer Beklemmung las sie folgende Stelle, wo Margarethens Zeigefinger ruhte:

„Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehöret, viel Klagens, Weinens und Heulens; Rahel beweinete ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen; denn es war aus mit ihnen.“

Die Hand Margareths glitt langsam von dem Buche

herab auf's Lager, ein tiefes Aufathmen folgte — und ein treues unscheinbares Leben hatte geendet.

Agathe sann oft darüber nach, was Margareth wohl damit gemeint habe; aber wie sie auch nachdenken mochte, es blieb ihr ein Räthsel — in der betreffenden Bibelstelle, die sie gelesen hatte, konnte sie keinen Sinn herausfinden, den sie auf Margareth hätte beziehen können. Aber deren Tod hatte eine Veränderung in Gathels Leben zur Folge — sie stand nun allein und sah sich gezwungen, das Anerbieten des Herrn Pathen Schloßinspektor und seiner Frau Eheliebste, zu ihnen zu ziehen, anzunehmen. Es kostete ihr freilich große Ueberwindung, denn jeder Gegenstand im Schlosse und dessen Gartenumgebungen erinnerte sie an das Ehemals und erneute den Schmerz in ihrer Seele, wie Alles nur eine traurige Täuschung gewesen, was sie als Glück betrachtet. Plötzlich traf die Nachricht in Zabeltitz ein, daß Gräfin von der Lausitz auf eine Zeitlang das schöne Besitzthum ihres erlauchten Gemahls heimsuchen werde, um daselbst nach einer überstandenen Krankheit durch den Genuß der frischen Landluft sich zu kräftigen.

Agathe zitterte vor dem Augenblicke, wo sie die hohe Frau wiedersehen sollte; der Gedanke, als Verbrecherin, als Meineidige vor ihr erscheinen zu müssen, peinigte sie außerordentlich. Drei Jahre waren verflossen seit der Zeit, daß sie der Gräfin den Schwur geleistet, lieben zu lernen, und wie hatte sie ihn erfüllt? Frau Ul-

rich besaß Scharfblick genug, um die große Unruhe Agathens zu bemerken und ließ nicht eher mit Drängen ab, bis diese ihr die Ursache ihrer Angst gestanden hatte. „Warum denn solche Furcht, meine Gathel!“ redete die Frau Schloßinspektorin — „was damals nicht geschehen ist, kann jetzt in Erfüllung gehen. Der Herr Pastor Röhr Ehrwürden sind grade noch so wie damals für Dich eingenommen und würden gar kein Gedenken dessen haben, was während der Zeit vorgefallen, wenn ...“

„Ach, um Gottes Barmherzigkeit, das ist nicht möglich!“ rief Gathel, sie unterbrechend — „das wäre für mich ein immerwährender Vorwurf. Wie könnte denn der Mann mit mir noch glücklich zu werden hoffen?“

Aber bei Frau Ulrich war es ganz unmöglich, mit Gründen durchzudringen. Sie stellte sich das so schön vor, wenn Gathel nach all’ dem Geschehenen noch Frau Pastorin würde, daß der Gedanke ihr gar nicht aus dem Kopfe zu reden war.

Die Gräfin von der Lausitz war kaum einen halben Tag in Zabeltitz, als die Frau Schloßinspektorin sich ein Herz faßte und bei ihr um Audienz bitten ließ, und das Vergnügen, welches nach der gewährten Audienz auf Frau Ulrichs Gesicht so deutlich zu lesen war, konnte als das beste Zeugniß von der Erfüllung ihrer Erwartung gelten, daß die Gräfin sich der projektirten Zukunft Gathels mit allem Eifer annehmen wolle. Gegen Gathel hielt die

Frau Schloßinspektorin indeß, so schwer es ihr auch wurde, reinen Mund.

Die Gräfin schien gar nicht sich um Gathel kümmern zu wollen, sie ließ sie nicht zu sich rufen, obwohl sie durch ihre älteste Tochter, die mit derselben gesprochen hatte, ihr Hiersein erfahren haben mußte. Das that der Aermsten freilich recht weh, denn es schien Verachtung zu sein, die die hohe Frau ihr bezeigte. „Aber habe ich es denn anders verdient?“ fragte sich Gathel — „wie soll sie mich denn noch achten können, mich, die so tief gesunken ist? Das ist eine Buße, die tief schmerzt, die ich aber in Demuth tragen muß, weil ich's verschuldet habe.“

Der Herr Pastor Röhr kam zu Besuch, er hatte heute besonders viel mit der Frau Schloßinspektorin unter vier Augen zu besprechen, dann ging er fort — Gathel glaubte, er mache seinen Besuch bei Pastor Hildebrands. Kaum eine Viertelstunde später wurde sie ganz unerwartet zur Frau Gräfin gerufen.

Das Herz war ihr so schwer beklommen, als sie in das Zimmer der Letzteren eintrat, daß sie zu fühlen glaubte, wie das Blut plötzlich in allen Adern stocke.

Die Gräfin stand von dem Sessel am Fenster auf, trat vor sie hin, blickte sie scharf an und sagte dann, sich abwendend: „Ich habe mich häßlich in Dir getäuscht.“

Einen größern und tiefer einschneidenden Vorwurf konnte die hohe Frau nicht gegen Gathel aussprechen, die ganz erschüttert zu ihren Füßen niedersank und unter Thrä-

nen sie um Verzeihung anflehte und ihr Alles sagte, wie es gekommen und wie bitter sie aus dem täuschenden Glückstraum erweckt worden sei.

„Und was soll nun geschehen?“ fragte die Gräfin.

„Ich weiß es nicht,“ stammelte Gathel leise.

Nun redete Jene, wie sie von Allem gewußt habe, und wie sie nur Ein Mittel sähe, das ihre schwere Schuld vergessen machen könne und es sich nun zeigen müsse, ob sie (Gathel) der Liebe und des Mitgefühls, das man ihr schenke, noch werth sei. Und sprach nun vom Pastor Röhr, daß der sich entschlossen habe, ihr die Hand zu reichen, damit sie ferner in Ehren vor den Leuten wandle. Wie edel müsse ein Mann sein, der nach so großer ihm angethaner Kränkung noch solch' eine Neigung für sie habe, und um seinen edlen Vorsatz zu unterstützen, habe des Churfürsten Durchlaucht auf ihre, der Gräfin, Bitte, sich sogar bewogen gefunden, dem Pastor Röhr eine andre Stelle in der Lausitz anweisen zu lassen, wo Niemand etwas von ihrer Schuld wisse. Nur die höchste Undankbarkeit könne noch jetzt gegen solche Theilnahme und Liebe, die sich für das Glück ihrer Zukunft vereine, unempfindlich sein. Sie hoffe nicht, daß Gathel so trauriges Zeugniß von ihrem eignen Herzen ablegen werde.

Die Aermste kniete noch vor ihr — der Athem stockte ihr in der Brust, sie sah sich gewaltsam und unwiderstehlich in eine Zukunft gedrängt, vor der sie bebte — vergebens hatte sie sich bemüht, in Röhrs Versöhnlichkeit eine

Stimme zu finden, die in ihrem Herzen einen Ton der Zuneigung erwecke; selbst die Achtung, die ihr sein Benehmen gegen sie abzwang, ließ sie kalt. Obgleich sie jetzt jeden Grund entbehrte, der eine so tief gewurzelte Abneigung gegen diesen Mann vor ihr selber gerechtfertigt hätte, so fühlte sie doch einen kalten Schauer bei dem Gedanken, die Seine werden zu müssen.

„Nun — Du zögerst mit einer Antwort?“ fragte die Gräfin erstaunt. „So sehr hätte ich mich in Dir getäuscht?!“

„Ich habe keinen Willen — ach, es wird eine Buße sein für meine Schuld!“ hauchte Gathel.

„Diese Buße führt Dich zum Glücke,“ sagte die hohe Frau, sie aufhebend. Auf ein Klingelzeichen, das sie gab, öffnete sich die Thür des Nebengemachs, — Pastor Röhr trat heraus.

„O mein Gott! — er?“ ... rief Gathel erschrocken.

Die Gräfin winkte dem Pastor, näher zu treten. Dann legte sie Gathel in seinen Arm und sagte:

„Seien Sie nun ihr Freund, ihre Stütze, möge der Aermsten durch einen Frevler gebrochenes Herz an Ihrem edlen, theilnehmenden Herzen sich aufrichten. Machen Ew. Ehrwürden sie glücklich.“

. . . .

Ein Vierteljahr später trat Pastor Röhr sein neues Amt auf dem Rittergute D*** in der Gegend von Bautzen an und hielt mit seiner Gattin Agathe seinen Einzug daselbst.

Die jetzige Stellung war eine weit vortheilhaftere als die bisherige; aber sie stillte die Ehrsucht in Röhrs Herzen nicht. Er hatte darauf gerechnet, daß er durch die Verbindung mit Gathel Anspruch auf Beförderung erlangen werde; aber er sah sich getäuscht und ein schwerer, durch lange Jahre tiefgewurzelter Groll gegen den Churfürsten, den der Pharisäer sich zur Erzeigung von Gnadenbezeigungen als verpflichtet ansah, nagte an seinem Herzen, um so mehr, als mehrere Gesuche, eine höhere Stellung zu erhalten, abschlägig beschieden wurden. Man hatte oder wollte ihn absichtlich vergessen. Daß die Ehe mit ihm für Agathe kein Rosenpfad war, ließ sich bei seinem Charakter nicht anders erwarten; aber er verstand die Kunst, gegen Außen hin den Schimmer der Friedfertigkeit aufrecht zu erhalten, der die schmerzlichen geheimen Kränkungen, die er seiner Gattin zufügte, vor aller Welt Augen verhüllte. Immer den Schein der Gottseligkeit, der Sanftmuth, der thätigsten Christenliebe als Schild für sich gebrauchend, schien es dem Pastor Röhr eine Nothwendigkeit, durch Worte und leicht hingeworfene Bemerkungen seiner Gattin Gefühl auf's Aeußerste zu verletzen. Es war eine künstlich durchdachte Rache, die er gegen sie ausübte, sie sollte die Täuschung büßen, die ihn so tief grollte, die Täuschung seines geheimen ehrsüchtigen Planes, durch sie empor zu kommen. Agathe trug ihr Geschick mit Ergebung, sie betrachtete es als eine Buße für ihre Vergangenheit, Niemand hörte von ihr eine Klage. Ihr einziges

Glück fand sie in der Liebe zu ihren beiden Kindern, ihnen widmete sie alle Sorgfalt eines zärtlichen Mutterherzens — das war der Sonnenstrahl, der in ihr verödetes Leben fiel. —

Franz, ihr Sohn, hing mit warmem Herzen an ihr, weniger an dem Vater, der ihm auch deshalb weniger geneigt war und seine neun Jahre jüngere Tochter Philippine sichtlich vorzog.

Wenn irgend etwas einen versöhnenden Eindruck auf die arme schwergeprüfte Frau zu machen im Stande war, so konnte es nur die Bemerkung dieser Vaterliebe zu Philippinen sein, obwohl sie es schmerzte, daß ihr Sohn Franz sich nicht solcher Zuneigung erfreuen konnte. Die Charaktere der Beiden standen einander zu schroff gegenüber. Franz besaß nichts von dem pharisäischen Wesen seines Vaters; schon als Knabe wies er eine Offenheit, die ihm das frömmelnde Sanftthun des Vaters abscheulich machte, weswegen er sich auch mit der ganzen zärtlichen Inbrunst einer unverdorbenen Kindesseele an die Mutter anschloß. Röhrs bittere Bemerkungen darüber, wenn auch mit lächelndem Munde ausgesprochen, mußten Agathen weh thun; desto inniger aber schloß sie den Knaben an ihr Herz. Erkaufte sie nicht diese Kindesliebe mit Kummer und Schmerz? Und wird nicht Alles, was uns Opfer kostet, unserm Herzen lieber und theurer? Und hatte sie denn noch ein Herz außer diesem Kinde, das sie das ihre auf dieser Erde nennen konnte? Wenige Jahre nach

ihrer Verheirathung mit Pastor Röhr war der Schloßinspektor und bald darauf dessen Frau gestorben; dies waren die einzigen Verwandten, die es gut mit ihr gemeint und als Beweis dieser Meinung ihr zur Beförderung ihres zeitlichen Wohlstandes ihr Vermögen hinterlassen hatten. Ihre Entfernung von Zabeltitz war die Ursache, daß auch Gräfin von der Lausitz für sie nur noch in der Erinnerung lebte. Alles, was mit ihrer Vergangenheit zusammenhing, außer dem Churfürsten und ihrem Gatten — ob Agdolo noch lebe und was sein Schicksal gewesen, wußte sie nicht — war für sie versunken; auch die Rutowska, ihre Freundin, war, sie hatte das zufällig erfahren, zwei Jahre nach Agdolo's Verhaftung gestorben. Oft gab sie sich der Erinnerung an ihre Vergangenheit hin und war diese auch noch so schmerzlich, ein Glück hatte sie ihr doch geboten, sie hatte geliebt, sie war geliebt worden. In solchen Stunden erschien ihr Agdolo nicht als Verbrecher, die Liebe zu ihm, die nur durch das Verbrechen der Täuschung an ihm in ihr Herz zurückgedrängt, nicht erstorben war, entsündigte ihn und die hinschwindenden Jahre gaben seinem Andenken das schöne freundliche Bild eines theuren ihr entrissenen Freundes und so blieb dasselbe ihr ein stilles Glück in den kummervollen Stunden ihrer Ehe.

Franz hatte die Kreuzschule zu Dresden bezogen, Philippine, damals ein achtjähriges Mädchen, war nun allein zu Hause. Immer mehr kam Agathe zur Erkenntniß, daß Philippine nicht jene innige Zuneigung zu ihr

trage, wie Franz. Es lag etwas Kaltes, oft Theilnahmloses in des Mädchens Seele, was das Mutterherz beängstete.

Der Pastor, dem die Bemerkung nicht entgangen war, wie das Mädchen weniger an der Mutter hing, wies sich eben deshalb demselben zärtlich zugeneigt; schon jetzt beherrschte ihn die kleine Philippine, was daraus hervorging, daß er alle ihre kindischen Wünsche zu befriedigen suchte. Und Agathe durfte nichts dazu sagen, daher verdoppelte sie — wenn wir diese Bezeichnung dafür brauchen dürfen — ihre Liebkosungen gegen Philippinen, um so deren Herz zu erwärmen, an sich zu fesseln, Einfluß auf sie zu gewinnen. Es war ein indirekter Kampf, den sie auf diese Art gegen ihren Mann führte und zugleich ein sehr trauriger, da es galt, ihr das Herz ihres Kindes zu erhalten. Pastor Röhr hatte Philippinens Bitte, als er sie auf einer Reise nach Dresden mitgenommen, daselbst eine Zeitlang in der kinderreichen Familie, wo ihr Bruder Franz als Kostgänger lebte, bleiben zu dürfen, erfüllt; Agathe mußte sie nach Hause holen, als ein paar Wochen vorüber waren.

Die schönen warmen Augusttage machten die Reise zu einer angenehmen. Die Pastorin kam in Dresden an und erfuhr, daß die Familie, in der Philippine sich aufhielt, einen Ausflug nach Pillnitz und dessen Umgebung gemacht habe und Abends mit dem Pillnitzer Schiff zurückkommen würde. Agathe, in Dresden unbekannt, entschloß sich, da sich ihr zufällig eine Gelegenheit darbot,

nach dem nur zwei Stunden von der Stadt entfernten churfürstlichen Lustschlosse zu fahren, von dem sie schon so viel hatte erzählen hören, das sie aber noch nie gesehen; das Mutterherz trieb sie zu diesem Entschlusse, um ihre beiden Kinder, wenn auch nur um einige Stunden früher, umarmen zu können.

Noch vor Mittag befand sie sich draußen; aber sie erkannte bald, daß es unmöglich sein würde, die Gesuchten zu finden, sie hatte sich das so leicht gedacht. Es blieb ihr also nichts übrig, als bis zum Abend zu warten, um sie dann an oder auf dem Schiffe zu treffen. Ihre Freude war also gestört und um die Langeweile zu verscheuchen, die sich ihr in dem unbekannten Orte gewaltsam aufdrängte, ging sie nach der Maillebahn, nachdem sie das Aeußere des so sonderbar gebauten Schlosses betrachtet hatte. Der erquickende Schatten der hohen, reichbelaubten Kastanienbäume, die die Maillebahn bilden, lud sie ein, auf einer Bank zu ruhen. Es war Alles so still hier, nur leise flüsterte der Hauch des Ostwindes in dem Laubwerk und raschelte in den Blättern der hohen Buchenhecken, die künstlich gezogen, wie Coulissen die Maillebahn umgaben; das sich abstufende Grün und der Durchblick, den die köstlich schattige Kastanien-Allee, links nach der Elbe und rechts nach den Weinbergen hin, gewährte, war so schön — die Sonne hatte ihre Strahlen an das Herz der reizenden Landschaft gelegt und funkelte in zahllosen Lichtern, die ringsum verstreut lagerten und im sanften Wind-

hauche ein schäkerndes Spiel zu treiben schienen, bald aufhüpften, bald verschwanden, um eben so schnell sich wieder zu zeigen.

Die sabbathliche Stille ringsum ward Ursache, daß Agathe von einem leichten Schlummer überwältigt ward, aus dem sie sich durch die Berührung einer Hand aufgeweckt sah. Ihr Schreck war nicht gering, als sie zwei Herren, beide in Uniform, den Einen dicht neben sich, den Andern in einer Entfernung gewahrte. „Ist Sie's denn wirklich?“ fragte der neben ihr Stehende.

„Herr, mein Gott, Se. churfürstliche Durchlaucht!“ rief die Pastorin, den Fragenden nun erkennend.

„Schreie Sie nicht, es geschieht Ihr ja kein Leid,“ sagte der hohe Herr, sie von dem Fußfalle, den sie thun wollte, zurückhaltend. „Was führt Sie hierher?“

Die Pastorin sagte die Ursache ihres Hierseins. Der Churfürst blieb eine Weile lang schweigend, dann fragte er: „Die Jugend liegt nun hinter Ihr und Sie hat nun wohl Ihre Verirrung damals und den Urheber derselben vergessen?“

Agathe schaute zu Boden, die Frage schnitt zu tief in das Geheimste ihres Herzens ein, als daß sie sogleich hätte antworten können.

„Warum schweigt Sie denn?“ fragte der Churfürst.

„Ach, ich will vor Ew. churfürstlichen Durchlaucht mich keiner Lüge schuldig machen — und es wäre eine, wollte ich sagen, ich hätte vergessen.“

„Sie denkt noch an Ihren Verführer Agdolo?“

„Ich habe ihm verziehen,“ stammelte Jene — „ach, ich kenne sein Schicksal nicht, ich weiß nicht, ob er gestorben ist oder ob er noch lebt. Es wäre vielleicht ein Glück für mich gewesen, eine Beruhigung, wenn ich ihm hätte sagen können: Ich habe keinen Haß auf Dich, mein Herz hat Dir gehört, es hat Dir Dein Verbrechen verziehen. O glauben Ew. churfürstliche Durchlaucht, das wäre auch für ihn ein Trost gewesen, denn geliebt hat er mich gewiß, so groß auch die Schuld sein mag, die er auf sich geladen — sein Herz war nicht böse.“

Der Churfürst blickte sie eine Weile lang an; aber es war kein strenger zorniger Blick, den er auf sie richtete, ein Ausdruck großer Milde leuchtete in seinen Augen.

„Auch ich habe ihm die schwere Schuld gegen mich verziehen,“ sagte er dann — „Gnade ist das himmlische Vorrecht der Fürsten, wer wollte sich um des Hasses willen eines so hohen Vorrechtes entschlagen? ... Bleibe Sie hier auf dieser Bank, warte Sie auf den Offizier dort und folge Sie ihm getrost. Sie soll dem Agdolo selber sagen, daß ich ihm verziehen habe.“

Die Ueberraschung, die diese Worte des Churfürsten auf die Pastorin bewirkten, war so groß, daß sie keinen Laut hervorzubringen im Stande sich fühlte; der Churfürst entfernte sich schnell zwischen den Buchenhecken und der Offizier eilte ihm nach. Ja, Agathe empfand eine so große Bestürzung, daß nur nach und nach das klare Denken

wieder Raum bei ihr gewann. In den wenigen Augenblicken dieser Begegnung mit dem Churfürsten drängte sich ihre Vergangenheit gewaltsam in ihre Erinnerung und die Worte des hohen Herrn deuteten darauf hin, daß der heutige Tag ihr ein Ereigniß bringen solle, das sie sich jetzt noch nicht deutlich denken konnte. Bestürzung, Angst, Ungewißheit, Ahnung von etwas Unerwartetem drängten in sich überstürzendem Wogenschwalle durch ihre Seele; sie zitterte unter der Gewalt dieser Empfindungen und war doch unfähig, sich über sie zu erheben, sich loszureißen von dem übermächtigen Eindrucke derselben.

Ein Wagen rollte vom Schlosse her, der greise Offizier saß darin, er lud die Pastorin ein, einzusteigen, es sei Befehl des Churfürsten.

Bald trug die Fähre den Wagen hinüber auf das linke Elbufer und dann braus'te das muthige Gespann die Straße nach Pirna dahin.

„Wo führen mich der gnädige Herr Offizier hin?“ unterbrach die Pastorin furchtsam das lange Schweigen.

„Nach der Festung Königstein, deren Kommandant ich bin,“ war die Antwort. „Zwei Stunden werden Sie sich dort aufhalten, dann — so lautet der Befehl des Churfürsten — mit diesem Wagen zurück nach Dresden gebracht werden.“

„Bin ich eine Gefangene?“ fragte Agathe mit angstbeklommener Stimme nach einer Weile.

Der greise Kommandant lächelte. „Nein — Sie

sind frei wie die Luft. Se. churfürstliche Durchlaucht hat Ihnen nur in hoher Gnade die Erlaubniß gestattet, einen Gefangenen zu trösten."

„Agdolo?!" rief Jene.

Der Vorige nickte bejahend.

„O mein Gott! ... Agdolo!"

Das Gesicht verhüllend lehnte die Pastorin in der Wagenecke und tiefes Schweigen herrschte nun zwischen Beiden, bis sie an Ort und Stelle sich befanden.

Der Zufall hatte es gefügt, daß der greise Kommandant des Königsteines, der Generalleutnant Heinrich Adolph von Boblick, heute des Churfürsten Durchlaucht persönlich die Bitte an's Herz gelegt, ihm seiner hohen Jahre wegen den Austritt aus dem aktiven Dienste zu gestatten. Die Begegnung zwischen dem Churfürsten und der Pastorin brachte den Ersteren auf den Gedanken, Agdolo, der nun vierundzwanzig Jahre lang Gefangener gewesen und dessen nahes Lebensende zu erwarten stand, einen Trost durch das Wiedersehen Agathens zu gewähren.

Ach, die Jahre der langen Gefangenschaft, obwohl er weder mit Ketten noch sonstigen harten Maßregeln belastet worden war, hatten die Gestalt des einst so schönen Mannes gewaltig verändert. Sein Haar war weiß geworden, sein Leib abgezehrt, Greisenschwäche war an die Stelle einstiger Manneskraft getreten, er fühlte, wie rasch seine Auflösung herantrat und seufzte nach der letzten Erfüllung seines Schicksals.

Welches Wiedersehen! Aber es war ein Trost, ein Balsam für den Unglücklichen. Die Stimme der Liebe aus seinen bessern Tagen tönte wieder in sein Ohr und erwärmte sein freudenleeres Herz, dessen letztem Pulsschlag er entgegensah. „Ja, das ist ein Sonnenstrahl, der meinen Feierabend schön macht,“ sagte er — „ich glaubte vergessen von hinnen scheiden zu müssen und siehe da, die Barmherzigkeit sendet die Liebe zu mir, daß ich sanft hinüberschlummern soll in der Erinnerung an dies mir gewordene Glück. O Du Trostesengel, der mir Verzeihung für schwere Schuld bringt, die ich an Dir einst beging, ich danke Dir. Ich habe viel gesündigt im Leben und die langen Jahre meiner Gefangenschaft sind gerechte Buße für so viel Schlimmes; aber eine einzige Tugend hatte ich und bis jetzt ist sie mir auch ein Trost gewesen, wenn ich verzweifeln wollte — ich liebte Dich — Dich, Agathe! und wie Du damals in den Tagen meiner Sünde mir wie ein Engel des Lichtes erschienst, vor dem die bösen frivolen Anschläge meines Herzens als Niederschlag zu Boden sanken und ich Dich lieben mußte, so liebe ich Dich auch jetzt noch, wo Du als Bote milder Sühne zu mir getreten bist. Mit dieser nun geheiligten Liebe im Herzen finde mich der Tod.“

Die zwei Stunden waren vorüber, der greise Kommandant trat ein. Der Abschied zwischen dem Gefangenen und seiner Liebe aus den längst verklungenen Tagen seiner Freiheit war wortlos, Beide fühlten, daß die Sprache,

so reich sie auch sei, doch arm erscheine, um die Gefühle solch' einer Trennung zu bezeichnen. Drei Tage später empfing der Churfürst den Rapport des Königsteiner Commandanten, daß der Gefangene Agdolo*) gestorben sei.

Eine Stunde nach Empfang dieser Nachricht befand sich Friedrich August auf dem Wege nach Dresden, wo er sich nur kurze Zeit, und zwar allein, in seinem Zimmer aufhielt, dann aber wieder nach Pillnitz zurückkehrte. Als die Diener das Zimmer, in dem er allein verweilt hatte, betraten, drang ihnen ein brandiger Geruch entgegen; im Kamin sahen sie ein Häuflein weißer Asche und den bisher stets sorgsam verschlossenen Wandschrank, der die die geheime Schuld Agdolo's betreffenden Papiere verwahrt hatte, offen.

. . . .

In dem traurigen Zusammenleben Agathens mit ihrem Gatten glich diese anfänglich schmerzliche, dann aber mild und freundlich werdende Erinnerung einem Lichtblicke, der ihr verödetes Dasein erwärmte. Hinter ihr lag die Vergangenheit ihrer Tage, ein Nebelbild, aus dem sich allein eine verwandte Stimme an ihr Herz legte — dies stille Glück war ein Geheimniß, das sie sorgsam bewahrte und welches ihr ein Asyl bot, in das sie flüchten konnte, wenn trübe Stimmungen sie verdüsterten — in diesem vor Aller Augen so ängstlich verhüllten Heiligthume fand sie

*) Den 27. August 1800.

sich wieder und auch die Kraft, sich über die ihr oft absichtlich von ihrem Gatten bereiteten Kränkungen zu erheben. Ihre Gegenwart war eine Buße, der sie sich mit Ergebung unterwarf. Wie Pastor Röhr es trefflich verstand, seinen häßlichen Charakter zu verhüllen, sich den bestechenden Schein der Gottseligkeit anzueignen, so verstand er es auch, im Geheimen seiner Gattin Kränkungen zu verursachen; sein Beruf bot ihm hinreichenden Anlaß, Beziehungen zu seiner Gattin Vergangenheit aufzufinden, über die er, wie es schien, absichtslos sprach und dadurch ihr Herz auf's Grausamste und Empfindlichste verletzte.

Zu der Zeit, als wir die weiteren Ereignisse unsrer Geschichtserzählung mit der persönlichen Zusammenkunft Napoleons mit dem Könige Friedrich August von Sachsen beginnen lassen, befand sich Franz Röhr, des Pastors Sohn, bereits in einer ziemlich unabhängigen Stellung von seinem Vater. Seine Kenntnisse hatten ihm die Stelle eines Finanz-Kanzellisten verschafft, er lebte in Dresden. Des Königs Versprechen bürgte dafür, daß der junge Mann eine Carriere machen werde; das war für Agathen ein freudiger Trost.

Wenn die zufällige Begegnung zwischen dem Könige und ihr ohnehin schon einen großen Eindruck auf sie gemacht hatte, denn alle Erinnerungen an das Ehemals drängten sich nun gewaltsam vor ihren Geist, so wurde diese große Bewegung ihres Herzens noch außerordentlich dadurch gesteigert, daß die lebhafteste ihrer Erinnerungen,

das Andenken an Den, den sie mit vollem Herzen geliebt hatte und von ihm geliebt worden war, gleichsam verkörpert vor ihr erschien. Agathe zitterte unwillkürlich bei dem Anblicke des Fremden, der mit ihnen nach D*** fuhr. Welch' eine Aehnlichkeit hatte dieser junge, lebenskräftige Mann mit Agdolo! Selbst in dem Tone seiner Stimme glaubte sie Laute aus jener Zeit zu vernehmen, wo ihr Herz Jenem angehört hatte. Ein großes, inniges Interesse für den Fremden bemächtigte sich ihrer, und es wurde noch mehr dadurch erhöht, daß er sich mit Theilnahme ihr genähert hatte. Seine Rede: „Ich möchte Ihr Sohn sein, Madame," schien auszudrücken, daß ihm das Glück der Mutterliebe nicht zu Theil geworden sei — sie glaubte diese Worte von einem Ausdrucke der Trauer in seinen Augen begleitet zu sehen. Das fesselte sie und beschäftigte ihre Phantasie außerordentlich.

Es dünkte ihr, nach langen, langen Jahren eine ihrem Herzen verwandte Stimme gehört zu haben, daher harrte sie auch mit Sehnsucht der Stunde, wo er der Einladung des Pastors, ihres Gatten, folgen und zum Besuch in's Pfarrhaus kommen werde.

Wir führen den Leser in die Familie des Barons Ruppert von Bittinghof ein.

Der Baron gehörte in die Kategorie jenes Adels, der

nicht so glücklich ist, hinsichtlich des Reichthums gleichen Schritt mit der Zahl seiner Ahnen zu halten. Außer dem Rittergute D***, welches allerdings ein ansehnliches und einträgliches, jedoch stark verschuldetes Besitzthum war, hatte er keine weiteren Besitzthümer. Seine Familie bildete den Ueberrest des durch den schwedischen Rittmeister Ruppert von Vittinghof im Jahre **1661** nach Sachsen verpflanzten Zweiges des alten ursprünglich liefländischen Geschlechtes dieses Namens, der sich anfänglich auf dem von Ruppert angekauften Rittergute Sitten niederließ und später, als der neue Familienzweig sich vermehrte, auch das Rittergut Kroptewitz zu seinem Eigenthume machte. Wenn es für einen Mann von altem Adel ein trostreiches, erhebendes Gefühl ist, seinen alten Stamm, seinen Namen fortleben und blühen zu wissen, so ist es eben auch ein um so traurigeres und niederdrückenderes Bewußtsein, Namen und Stamm muthmaßlich mit seiner eigenen Person zu Grabe gehen zu sehen. Baron Ruppert hatte zwar noch einen Sohn, Donat, auf den er die stolzen Hoffnungen des Fortblühens des Vittinghof'schen Geschlechtes hätte gründen können, wenn dieser nicht ein kranker, gebrechlicher Jüngling gewesen wäre, von welchem mit Voraussicht keine Fortpflanzung des alten Namens zu erwarten stand. Eben diese Ueberzeugung machte dem Baron, der bereits hoch in den Jahren vorgeschritten war, um so bittrere Stunden, als er dadurch immer an den Verlust seines ältesten Sohnes erinnert wurde, auf welchen er seine ganze Vaterhoff-

nung gesetzt hatte. Das zwischen dem Chevalier de Saxe, einzigem Sohne des Prinzen Xavier von Sachsen, und dem russischen Fürsten Tscherbatoff am 22. Juni 1802 bei Ossеg in Böhmen vorgefallene Duell, welches dem Ersteren das Leben kostete, war die Ursache gewesen, daß Raimund von Vittinghof, derzeit chursächsischer Leutnant, auf welchen die Urheberschaft dieses Zweikampfes fiel, da er mit dem flüchtig gewordenen Tscherbatoff in vertraulicher Freundschaft gestanden hatte, in Haft auf den Königstein gebracht wurde und, ohngeachtet aller bei dem Churfürsten angebrachten Bitten des alten Barons um Begnadigung seines Sohnes, doch des sächsischen Militairdienstes für unwürdig erklärt wurde. Dies Urtheil glaubte Raimunds Stolz nicht überleben zu können und er kürzte sein Leben daher durch einen Pistolenschuß.

Dieses Ereigniß erschütterte den Baron zu sehr, um nicht eine herbe, sein Gemüthsleben verdüsternde Stimmung zu bewirken; ein tiefer, verhaltener Groll gegen den Churfürsten griff in seinem Herzen um sich, da er ihn, wie er oft sagte, zum verdorrten Stamme gemacht habe.

Diese Stimmung fand in dem gleichen Hasse seiner Gemahlin gegen den Churfürsten stete Nahrung. Die Baronin, eine Frau, deren Stolz nur durch die Ueberzeugung beschränkt wurde, daß ihre Vermögensumstände nicht aushaltend genug seien, um gleichen Schritt mit ihren Plänen zu halten, fühlte es tiefer und schmerzlicher als ihr Gemahl, wie der Glanz, den sie als Rittergutsbesitzer um sich

her verbreiteten, Nichts als ein täuschender Schein sei. Ihre frühere Verschwendungssucht rächte sich jetzt nachhaltig. Mit unterdrücktem Kummer sah die stolze Frau auf ihre Tochter, welche dereinst kein reiches Erbe beanspruchen konnte und doch so ganz ihr Ebenbild war, voller Hoffart und ehrgeiziger Pläne für ihre Zukunft. Charlotte war eine schöne junge Dame von kaum siebzehn Jahren, eine junonische Figur, welche die Blicke des jungen männlichen Landadels auf sich zog, und eine treue, gehorsame Schülerin ihrer Mutter.

Donat, der gebrechliche Sohn dieser Familie, war um zwei Jahre älter als seine Schwester, aber weder väterlicher noch mütterlicher Zuneigung konnte er sich erfreuen. Man hielt ihn standesmäßig, weil er einmal der Sohn des Hauses war, aber man liebte ihn nicht. Der Vater, weil er nicht hoffte, von diesem kranken, gebrechlichen Sohne einen Erben seines Namens erwarten zu dürfen; die Mutter, weil Donat kein Gegenstand war, mit dem sich prunken ließ, da er auch nicht die geringste Anlage zu jenen Eigenschaften wies, welche nach ihrer Ansicht den Sprößling eines adeligen Hauses auszeichnen müßten.

Donat beklagte sich nie laut über die Zurücksetzung, die ihm auf diese Weise wurde, er ertrug sie mit edler Resignation. Die Seinigen kannten ihn nicht, weil sie ihn nach dem Maßstabe ihrer Thorheit beurtheilten; sie wußten nicht, welch' ein lebendig fühlendes Herz in dieser verkrüppelten Gestalt schlage. Sie hatten keine Ahnung von

der reichen Fülle seiner innern Welt, sie hätten sie auch nicht verstanden. Diese Zurücksetzung konnte nicht ohne großen Einfluß auf Donat bleiben. Sein Wesen trug das Gepräge der Schüchternheit; er zog sich stets zurück, wenn Besuch in's Schloß kam, und diese Gewohnheit ward die Veranlassung, daß man ihn auch nicht vermißte.

Ach, mit vollem Herzen und kräftigem Geiste so vereinsamt stehen zu müssen, ist ein Schmerz, der nie den Stachel verliert, weil jeder neue Tag ihn auch neu gebiert. Donat fühlte das Unglück tausendfach, welches das Schicksal ihm in grausamer Laune als Stempel für sein ganzes Leben aufgedrückt hatte. Wenn er zufällig in den Spiegel sah, sagte er sich selber, daß es ihm unmöglich bleiben müsse, irgend Jemandes Zuneigung zu erwerben. Sein Gesicht war von Blattern zerrissen, die ihn im zehnten Altersjahre fast zur Beute des Todes gemacht hätten. Es bot einen unangenehmen, für verwöhnte Augen widerlichen, verletzenden Anblick. Als ob alle Gebrechen, wie sie oft in Familien sich einzeln bei den Mitgliedern derselben vorfinden, ihn zum alleinigen Träger erkoren hätten, so zeigte sein Körper eine complicirte Häßlichkeit. Er war lahm auf einem Fuße, seine Figur gekrümmt und verschroben. Ein unglücklicher Fall in zarter Kindheit hatte ihm eine hohe Schulter zugezogen, welches Gebrechen im Laufe der Jahre sich mehr und mehr ausbildete, so daß die einseitige Verknöcherung zum Höcker wurde.

Mit dem Bewußtsein, auf so traurige Weise ausge-

zeichnet zu sein, verband sich folgerecht eine Scheu bei ihm, die ihm die Einsamkeit lieb machte, weil er sich da weder von einem mitleidigen noch von einem über seine Häßlichkeit erschrockenen Blicke beängstigt wußte. Er war daher auf kleine Spaziergänge beschränkt, entweder im Schloßgarten oder auf dem Wege außerhalb des Dorfes, wo er glauben konnte, nur wenigen Personen zu begegnen. Dieser arme Jüngling hatte nur einen Freund gefunden unter allen Denen, die ihn umgaben. Das war der Sohn des Pastors, der ihm freilich hinsichtlich des Alters um fünf Jahre voraus war, welcher aber, voll tiefen Gefühls, durch das sanfte, schüchterne Wesen Donats angezogen, sich ihm herzlich angeschlossen hatte. Für den Letzteren galten daher die Tage als Festtage, wenn Franz Röhr zuweilen auf wenige Tage zum Besuch in sein Vaterhaus kam — vor dem konnte er sein Herz enthüllen, konnte Alles sagen, was er stets verschlossen in sich trug, und das Glück der Mittheilung, der ungeheuchelten Freundschaft in diesen Tagen entschädigte ihn für die lange und schmerzliche Entbehrung eines Freundesherzens. Diese Freundschaft, obwohl sie durch die Anstellung Franzens hinsichtlich des selteneren Wiedersehens gewissermaßen eine Störung erlitten, hatte zur Folge, daß Donat zuweilen das Pfarrhaus besuchte, um von seinem Freunde Nachrichten zu empfangen. Diese Besuche waren nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Der Pastorin sanfte Freundlichkeit that ihm, der im väterlichen Schlosse die Theilnahmlosigkeit gegen sich so schmerzlich

empfand, unendlich wohl, er fühlte sich bald heimisch werden in dem Pfarrhause, die große Welt mit allen ihren Anforderungen und oft so tief verletzenden Formen, welche den warmen Pulsschlag des gefühlvollen Herzens erstarren, war hier ausgeschlossen, ihr vergiftender Athem berührte die stille Häuslichkeit, in der die Mutter seines Freundes waltete, nicht — es lag ein Hauch glücklicher Stille hier über Alles gebreitet, der ihm bisher fremd gewesen, und wenn auch der Pastor nicht solchen wohlthuenden Eindruck auf ihn machte, indem das stets verbindliche Wesen desselben der Herzlichkeit Eintrag that und gleichsam einen Frosthauch über die lebenswarme Gemüthlichkeit, die Jenen hier so sehr ansprach, ausströmte, so fühlte sich Donat doch hier weit glücklicher als im Schlosse und seine Besuche wurden allmählig eine Gewohnheit, eine Nothwendigkeit für ihn. Niemand störte ihn in dem stillen Glücke; man vermißte ihn zu Hause nicht, da man nicht gewöhnt war, ihn in Gesellschaft zu sehen.

Wenn die Familie von Vittinghof unter allen den in der Umgebung Bautzens wohnhaften Rittergutsbesitzern die einzige war, welche nicht zu der großen Bewillkommnungsfestlichkeit des französischen Kaisers sich daselbst eingestellt hatte, so lag der Grund dieses Zurückbleibens lediglich in dem Hasse, den der Baron und seine Gemahlin gegen den König Friedrich August hegten. Der Spätnachmittag dieses Tages brachte ihnen den Besuch des Fremden, welcher mit Pastor Röhr nach D*** gekommen war.

Eugen von Güldenstern hatte eine lange, geheime Besprechung mit dem Baron. Es handelte sich von Seiten des jungen Mannes um ein Geschäft von höchster Wichtigkeit, nämlich seine Abstammung zu erfahren. Eugen war im Hause einer in der Oberlausitz wohnhaften Schwester des Barons, der Freifrau von Salza auf Lichtenau bei Lauban erzogen worden. In welcher verwandtschaftlichen Beziehung er zu ihr, deren Namen er nicht führte, stand, blieb ihm fremd, eben so wie ihm das Glück der Mutterliebe fremd blieb. Die Freifrau liebte ihn nicht mit dem vollen Herzen einer Mutter; das Herausfühlen, daß zwischen ihr und ihm eine weite Kluft läge, die durch Nichts ausgefüllt werden könne, webte schon in die zarte Jugend Eugens eine Empfindung des sich Abgestoßenfühlens, und senkte einen Frosthauch auf die sich allmählig entfaltenden Blüthen seines jungen Herzens. Er gehörte zu jenen Feuerseelen, die Alles mit der Uebermacht ihres lebensfrisch aufsprudelnden Gefühls erfassen, denen es eine Nothwendigkeit ist, verwandt empfindende Herzen zu finden. Die Freifrau wies in all' ihrem Thun und ihren Lebensgewohnheiten den Typus jenes kalten, herzlosen Hoftones, der ihr, durch Geburt und Verhältnisse anerzogen, zur zweiten Natur geworden war. Früher am chursächsischen Hofe die Gemahlin eines Kammerherrn, wurde sie durch eine zweite Ehe mit dem Freiherrn von Salza dieser Region entführt, in welcher sie sich, da die Verhältnisse am Hofe nach dem Regierungsantritte Friedrich Au-

gusts (1768) so unerwartet und auf höchst unerfreuliche Weise für die Anhänger des alten Regime sich veränderten, auch nicht mehr wohl und heimisch fühlte. Der bald erfolgende Tod ihres zweiten Gemahls machte sie zur Witwe, als welcher ihr eine anständige Jahresrente aus seiner ansehnlichen Hinterlassenschaft, welche von den vier bereits zur Selbstständigkeit gelangten Kindern in Anspruch genommen wurde, verblieb. Sie lebte von nun an auf dem Gute Lichtenau, das jedoch laut Testament nach ihrem Tode an die Leibeserben des Freiherrn von Salza zurückfiel. Obwohl keine Harmonie zwischen ihr und Eugen, der als Knabe von ungefähr drei Jahren in ihr Haus kam, stattfand, so erfüllte sie indeß gewissenhaft die Pflicht, für seine Erziehung zu sorgen. Die Unkenntniß, wer seine Eltern gewesen, war für den zwanzig Jahre alt gewordenen Jüngling ein so drückendes Gefühl, daß er eines Tages sie um Auskunft darüber bat.

„Ich erwartete das," sagte die Freifrau ruhig — „es überrascht mich nicht. Dich aber wird es unangenehm berühren, wenn ich Dir Schweigen darüber entgegen setze. Noch lebt eine Person, die Dir nahe steht und doch für Dich unerreichbar ist. Ich habe geschworen, das Geheimniß Deiner Herkunft erst nach deren erfolgtem Tode Dir mitzutheilen. Bis dahin werde ich schweigen; fasse Dich in Geduld."

Für einen so lebhaften Jüngling konnte es kein unerträglicheres Bewußtsein geben, als der Mittelpunkt eines

Geheimnisses zu sein, welches er nicht kannte und zu dessen Entdeckung ihm auch jede Aussicht im Voraus entzogen war. Seinen Bitten, seinen Beschwörungen, ihn jetzt mit diesem Geheimnisse vertraut zu machen, setzte die Freifrau den Trost entgegen:

„Fasse Dich in Geduld, bis die Zeit dazu gekommen sein wird.“

Eine Reise nach Dresden führte bald darauf einen Wechsel seines Geschicks herbei.

Eugens leicht entzündbares Gemüth fühlte sich tief von dem Unglücke des französischen Königshauses ergriffen, als er in Dresden die Bekanntschaft eines französischen Emigranten machte. Einem so jungen, lebenskräftigen und feurigen Manne mußte ein Kampf für das mit Füßen getretene Recht der unglücklichen Bourbons als ein Wink des Geschickes erscheinen, sich einer Laufbahn zu widmen, deren Ziel Ehre und Ruhm war. Er kämpfte mit Auszeichnung und fand an dem Herzoge von Enghien einen warmen Freund, dem er sogar nach Ettenheim folgte, wo sich dieser niederließ. Es lag für Eugen ein ungemein romantischer Reiz in dem Bewußtsein, treu an dem jungen, ritterlichen und letzten Erben des Hauses Condé zu halten. Hier konnte er ihm vielleicht mehr nützen, als auf dem Schlachtfelde, nämlich durch eifrigen Beistand in den geheimen Verbindungen, welche zum Sturze Napoleons von den Emigrirten angesponnen wurden.

Es galt eine Revolution gegen den Usurpator auf

Frankreichs Grund und Boden in's Leben zu rufen. Eugen war ungemein thätig dabei; er scheute keine Gefahr, keine Anstrengung, um dieses Ziel mit erringen zu helfen. Eingeweiht in den geheimen Briefwechsel des englischen Gesandten in München, Francis Drake, mit dem Jacobiner Mehée de la Touche, welcher Niederträchtige indeß selbst ein bezahltes Werkzeug Bonaparte's war, und in die Correspondenz Spencer Smith's, des englischen Gesandten zu Stuttgart, mit den Häuptern der Königspartei, Pichegrü und George Cadoudal, die den Ausbruch der Verschwörung selbst in Paris, also an Ort und Stelle, leiten wollten, kannte Eugen den ganzen Plan dieses Geheimnisses, vermöge welches der tapfere, ritterliche Enghien sich, wenn Alles bis zur Ausführung des Schlages gediehen, mit der Schaar seiner ihn umgebenden Getreuen plötzlich Straßburgs bemächtigen, der Herzog von Berry dagegen von der Seeseite her und von England unterstützt, eine Landung versuchen und so der in Paris auflodernden Verschwörung gegen Napoleon ein Beistand von zwei Seiten gegeben werden sollte. Enghien selbst wurde aus Vorsicht nicht in diesen Plan eingeweiht, um im unglücklichsten Falle ihn keiner Verantwortung auszusetzen. Von seiner Vaterlandsliebe waren die Verschworenen auf's Vollkommenste überzeugt, daß er im Augenblicke der Entscheidung nicht die That von sich abweisen werde, ja, daß er, der von England eine Pension zu seinem Lebensunterhalte empfing, nicht dem Rufe zur That sich entziehen könne. War die

Wahl seines Asyls Ettenheim, so nahe an Straßburg, doch eine Bestimmung Englands, um gleichsam vor Frankreichs Pforte einen Feind zu setzen, der zu jedem günstig scheinenden Augenblicke seiner innern Neigung zu Folge bereit sein mußte, sich zum Kampfe zu stellen! Enghien lebte in Ettenheim die Tage eines kurzen Glückes, die schöne Charlotte von Rohan-Rochefort hatte ihm in heimlicher Ehe die Hand gereicht; der Himmel webte in die traurige Romantik seines Schicksals die goldnen Strahlen einer glänzenden Sonne ein. Der Kreis seiner Freunde hatte sich, um alles Aufsehen zu vermeiden, in der Umgegend verbreitet und das Haus der Baronesse v. Reich in Offenburg bot einen bequemen Mittelpunkt, sich öfter zu sehen, denn ihre Salons waren fast täglich offen. Baronesse von Reich, eine geistreiche Dame, ganz für den unglücklichen Enghien und seine schöne Charlotte von Freundschaft erfüllt, war eine sehr thätige Mitarbeiterin bei dem geheimen Plane, dessen wir erwähnt; sie nannte Alle willkommen, die ihre Gesinnungen theilten. Eugen von Güldenstern erfreute sich daher ihrer besondern Achtung. Eines Abends sagte sie vertraulich zu ihm:

„Ich habe eine neue und werthvolle Acquisition für unsern Zirkel gemacht; sehen Sie dort diese junge, schöne Frau in dem wasserblauen Kleide — ach, es ist ein liebliches Wesen, welches nur einen einzigen Fehler hat, eine zu geringe Herrschaft über sich selbst. Die Trauer um ihren Gatten, der, wie sie muthmaßt, in die Hände der repu-

blikanischen Polizei gefallen und sicher ein Opfer seiner Liebe zu seinem Königshause geworden ist, drückt die Aermste tief nieder. Versuchen Sie ihr Trost und Muth einzusprechen."

Eugen glaubte noch nie ein schöneres weibliches Wesen gesehen zu haben als Frau Aurelie von Clermont. Welch' ein sanfter Liebreiz in ihrem Antlitz! Die zarte Blässe ihrer Wangen sprach von ihrem tiefen Kummer, der schwermüthige, fast träumerische Aufblick ihrer schönen Augen ergriff sein Herz mit unwiderstehlicher Zauberkraft — der Hauch der Kindlichkeit, getrübt von dem Verluste ihres Gemahls, überbreitete ihre edlen Gesichtszüge und verband sich harmonisch mit dem melodischen Klange ihrer Stimme. Eugen zitterte, als er ihr näher trat und mit ihr ein Gespräch anknüpfte — ach, er fühlte es, welch' ein großer Wechsel in ihm vorging, und doch war das Gefühl, das dieser plötzliche Wechsel in ihm hervorbrachte, ein so süßes, ihn ganz durchdringendes, daß er sich demselben mit der vollen Inbrunst seines Herzens hingab. Von diesem Abende an war er ihr Begleiter, sie schien gern in seiner Nähe zu sein.

Eines Tages fand er sie trostlos. Sie hatte, wie sie sagte, aus Deutschland von einem Freunde ihres Gemahls die Nachricht erhalten, daß derselbe im Kerker gestorben sei.

„Weinen Sie nicht, Aurelie!" rief Eugen glühend — „der Himmel hat Sie an mich gewiesen und ich schwöre Ihnen Manneschutz zu. Vertrauen Sie mir, der ich Sie

mit allen Kräften der Seele liebe, dies Geheimniß meines Herzens aber aus Achtung vor dem heiligen Bande, das Sie an den noch lebend Geglaubten knüpfte, verschwieg. Ja, Aurelie, das Schicksal ist gnädig gegen mich, es zeigt mir, welche Aufgabe meiner Zukunft werden soll — Sie zu lieben, in Ihnen das Glück meines Lebens zu finden."

Jetzt war es seine größte Sorge, Aurelien Zerstreuung zu verschaffen; er führte sie bei der Gemahlin Enghiens ein und hatte die Freude, daß diese zu ihm sagte:

„Wir können Ihnen, theurer Freund, nur Glück wünschen, Aurelien gefunden zu haben. Sie ist eben so liebenswürdig und von edler Gesinnung, als sie schön ist."

Charlotte von Rohan-Rochefort fühlte bald solche Zuneigung zu der schönen Aurelie von Clermont, daß sie dieselbe in ihre tägliche Gesellschaft zog; Eugen zählte von nun an jeden Tag zu den Sonnentagen eines glücklichen Daseins; er war stolz auf dieses Glück.

Die Nachricht von der plötzlichen Verhaftung Pichegrü's und George Cadoudals, welche im Geheimen nach Paris gekommen waren, um die beabsichtigte Verschwörung beim Ausbruche zu leiten, brachte in den Ettenheimer und Offenburger Kreisen den Eindruck großen Schreckens hervor; Jeder fühlte die Ahnung in sich aufsteigen, daß dieser Schlag nicht ohne den Zusammensturz ihrer Pläne, wenigstens für die nächste Gegenwart, vorübergehen werde. Der Herzog war um so schmerzlicher von dieser Nachricht berührt, als er durch das Gelingen solchen Verrathes die

Napoleon'schen Entwürfe vollkommen gesichert und seine stillen Hoffnungen auf ein Abwerfen des Joches, welches der erste Consul über das schöne Frankreich mit eiserner Faust verhängte, mehr und mehr zu einem eitlen, täuschenden Tr aume herabsinken sah.

„Ach," sagte er zu seinen ihn umgebenden Freunden, „wir thun Unrecht, noch heitern Gedanken in unseren Herzen Raum zu geben. Leute, denen das Geschick so wenig günstig ist, daß es sie daran gewöhnt, einen Trost nach dem andern hinwelken zu sehen, sollten auch einsichtsvoll genug werden, ganz mit der Hoffnung zu brechen — sie ist ein täuschendes Phantom, das nur unsern Feinden dient."

Niedergeschlagen von dem betrübenden Ereignisse, trat einige Abende später Eugen bei Aurelien ein — er fand einen Fremden bei ihr, den sie ihm als den Freund ihres verstorbenen Mannes vorstellte. Aurelie konnte mit aller Anstrengung eine große Verwirrung nicht verbergen; was Eugen nie an ihr bemerkt hatte, fiel ihm jetzt auf: eine Aengstlichkeit, eine Unruhe, die sogar ihre Wangen röther färbte. Der Fremde, eine sehr noble Erscheinung in seinem Aeußern, verwickelte Eugen in eine eifrige Unterhaltung über den Stand der politischen Dinge; er schien außerordentlich gut unterrichtet und der aufrichtigste Feind Napoleons zu sein. Eugen fühlte sich, obwohl er sehr vorsichtig gegen Jeden zu sein pflegte, den er nicht genauer kannte, unwiderstehlich von dem Rednertalente des Mannes angezogen; Aurelie machte öfterer den Versuch, dem

Gespräche eine andere Wendung zu geben; es gelang ihr indeß nicht, und da ihr Bestreben fast auffällig wurde, sagte der Fremde scherzend:

„Madame sind keine Freundin der Politik — wir dürfen uns darüber nicht wundern. Jemand, der durch sie so schmerzlichen Verlust erlitten, einen geliebten Gemahl, wird sich auch nie damit befreunden; das liegt in der Natur der Sache.“

Eugen begleitete den Fremden bis zum Posthause, von wo derselbe mit der Diligence nach Straßburg fuhr, um dort, wie er sagte, eine Summe zu erheben, die ihm ein Freund schulde.

„Sie begeben sich in eine Gefahr, welche Ihr Verderben sein kann,“ warnte Eugen. „Der Boden Frankreichs ist für die Royalisten vulkanischer Natur, der bei der geringsten Unvorsichtigkeit unter ihren Füßen zusammenbricht.“

„Ich weiß das, mein Herr,“ antwortete Jener — „indeß, die Reise ist unaufschiebbar, der letzte Rest meines Vermögens hängt davon ab — Sie begreifen, daß man da nicht wählerisch sein kann. Ich hoffe Sie übermorgen wiederzusehen.“

Als Eugen nach Hause kam, fand er einen Brief von der Freifrau von Salza vor, welche ihm schrieb, daß, wenn er diese Zeilen lesen werde, sie jedenfalls nicht mehr dem Leben angehöre. Sie habe bereits alles sein Geburtsgeheimniß Betreffende in die Hand ihres Bruders, des Ba-

rons von Vittinghof auf D*** bei Bautzen niedergelegt, an den er sich demnach zu wenden habe.

Obwohl ihn keine innigere Neigung an Frau von Salza knüpfte, so mußte er ihr doch den Zoll der Dankbarkeit zugestehen, denn sie hatte ihn mit einer Rente von jährlich **900** Thalern bisher unterstützt, was ihn in den Stand setzte, anständig zu leben. Er entschloß sich, mit nächster Woche die Reise nach Sachsen anzutreten. Obwohl er auch nicht die entfernteste Ahnung von der größeren oder minderen Wichtigkeit seines Geburtsgeheimnisses hatte, so mußte es doch von wesentlicher Entscheidung für seine Zukunft sein. Der Wegfall der Jahresrente, die ihm bisher so großmüthig von Frau von Salza zu Theil geworden, fand vielleicht in oder durch die Aufklärung seiner Herkunft einen Ersatz, den er nothwendig bedurfte — welch' Loos konnte er sonst der schönen Aurelie bieten! Dies bekümmerte ihn außerordentlich, er wußte sich plötzlich an einen Abgrund gedrängt, in welchem er sein Glück verschwinden sah, wenn das Geheimniß, das ihm entdeckt werden sollte, ihn arm ließ. Ach, der Gedanke, ohne Aurelie leben zu müssen, durchschauerte ihn mit Fieberkälte. Jetzt erst fühlte er seine Liebe zu ihr in ihrer vollen Gewalt und Größe, wo ihm die Möglichkeit, derselben entsagen zu müssen, vorschwebte. Der Gedanke an Aurelie führte die Erinnerung an den heutigen Abend bei ihr zurück. Was konnte so viel Unruhe, so sichtbare Aengstlichkeit in ihr her-

vorgerufen haben? Der Fremde war ja ein Freund ihres verstorbenen Gemahls.

Aurelie befand sich noch am folgenden Tage in derselben Aufregung, in derselben Verwirrung.

„Fast fürchte ich, der Besuch des Fremden hat diese Einwirkung auf Sie, theure Aurelie, hervorgebracht, obwohl ich das nicht begreife," sprach Eugen verwundert; „ich wenigstens habe Sie noch nie so unruhig gesehen."

Ein Thränenstrom war ihre Antwort; sie warf sich an seine Brust, sie glitt zu seinen Füßen nieder — der Ausbruch ihrer Empfindungen schien ihr alle Kraft geraubt zu haben, sich zu fassen.

„Himmel! Aurelie — was ist Ihnen?" rief Eugen, sie an sein Herz emporhebend.

„Ich bin Ihrer Liebe unwürdig!" stammelte sie unter Thränen.

„Sie ... Sie, Aurelie? ... Was träumen Sie?"

Er bestürmte sie mit Heftigkeit, ihm die Ursache ihrer Beängstigung zu sagen, und sie konnte, alles Sträubens ungeachtet, nicht ausweichen. So dunkel und wirr auch ihre Antwort war, was Eugen auf die so seltsame sie durchzitternde Aufregung schob, so schien doch daraus hervorzugehen, daß der Fremde ihr Vorwürfe gemacht, so schnell ihren Gemahl vergessen und sich einer neuen Liebe hingegeben zu haben. Eugen tröstete sie darüber, er schwor ihr zu, daß sie sich nicht in ihm täuschen solle; er sagte ihr, um allmählig ihre Gedanken auf andere ihre Aufmerk-

samkeit spannende Gegenstände zu leiten, daß er eine Reise nach Sachsen, der Feststellung seiner Zukunft wegen, unternehmen müsse.

„O, reisen Sie heute noch, Eugen," rief Aurelie — „es gilt Ihr Glück, Ihre und meine Zukunft. Schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab, erfüllen Sie sie — ein Tag ist oft von unendlichem Einflusse auf unser Geschick."

In Aureliens Drängen erblickte Eugen nur den Ausdruck des sehnlichsten Verlangens, bald die Seine zu werden; nur die innigste, zärtlichste Liebe konnte sich veranlaßt sehen, jeden längern Aufschub einer so wichtigen Sache vermieden zu wissen. Dies Bewußtsein machte ihn glücklich und er versprach ihr, morgen mit frühester Post zu reisen. Aureliens Freude über seinen Entschluß war so groß, daß sie sich an seine Brust warf und ihm dafür dankte. Er eilte zum Herzog.

Als ob sich Alles vereine, seine Reise unter den glücklichsten Aussichten ihn beginnen zu lassen, erfuhr er daselbst, daß der Abbé Weinbrunn, einer der treuen Gefährten Enghiens, gleichfalls mit der Frühpost eine Reise nach Frankfurt im Auftrage des Herzogs antreten werde. Man machte Eugen den Vorschlag, da um drei Uhr früh die Post abging, die Nacht im Hause des Herzogs zuzubringen, und er nahm denselben an. Wenn ihn an diesem Tage noch Etwas sehr beängstigte, so war es die Wiederkehr der auffallenden Unruhe in Aureliens Wesen. Sie befand sich bis zur zehnten Abendstunde im Hause des

Herzogs, jedes Geräusch außerhalb erregte sie so sehr, daß sie nach dem Fenster eilte, um nach der Ursache desselben zu forschen. Eugen empfahl sie der Theilnahme der Herzogin, die ihm versprach, Alles, was nur in ihren Kräften stehe, beizutragen, um Aurelien dieser aufgeregten Gemüthsstimmung zu entreißen.

Der Abschied zwischen Beiden war wahrhaft erschütternd. Aurelie hielt den Geliebten mit einer Inbrunst umschlossen, als sollte es das letzte Mal sein, daß er jetzt an ihrem Herzen ruhte. Unfähig zu sprechen, ganz erstickt von Thränen, hob er sie in den Wagen, der sie nach ihrer Wohnung bringen sollte.

Die Herzogin hatte sein Vorhaben, sie nach Hause zu begleiten, als den Abschiedsschmerz nur erschwerend abgewiesen. „Sie bedarf Ruhe, man muß eine solche Pein nicht verlängern,“ sagte sie. „Sie gehört zu den zarten, reizbaren Naturen, die man schonen muß, das Alleinsein ist ihnen ein besserer Arzt, ein mehr heilender Trost, als selbst die Erfüllung ihrer Wünsche.“

Die Mitternacht fand die Bewohner des herzoglichen Hauses im Schlummer. Draußen ras'te ein eisiger Märzsturm unter heftigem Schneegestöber. Eugen schlief nicht, der Gedanke an Aurelien beschäftigte ihn zu sehr, dann folterte ihn auch die Erwartung dessen, was ihm die Enthüllung des Geheimnisses seiner Herkunft bringen könne; seine Zukunft, das Glück seiner Liebe hing davon ab, darum wogten Angst und Hoffnung wie gegen einander empörte

Fluthen durch seine Seele. Mitten durch das Toben des Märzsturmes dünkte es ihm plötzlich, als höre er das Klirren von Gewehren; er horchte auf — nein, es war Täuschung. Doch einige Minuten später drang derselbe Ton zu ihm und diesmal ganz deutlich, da der Sturm einen Augenblick in seiner Wuth nachließ. Eugen sprang erschrocken auf, er stürzte zum Fenster hin. Die Nacht lag so bleischwer draußen, daß jeder Gegenstand für das Auge verhüllt war. Himmel! da erblickte er plötzlich einige Laternenlichter dicht am Hause, er öffnete das Fenster und prallte erschrocken zurück, denn in dem wenigen Lichtscheine der Laternen, die sich jetzt nach dem Haupteingange des Gebäudes bewegten, erblickte er eine Menge Soldaten, er hörte leise ertheilte französische Kommandoworte. Was war das? Auf deutschem Grund und Boden mitten im Frieden französische Truppen. Jetzt wurde an das Thor gedonnert. Er weckte seinen Reisegefährten, den Abbé i n dessen Zimmer er sich befand und der ruhig und sorgenlos schlummerte. „Himmel, das gilt dem Herzoge!" rief dieser — „wir müssen zu ihm!" — Ehe noch das Thor von einem der Domestiken geöffnet war, weckte das vom Abbé durch das ganze Haus erschallende Geschrei alle Bewohner. Die Verwirrung war entsetzlich, Jeder fühlte sich durch die Schreckenskunde: „französische Soldaten haben das Haus umzingelt!" betäubt. Und nun drangen sie herauf mit gefälltem Bajonnet. Der Escadronchef der Straßburger Gensd'armerie an der Spitze, rief Allen zu, keinen

Widerstand zu versuchen und der über sie verhängten Verhaftung sich zu unterwerfen.

„Nein, gegen Räuber vertheidigt man sich, Leben gegen Leben! hier ist deutscher Boden!“ schrie Oberst von Grundstein, einer von Enghiens Gefährten — „retten wir den Herzog!“

Halb angekleidet stürzte Enghien aus seinem Schlafzimmer, Marquis Thumery, Leutnant Schmidt, die Domestiken waren herbeigeeilt. Der Gensd'armerie-Chef kündigte dem Herzoge den Verhaftsbefehl an.

„Wie, mein Herr?“ rief dieser empört — „meinen Sie, ein Condé beuge sich demüthig den Befehlen eines improvisirten Bürger-Consuls? Wer giebt Ihnen ein Recht, auf deutscher Erde Verhaftungen auszuführen? Zu mir, meine Freunde, vertheidigen wir uns gegen die Gesetzlosigkeit, so oder so, es gilt einmal unsrer Freiheit, unserm Leben!“

Jetzt entbrannte ein heftiger Widerstand. Eugen, Marquis Thumery, Oberst von Grundstein, Leutnant Schmidt, die Domestiken deckten den Herzog gegen den Angriff, den man auf ihn machte; selbst der sonst so friedliche Abbé führte den Degen mit einer Fertigkeit und einem Muthe, die ihm Ehre machten.

Die Dazwischenkunft der Gemahlin Enghiens, die mit dem Angstschrei: „Ach, mein Louis! mein Gemahl!“ sich, alle Gefahr vergessend, zwischen die Kämpfenden drängte und dem Herzoge wie bewußtlos in den Arm fiel, gab

dem Kampfe die Wendung, welche ihren Gemahl zum Gefangenen machte. Einer der Gensd'armen riß ihn mit Gewalt aus dem Kreise seiner Treuen — Alles war nun verloren. „Rettet Euch, meine Freunde!“ rief Enghien — „überlaßt mich meinem Schicksale!“ — Die Uebermacht trug, wie vorauszusehen, den Sieg davon, nur Einer entrann dem von vierhundert Mann französischer Soldaten umzingelten Hause — Eugen. Blutend aus einigen Wunden, die er in dem ungleichen Kampfe erhalten, stürzte er, immer noch den Degen in der Faust, durch die tiefe Nacht, die von dem starken Schneewehen ein wenig gelichtet wurde, nach Aureliens Wohnung, die Geliebte zu retten, denn er glaubte, daß dieser Ueberfall allen Denen gelte, welche in irgend einer freundschaftlichen Beziehung zu dem Herzoge standen. Aus den Fenstern von Aureliens Wohnung schimmerte Licht. In der Hast und der Verwirrung übersah er diesen seltsamen Umstand, eben so daß die Hausthür offen war. Er eilte in Aureliens Zimmer und fand sie angekleidet auf dem Sopha liegen, das Gesicht mit beiden Händen verhüllend.

„Aurelie!“ rief er — „folgen Sie mir, unsre Freiheit ist in Gefahr, der Herzog verhaftet — folgen Sie mir, daß wir uns retten!“

Ein Aufschrei aus ihrem Munde folgte dieser Aufforderung, sie stürzte auf ihn zu und rief: „Fliehen Sie, Eugen — fliehen S i e — lassen Sie mich hier, ich ...“

„Ich Sie zurücklassen, Aurelie? nimmermehr! kommen Sie, folgen Sie mir!“

„Nicht so schnell!“ erscholl eine Stimme vom Eingange her.

„Ah, Sie sind es, mein Herr? welches Glück! helfen Sie mir Madame retten — der Herzog ist verhaftet, es gilt jetzt uns, seinen Freunden — ha, der schändlichste Verrath hat dieses Teufelswerk angestiftet.“

Eugen sah den Fremden vor sich, den er gestern bei Aurelien als einen Freund ihres verstorbenen Gemahls kennen gelernt.

„Sie sind im Irrthum, mein Herr — ich habe dies Teufelswerk geleitet, man muß die Verschwörer überfallen, will man ihrer habhaft werden,“ redete er ruhig. „Sie werden so vernünftig sein und sich ohne Widerstand in Haft nehmen lassen.“

Sprachlos vor Entsetzen über diese Rede stand Eugen ihm gegenüber. „Ist es denn Wahrheit?“ fragte er stammelnd vor sich hin — „Aurelie! Aurelie! reden Sie ... meine Sinne kreisen ... ich ... wer ist dieser Mann?“

„Direktor der Geheimpolizei des ersten Consuls, und diese Dame, die weder einen Gatten beweint noch royalistischen Grundsätzen huldigt, ist Mademoiselle Aurelie Belmont, ein sehr thätiges Mitglied der cytherischen Cohorte, wenn Ihnen diese schöne verführerische Abzweigung des Geheimpolizei-Instituts bekannt ist. Die Schlange im

Paradies dürfte das Sinnbild dieser verlockenden Cohorte sein, die oft Wunder wirkt."

Ein Aufschrei drang aus Eugens Munde, als wollte sich in diesem Augenblicke der furchtbarsten Enttäuschung seine Seele dem Körper entreißen, er taumelte einige Schritte zurück.

Eine Pause folgte. Der Mann stand noch mit derselben Ruhe, mit der er das Geheimniß seiner und Aureliens Person enthüllt hatte, an der Thür — Aurelie lag auf den Knieen mitten im Zimmer, die Hände gerungen vor die Stirn gepreßt, ein Bild der Verzweiflung.

Jetzt kamen rasche Schritte mehrerer Männer die Treppe herauf, es waren Gensd'armen.

„Alles gelungen, der Herzog ist schon unterwegs," rapportirte Einer von ihnen.

„Gut. Verhaften Sie Diesen nun."

„Nicht lebendig, Spione des Teufels!" schrie Eugen, dem die Besinnung durch den Anblick der Bewaffneten wiederkehrte. Es kam zum Kampfe, ein Hieb zerfleischte des sich wüthend Vertheidigenden Gesicht so sehr, daß er bewußtlos und blutend zu Boden stürzte.

. . . .

Als er wieder denken, sich an Alles erinnern konnte, fand er sich in einem Straßburger Hospitale, seine Wunde wurde geheilt, dann brachte man ihn nach Paris, wo er längere Zeit im Gefängniß schmachtete und dann nach einigen mit ihm angestellten Verhören nach dem festen Schlosse

Lourde in den Pyrenäen mit einem Transport anderer Unglücklichen in einem Zellenwagen geschafft wurde.

Niedergedrückt an Geist und Leib, gefoltert von dem schrecklichen Gedanken, das Opfer der abscheulichsten Bosheit geworden zu sein, verlebte Eugen hier fast anderthalb Jahre. Wie sehnsüchtig hing sein Blick an den starren Felsen, die sich rings um Lourde aufthürmen, die Wolken des Himmels schwebten darüber hin, frei und ungehindert ihre weiten Bahnen ziehend, die großen Raubvögel dieser Felsenregionen schwangen sich mit gewaltigem Flügelschlage über die steilen Klippenwände — er war ein armer Gefangener, der vielleicht hier in dieser furchtbaren Einsamkeit, in dem traurigen Kerker ein ganzes Leben vertrauern sollte. Der Gedanke, mitten in der Kraft seiner Jahre ein für die Welt und von ihr Vergessener zu sein, wirkte so erdrückend auf seine Gesundheit, daß er in eine harte und langwierige Krankheit verfiel. Als der Festungsarzt ihn wieder hergestellt hatte, sagte Eugen zu ihm: „Hätten Sie mich sterben lassen, Sie wären mein Wohlthäter gewesen — ich danke Ihnen Ihre Mühe nicht.“ Der Arzt ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und erwies seinem Unglück Theilnahme. Dadurch erwachte die Neigung zur Mittheilung in Eugens Herzen. Einige Wochen später trug ihm der Arzt den Posten eines mit Tode abgegangenen Gehilfen in der Krankenanstalt der Gefangenen an. „Es ist die erste Errungenschaft einer Freiheit, die Sie ersehnen,“ sagte er bedeutend. Eugen glaubte den Sinn dieser Worte zu

verstehen und nahm die Stelle an, so traurig sie auch war. Er lernte dadurch die Lokalität des Ortes kennen. Die einzige Möglichkeit zu entkommen, entdeckte er nach Wochen in einem Felsenriß, der dicht neben dem Gebäude, in dem sich der Krankensaal befand, kaum eine Elle breit den Felsen, der das alterthümliche Schloß Lourde trug, am Rande theilte. Aus dem Thale an dieser durch keine Mauer geschützten Seite des Schlosses hinaufzuklimmen, war ein Ding der Unmöglichkeit, die steilen, gleichsam abgeschliffenen Wände des Felsens boten dem Fuße keinen Halt. Eugen schauderte bei dem Gedanken an die Möglichkeit, zu verhungern, wenn er, da er nicht wissen konnte, wie tief der Riß bis in's Thal hinabreiche, oder auch wie sich derselbe verengere, das Wagstück unternehme, denn an ein wieder Hinaufklimmen war nicht zu denken; aber der Freiheitstrieb überwog alle ihm drohende Gefahr. An einem stürmischen Februarabende, wo er die Nachtwache bei den Schwerkranken hatte, gedieh sein Vorhaben zur Ausführung. Mit Hilfe einiger zerschnittener Bettdecken, die er zusammenband, ließ er sich in den Felsenriß hinab. Die tiefe Dunkelheit erlaubte ihm nicht, von dessen Tiefe oder Kürze sich zu überzeugen — diese Kenntniß wurde ihm auf eine außerordentlich schmerzhafte Art zu Theil, da die morschen Leinenstreifen plötzlich an den scharfen Felsstücken zerrieben, rissen, und er im Nu niederfuhr. Die Verletzungen an den Armen und Beinen waren so bedeutend, daß er sich unfähig fühlte, sich zu rühren. Die

Erschütterung und die Schmerzen zogen ihm eine Ohnmacht zu, die in einen festen Schlummer überging, so daß, als er erwachte, bereits der Morgen graute. Ein Schimmer von Hellung drang in den engen Spalt, in dem er sich befand. Das war ein großer und wunderbarer Trost für ihn. Je mehr der Morgen an Licht gewann, desto deutlicher wurde ihm durch die schmale zu Tage gehende Felsenöffnung der Blick in das Thal. Die Tiefe, in die er gestürzt war, ließ die Hoffnung in ihm aufkommen, daß es ihm vielleicht gelingen dürfe, in nächster Nacht hinunter zu kommen, für den Tag über war dieser Versteck ein um so sichrerer, als selbst das feinste Spürauge sein Asyl nicht entdecken konnte. Die Vorsicht, sich mit einigen Portionen Brot und einer Buttel Cognac für die Flucht in den unwirthbaren Felsenbergen versehen zu haben, wurde ihm jetzt zur Erquickung, er konnte seine Wunden mit dem Branntwein waschen und einige Brotschnitten dienten ihm als Pflaster für dieselben, die heftige Entzündlichkeit der Verletzungen wurde dadurch vermindert. Die gespannte Erwartung auf das Gelingen oder Mißglücken seines weiteren Fluchtversuches in der künftigen Nacht, hielt seine Geisteskräfte in solch überwiegender Thätigkeit, daß der Ausdruck eines Wundfiebers nur ein ganz geringer war. So kam der Abend und mit ihm erhob sich wieder der Sturmwind, am Himmel kämpfte der Mond mit schweren Wolkenschichten und das jeweilige Zwielicht erlaubte ihm, als er sich durch den zu Tage gehenden Spalt hindurch

gezwängt hatte, die Seite des Thales zu überschauen, wo er sich befand. Unter seinen Füßen erblickte er eine mächtige von Glatteis überzogene schiefe Felsenwand. Einen Sprung hinunter zu thun, war eben so gut als ein Selbstmord, die Höhe war bedeutend und von unten herauf starrten kahle schneegefrorne Tannen. Indem er voll Schreck hinunter schaute und das Vergebliche jedes Versuches von seinem sehr beschränkten Standpunkte aus erkannte, fühlte er seine Füße wanken und ohne sich erhalten zu können, — er war zu nahe dem Rande der schlüpfrigen, mit Glatteis bedeckten Felsenwand getreten — glitschte er nieder und glitt die Höhe unaufhaltsam hinab. Dieser Umstand war seine Rettung, er befand sich im Thale, zwar tüchtig zerstaucht, aber doch ohne sonstige Verletzung und nach einiger Erholung nach dieser unerwarteten wunderbaren Fahrt schlüpfte er in das Tännicht, das neben der Straße sich lang hinzog. Mit Aufbietung aller Kräfte gelangte er am Abend des nächsten Tages in einen Marktflecken, zwölf Stunden von Lourde entfernt, wo er, zum Tode erschöpft von der ungeheuren Anstrengung, vor einem Hause niedersank.

Das Glück hatte ihn geführt, ein kinderloses Ehepaar, das durch die Revolution und die Kriege der Republik seine drei Söhne verloren hatte, wohnte hier, es war insgeheim königlich gesinnt und Eugen fand bei den braven Leuten den vollkommensten Schutz und später Unterstützung zur Fortsetzung seiner Flucht, die ihm glücklich, wenn auch unter vielen Beschwerden, gelang. Er hoffte in Offenburg

die Baronesse Reich zu finden, jedoch sie war verreis't und da ihm die Mittel zum längeren Aufenthalt mangelten, so sah er sich genöthigt, seine Reise fortzusetzen. Das Wiedersehen der Orte, wo er sich einem täuschenden Glücke hingegeben, warf einen tiefen Schatten in seine Seele, sein Unglück hatte ihm eine Bitterkeit, eine Glaubenslosigkeit an die Menschen eingeflößt, die in seinem leicht gereizten Gemüth nur zu leicht Wurzel schlug. Ein furchtbarer Haß gegen den nunmehrigen französischen Imperator, der an dem schuldlosen Enghien einen abscheulichen Mord hatte vollbringen lassen, glühte in seinem Herzen — mit Enghiens Schicksal war das seine verknüpft gewesen. Und doch überraschte ihn zuweilen eine so schmerzliche Erinnerung an Aurelien, die schöne trügerische Phryne, daß er sich nur mit Anstrengung einem ihn beschleichenden weichen Gefühle entreißen konnte. Ja, wenn er über Alles nachdachte, kam wohl oft ein milder, versöhnender Gedanke in sein Herz. Aureliens schönes Bild schwebte ihm dann vor, wie sie unter Thränen zu ihm sagte: „Ich bin Ihrer unwürdig!“ wie sie ihn wenige Minuten vor seiner Verhaftung mit Todesangst in Blick und Stimme anflehte: „Fliehen Sie, Eugen, fliehen Sie!“ Noch konnte er sich erinnern, wie er sie in den letzten Augenblicken vor dem Kampfe mit den Gensd'armen mitten im Zimmer auf den Knieen liegend, die Hände gerungen vor die Stirn gepreßt, ein Bild der höchsten Verzweiflung, gesehen hatte. Und wenn diese Erinnerungen mit einer nicht zu bemei-

sternden Gewalt in ihm auftauchten, da trat der versöhnende Gedanke, daß sie ihn geliebt haben müsse, an ihn heran und er gab sich demselben mit einer Inbrunst hin, die von dem tiefen Gefühle Zeugniß ablegte, mit dem er sie geliebt hatte.

. . . .

„Mein Herr,“ sagte Baron Vittinghof, nachdem Eugen ihm alles auf seine dreijährige Verschollenheit Bezügliche mitgetheilt hatte, denn er fand es für nöthig, eine so lange Abwesenheit dem Baron gegenüber, der ihn nur einmal als Knaben gesehen hatte, zu rechtfertigen — „empfangen Sie die Versicherung meiner ganzen Theilnahme mit Ihrem unglücklichen Geschick. Ich zweifle keineswegs, daß Sie der sind, für welchen meine verstorbene Schwester mir ein Paket Schriften übergeben hat, indeß, Sie werden der Wichtigkeit der Sache zufolge mir beistimmen, daß es mindestens einer schriftlichen Legitimation bedarf, um Sie mir als den Inhaber des rechtmäßigen Anspruchs an diese Hinterlassenschaft meiner Schwester zu bezeichnen. Schreiben Sie an die Baronin Reich, daß sie Sie mir legitimirt, ich begnüge mich mit dieser Rechtfertigung, da Sie wohl nicht mehr im Besitz des Schreibens sein dürften, in welchem meine selige Schwester Sie an mich weis't.“

Eugen konnte dieser eben so vernünftigen als rechtmäßigen Anforderung nichts entgegensetzen, der Baron lud ihn ein, als Freund bei ihm zu wohnen, was Eugen dankbar annahm, da der Erstere ihm sogar wohlwollend Unter-

stützung anbot, um sich standesgemäß in seinem Aeußeren restauriren zu können. Die Baronin machte keinen so guten Eindruck auf Eugen, ihr Stolz war zu vorherrschend, um ihr Benehmen gegen ihn über die kalten Höflichkeitsformen zu erheben. Eben so wenig lag in Charlottens, der jungen Baronesse Wesen, irgend eine Anziehungskraft für ihn, sie war in Bezug auf Hoffart und Selbstüberschätzung das vollkommenste Conterfei ihrer Mutter, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Jugend und das Gefällige ihrer Erscheinung das Herbe dieses Eindrucks ein wenig verwischte. So fühlte sich Eugen in dieser Familie nicht so heimisch, als er nach der ersten Besprechung mit dem Baron anzunehmen Hoffnung haben zu dürfen glaubte. Ein großer Kummer bedrückte ihn. Aus des Barons Reden ging durchaus keine Andeutung hervor, daß die ihm bevorstehende Entdeckung seines Geburtsgeheimnisses mit irgend einer Aussicht auf einen Vermögensanspruch oder irgend eine ihm von Frau von Salza zufallende Hinterlassenschaft verbunden sei.

Diese ihn belastende Mißstimmung fand in dem Umgange mit den Bewohnern des Schlosses durchaus keine Aufheiterung, er fühlte sich dagegen weit heimischer im Pfarrhause.

Seine Ankunft im Schlosse hatte, ohne daß er es ahnte, auch zwischen dem Baron und dessen Gemahlin ein Aergerniß herbeigeführt. Der Baron nämlich hatte, als er vor drei Jahren von dem Sterbebette seiner Schwester,

der Frau von Salza, zurückkehrte, seiner Gemahlin keine Mittheilung hinsichtlich des ihm von der Verstorbenen für ihren Pflegesohn, Eugen von Güldenstern, übergebenen Pakets Schriften gemacht. Frau von Salza hatte ihm einen Eid abgedrängt, Niemand davon in Kenntniß zu setzen und es uneröffnet — es war mit ihrem Petschaft gesiegelt — seinem Eigenthümer zuzustellen. Der Baron hielt als Mann von Wort den Schwur, es lag noch uneröffnet in seinem Pulte. Für jetzt, da er durchaus nicht an der Rechtmäßigkeit der Person Eugens zweifelte, jedoch zu seiner eigenen Rechtfertigung eine Legitimation von demselben verlangen mußte und der Entledigung dieses von ihm beschworenen Auftrages nun entgegensah, fand er keine Ursache, dies Geheimniß seiner Gemahlin vorzuenthalten, da diese von ihm Erklärung forderte, welche Beziehung zwischen ihm und diesem in seinem Aeußeren reducirten Fremden obwalte. Die Baronin fühlte sich außerordentlich beleidigt durch dies Zeichen des Mißtrauens gegen ihre Person und goß ihren Aerger vorzüglich über die Verstorbene aus, mit der sie nie harmonirt hatte. Der Baron hatte viel zu thun, um sie zu beruhigen und er konnte sie nur durch das Versprechen versöhnen, den Eid, den er so lange treu gehalten, in so weit zu brechen, daß er ihr die Eröffnung des bis jetzt unberührten Pakets unter vier Augen zugestand.

Eugen bemerkte zu seiner größten Ueberraschung, daß die Baronin, welche in den beiden ersten Tagen seiner

Anwesenheit im Schlosse ihm eine abstoßende Gleichgiltigkeit gezeigt hatte, plötzlich freundlich und zuvorkommend gegen ihn sich wies. So unerklärbar ihm dieser Wechsel in dem Benehmen dieser Frau war, so war ihm derselbe doch nicht unangenehm, er machte ihm den Aufenthalt weniger drückend. Frau von Vittinghof erzeigte ihm jetzt eine Theilnahme hinsichtlich seines Geschicks, daß er ihrer Aufforderung, ihr seine Verhaftung und seine Gefangenschaft auf Schloß Lourde zu erzählen, zu entsprechen sich gedrungen sah.

„Welches Glück, sich gerettet zu wissen!“ sprach die Baronin — „aber welcher Gefahr sind Sie trotzdem immer noch ausgesetzt, ich zittre für Sie. Wenn man nur ahnte, daß ein Gefangener des Schlosses Lourde hier lebte, glauben Sie nicht, daß man sich Ihrer bemächtigen würde?“

„Sicher, gnädige Frau. Sachsen ist für Jeden, den die französische Rache verfolgt, ein Vulkan, der unter seinen Füßen glüht und leicht ihn begraben kann. Hätte mich nicht ein so wichtiges Geschäft gebieterisch hierher geführt, ich würde dies Land, das jetzt zum Vasallenthume Napoleons geworden, nicht betreten haben. Ha, wüßte die französische Regierung den Inhalt meines Briefes an die Baronesse von Reich, sie würde ihre Spione auffordern, meiner habhaft zu werden.“

„Um Himmels willen, wie unvorsichtig sind Sie gewesen — wenn dieser Brief in unrechte Hände geriethe!“ rief die Baronin.

Eugen wollte zu lächeln versuchen, aber der von der Baronin angeregte Gedanke war zu ernster Natur, um nicht wie ein Blitz in seine Seele zu schlagen. Er fühlte die Wahrheit der Befürchtung, welche von ihr ausgesprochen worden war; er konnte es sich nicht läugnen, daß er eine der größten Unvorsichtigkeiten begangen habe, wozu ihn der Haß, die Erinnernngen an die Leiden, die er als Gefangener ausgestanden, verleitet hatten.

„Haben Sie das Concept dieses Briefes noch, Herr von Güldenstern?“ fragte Jene — „Es beunruhigt mich nicht wenig, Ihre (und ich kann wohl sagen, auch unsere) Sicherheit gefährdet zu wissen.“

„Hier ist es, gnädige Frau — lesen Sie es durch.“

„Und dann in das Feuer damit,“ sagte die Baronin, das Blatt an sich nehmend, das er ihr, da er es in seiner Brusttasche verwahrt bei sich trug, überreicht hatte. „Könnten wir auch den leider abgesendeten Brief gleichfalls den Flammen übergeben, ich würde ruhig sein.“

Die Dazwischenkunft einer Dame aus der Nachbarschaft unterbrach dies Gespräch, welches Eugen in eine wirklich besorgnißvolle Stimmung versetzt hatte. Er verwünschte seine Unvorsichtigkeit, sich in dem Briefe an die Baronesse Reich seiner Leidenschaft, dem Drange seines empörten Gefühls hingegeben zu haben. Frau von Bittinghof hatte Recht, ein unglücklicher Zufall konnte den Brief in andre Hände bringen, und dann war nicht nur er, der Verfasser desselben, das Ziel der Nachforschungen

französischer Spione, sondern auch die Reich war stark compromittirt, und selbst die Familie v. Vittinghof wurde in Unannehmlichkeiten verwickelt. Aber das Geschehene konnte nicht ungeschehen gemacht werden; es blieb ihm Nichts als die Hoffnung, daß das Schicksal ihm günstig sein — keinen Verrath zulassen werde. Damit bekämpfte er die düstere, unheilvolle Ahnung, welche an ihn herantrat. Das Glück hatte sich ihm bei der Flucht von Lourde zu günstig gezeigt, als daß er nicht auf dasselbe hätte vertrauen sollen.

Im Pfarrhause, das er am Abende dieses Tages besuchte, fand er die Pastorin mit Einpacken kleiner Reisenothwendigkeiten für ihren Mann beschäftigt, der noch heute Abend nach Bautzen fahren wollte, um mit Anbruch des Morgens mit dem Boten oder Stellwagen nach Dresden zu reisen, wo zu Ehren der Anwesenheit Napoleons große Festlichkeiten stattfanden.

„Niemamd kann es bequemer haben als ich,“ sagte der Pastor lächelnd — „ich habe nicht nöthig, um ein Unterkommen in der jetzt von Fremden aller Art und aus aller Herren Ländern überfüllten Stadt zu sorgen, ich finde bei meinem Sohne Wohnung auf die paar Tage meines Aufenthalts und benutze so die wohlfeilste Gelegenheit, Festlichkeiten zu sehen, die wir auf dem Lande und in solcher Entfernung von der Hauptstadt Lebenden nur vom Hörensagen erfahren. Außerdem verbinde ich zugleich den Zweck einer Geschäftsreise damit.“

Der Planwagen fuhr vor und eine Viertelstunde später saß der Herr Pastor vollkommen reisefertig darin.

Der Abend war so mild und angenehm, daß die Pastorin das frugale Abendbrot, zu dem sie Eugen eingeladen, im Garten in der duftenden Jasminlaube auftrug.

„Wir werden heute einen Besuch von dem jungen Herrn Baron bekommen, er hat es mir durch den Verwalter sagen lassen,“ äußerte die Pastorin.

„Ach, der Unglückliche! Ich habe ihn nur einmal im Kreise seiner Familie gesehen; er ist beklagenswerth,“ sagte Eugen. „Ich sah es, wie er — voll Bewußtsein der Scham über sein trauriges Aeußere — sich nur zu entziehen suchte.“

„Er ist ein guter Mensch, den man zu sich ziehen muß, will man sein Herz erkennen lernen,“ bemerkte die Pastorin darauf. „Er fühlt leider sein körperliches Unglück doppelt, seine gnädige Mama liebt ihn nicht und der Herr Baron beachtet ihn auch nicht besonders. Die junge Baronesse folgt dem Beispiele ihrer gnädigen Mama. So findet der arme Donat in seinem väterlichen Hause keinen Anknüpfungspunkt für sein Herz — es geht ihm wie Vielen, die mit dem besten Willen nicht lieben lernen können, weil keine verwandte Stimme aus den Herzen Derer in das seine klingt, an die der Himmel sie gewiesen hat.“

„Halten Sie das für das größte Unglück, Frau Pastorin?“ fragte Eugen; „ich sollte meinen, es gäbe ein noch größeres: Verrath an der Liebe, Täuschung, Betrug.

Das zerstört den Glauben an die Menschheit, die Tugenden, die man als besonderes Eigenthum der Menschen zum Himmel erhebt, erscheinen als Fabel. Ich weiß nicht, wer mehr zu beklagen ist: Der, welcher bei Niemandem Liebe gefunden, oder Der, welcher sein Herz von einer furchtbaren Enttäuschung zerrissen fühlt?"

Die Pastorin schwieg; sie war mit dem Tischdecken beschäftigt; das gab ihr genugsam Anlaß, sich von ihm abzuwenden, denn sie fühlte es, seine Worte hatten die leisesten Fäden ihres Herzens berührt und eine jähe Röthe auf ihre Wangen getrieben.

Donat kam jetzt. Er erschrak, Eugen hier zu finden, man sah ihm die Verwirrung an; seine gewöhnliche Schüchternheit, Fremden gegenüber, machte ihn wortkarg. Er glaubte nun das Vergnügen, das er hier immer genoß, gestört; aber Eugen wußte diesen Eindruck der Unbehaglichkeit zu mildern, das Gefühl der Beängstigung, das sich unverkennbar in seinem scheuen Wesen ausdrückte, zu verbannen.

„Herr Baron," sagte er, „ich wünsche Ihre Freundschaft mir zu erwerben. Wenn ich einen Anspruch auf Erfüllung dieses Wunsches zu gründen wage, so lassen Sie unsre Begegnung in diesem Hause stillen Friedens als solchen gelten. Geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen bekannter zu werden, näher an Ihr Herz zu treten, vielleicht wird es mir dann gelingen, in Ihnen einen Freund zu gewinnen."

Diese Ansprache hatte für Donats Ohr eine seltene

Melodie; sie brachte jenen wohlthuenden Eindruck bei ihm hervor, wie ihn stets scheue Gemüther empfinden, wenn sie sich unerwartet beruhigt fühlen.

Eugen bemerkte, daß Donats Blicke auf Philippinen zuweilen mit einem Ausdrucke großer Zärtlichkeit ruhten; er schloß daraus, daß sich dessen Herz zu dem jungen, aufblühenden Mädchen hingezogen fühle.

Von Philippinens Seite war keine solche Wahrnehmung zu machen, sie beachtete ihn kaum, und wenn es geschah, so war es eine kalte Höflichkeit, mit der sie ihm antwortete. Ueberhaupt schien das Gemüthsleben des jungen Mädchens unter den Fesseln eines Frosthauches zu liegen, welcher jede Aeußerung warmen Gefühls unterdrückte; eine Theilnahmlosigkeit, die fast abstoßend wirkte, war die Außenseite ihres Wesens.

Das frugale Abendbrot war beendet, die Pastorin hatte im Hause zu thun. Eugen schlug vor, einen kleinen Spaziergang längs des Baches hin zu machen, der hinter dem Garten des Pastors vorüberfloß.

Donat war es zufrieden.

Wie reizend lagerte draußen die Gluth der Abendsonne auf Feldern und Wiesen! Das war eine Lieblichkeit, die das Herz erschloß. Leicht vom Sonnenlichte angehauchte Wölkchen schwammen einzeln in dem blauen, duftigen Raume der unergründlichen Aetherkuppel; in dem Laubwerke des kleinen Buchenhaines, der sich die sanfte Höhe der sich nach Süden hin lehnan hebenden Ebene hinaufzog,

hüpften spielend die Sonnenlichter auf und nieder — die Heimchen zirpten ihr eintönig Lied von allen Seiten.

„Sehen Sie, lieber Donat," sagte Eugen — „wer so einen Abend mit voller Seele genießen kann, ohne an die vielen Schatten erinnert zu werden, die das Herz verdüstern; wer das kann ohne Beigeschmack eines Kummers, ohne Anwandlung von Stimmungen, wie sie uns leider so oft ungerufen das Leben verbittern, der ist glücklich. Es gehört dazu entweder eine große, sich über Alles erhebende Seele oder — ein Schwamm an der Stelle des Herzens, der nur für den Augenblick sich vollsaugt — ich kann es nicht."

Donat stimmte zwar bei, meinte aber, der Glückliche theile doch wenigstens eine Eigenschaft mit dem Unglücklichen, nämlich die Unruhe der Hoffnung auf eine Steigerung oder doch ein Fortbestehen seines Glückes, wie Jener auf Verminderung seines Unglücks. Die Hoffnung sei das unzerreißbare Band, von dem das ganze All umschlossen werde."

„Haben Sie denn so große Hoffnung, Herr Baron?" fragte plötzlich Philippine.

Die Frage schnitt zu tief in Donats Herz ein, über seine von Blatternarben zerrissene Wange flog ein dunkles Roth, seine Blicke sanken beschämt zu Boden, er schwieg. Es war ein kalter, trauriger Spott aus dem Munde des jungen Mädchens, der ihn tief verletzen mußte, weil er un-

mittelbar eine Anspielung auf sein körperliches Unglück in sich schloß.

Eugen fühlte die Störung heraus, welche Philippinens lieblose Frage auf Donats Gemüth bewirkte; er wollte den schmerzlichen Eindruck auszugleichen suchen, aber es gelang ihm nicht — Donat blieb schweigend. Eugen schlug vor, sich auf einem grünen Abhange niederzulassen; Donat entgegnete, er werde noch ein wenig promeniren, dann zu ihm zurückkommen. Philippine war ein Stück Weges vorausgegangen, Eugen bemerkte, daß sein Begleiter den Wunsch hatte, ihr zu folgen — er hindrrte ihn daran nicht und streckte sich auf den Abhang hin.

Donat folgte in der That Philippinen, die Krümmung des Baches verbarg ihn bald Eugens Blicken.

Ja, am Bache, wo dieser über das Wehr nach der Mühle hinrauschte, stand sie; der weiße Gischt, der in weiten Kreisen in zahllosen Perlen und Blasen sich auflös'te, schien ihr Vergnügen zu machen.

Donat trat unbemerkt an sie heran und ergriff ihre Hand.

„Herr Gott, wie Sie mich erschreckt haben!" rief sie zusammenfahrend.

„Ich wollte das nicht," sagte Donat; „ich möchte Dir nie ein Leid zufügen."

Jetzt folgte eine Pause. Philippine schleuderte eine Weidenschwuppe in den Bach und lachte laut auf, als das schwache Reis über das Wehr hinab im Kreise wirbelte

und selbst unterhalb des Falles noch immer wie um eine Achse sich drehte, ehe es gerade aus von der Strömung fortgerissen wurde.

„Philippine," sagte Donat nach einer Weile, „Du hast mir vorhin sehr weh' gethan, indem Du mich auch der Hoffnung unfähig zu halten schienst."

„Nun ja, es kam mir komisch vor, daß Sie so große Hoffnungen haben," antwortete das Mädchen — „auf was denn?"

Donat schwieg eine Weile, dann sagte er:

„Es kann sein, daß es komisch klingt, wie Du sagst, wenn Jemand, der im Aeußern so unglücklich ist wie ich, von Hoffnung auf Verminderung seines Unglücks spricht; aber sie betrifft nicht den äußern, sondern den innern Menschen. Glaubst Du nicht, Philippine, daß es ein großes Unglück ist, zu sehen, wie Alle Herzen finden und sich an diese anschließen können, während ich so vereinzelt, so vereinsamt mitten drin stehe in all' dem Glücke der Andern und sich Niemand darum kümmert, ob ich ein Herz habe, das wohl werth wäre, gekannt, gesucht, geliebt zu werden?"

Philippine hatte ihm mit einem Ausdrucke der Verwunderung zugehört, sie sagte Nichts darauf. Donat ergriff ihre Hand und sah ihr eine Weile in's Gesicht.

„Warum sehen Sie mich denn so unverwandt an?" fragte das Mädchen.

„Warum...? Mir fiel ein Mährchen ein, das ich vor Kurzem gelesen."

„Ein Mährchen? Ach, erzählen Sie es, Herr Baron — ich höre gern Mährchen erzählen.“

Donat erwartete keine nochmalige Aufforderung, er hob an:

„In alten Zeiten, wo es noch gar nichts so Ungewöhnliches war, wenn die Feeen und Lichtgeister aus ihrem schönen Heimathlande auf die Erde niederstiegen und unter den Menschen wandelten, wohnte ein Fürst in einem großen, weiten Reiche, der viele Millionen Unterthanen hatte; aber er war bei alle Dem nicht glücklich, denn sein einziger Sohn, der nach ihm regieren sollte über das große Reich, war blind geworden durch eine schlimme Krankheit und konnte Nichts ohne fremden Beistand thun. Das bekümmerte den alten Vater sehr und der Prinz lebte in tiefer Trauer hin, denn sein Herz war so voll von Freude an dem schönen Leben im Sonnenlichte, wie er es früher gekannt hatte und wie es seine Lust gewesen war in seinen Kindheitstagen. Das sah er nun Alles nur im Geiste, aber nicht mit den Augen seines Körpers und das machte ihn nun traurig, weil er kein Herz fand, das so warm mit ihm fühlte und das ihn liebte um seines Herzens willen. Der Vater meinte, daß sein armer Prinz glücklicher sein werde, wenn er ihm eine Gemahlin gäbe; aber das ward nicht sein Glück, denn die schöne Prinzessin liebte nur den Glanz und die Macht, die ihr der Titel seiner Gemahlin gab; der Prinz fand bei ihr kein Herz, das ihn geliebt hätte seiner selbst willen, und er fühlte sein Unglück dop-

pelt und ward noch viel trauriger als früher, denn jetzt glaubte er, daß Niemand ihn lieben könne. Die Prinzeß starb, da ward er wieder frei, und wie immer auch bei dem Allerunglücklichsten die Hoffnung auf ein Glück nicht ganz versinkt, so kam auch in seine Seele der Gedanke, daß es vielleicht doch möglich sei, ein Wesen zu finden, das ihn seines Herzens willen liebe. Wie er einst so darüber nachdachte, da fühlte er ein leises Wehen um sich und eine feine Stimme sagte zu ihm: „Nur wenige Herzen giebt's, die den innern Menschen lieben; die Welt hängt nur an der äußern Schale, sie kennt und achtet den Kern nicht, der allein den Werth des Menschen bestimmt.“ — „Wer bist Du denn, der Solches zu mir spricht?“ fragte der Blinde erstaunt. — „Amorosa, die Beschützerin der wahren Liebe,“ war die Antwort; „Dein Unglück hat mich gerührt und ich will Dir ein Herz suchen helfen.“ — „O, gütige und mächtige Fee, denn gewiß bist Du solch' ein Lichtwesen, ich bin ein Prinz und da werden sie Alle den Prinzen zu lieben vorgeben, weil sie dadurch zu Glanz, Macht und Ansehen gelangen; aber mich, den Blinden, werden sie doch nicht verstehen, nicht lieben meines Selbst wegen.“ — Da legte Amorosa die Hand an seine Stirn und er versank in Schlummer. Als er erwachte, da war es ihm, als hätte er nur geträumt, daß er der Sohn eines Fürsten sei — er lachte vor sich hin über den seltsamen Traum, denn er erinnerte sich nun ganz deutlich, daß er von jeher ein armer Blinder gewesen, der von einem Manne im Lande herum-

geführt worden, um sein täglich Brot zu erbitten, und müde von einem langen Wege, sich in's Gras gelegt habe, um sich zu erholen, und darüber eingeschlafen sein müsse. Aber wie er auch rief, sein Führer war nicht da, der hatte ihn verlassen, und der Arme wehklagte über das große Unglück, das ihm geschehen. Da kamen Leute herbei und ein Mann sagte: „Will ihn in meine Hütte mitnehmen, daß er nicht umkommt hier außen. Wir sind wohl sehr arm, er ist aber noch tausend Mal ärmer, denn er sieht ja die liebe Sonne nicht; 's wird doch so viel Segen noch für uns übrig sein, daß uns der liebe Gott den Fischfang um der Barmherzigkeit willen an dem weit ärmeren Blinden segnet.“ Und der Segen kam auch ganz wunderbarlich dem armen Fischer, denn seine Netze füllten und sein Verdienst mehrte sich. Doch auch dem Blinden war ein Segen gekommen, denn des Fischers Tochter, die Veronel, schloß sich an ihn an mit vollem Herz'n, und wo sie ihm nur eine Freude zu machen wußte, da geschah es, und doch konnte er ihr Nichts geben, keinen Glanz, keine Macht, keine Pracht, nur eine recht innige Liebe. Mehr wollte sie auch nicht und sie fragte auch nicht nach andern Dingen. „O,“ sagte sie — „wenn wir uns heirathen, ist mir gar nicht bange für uns; Du bist ein guter Musikant, verdienst des Sonn- und Feiertags Dein Geld und ich arbeite die Woche über rüstig zu Hause, das wird uns durchhelfen, denn wir brauchen ja keinen Putz und sind genügsam in unsrer Armuth.“ — Um die Veronel hatten schon recht

wohlhabende Bauersöhne angehalten, das wußte der Blinde und darum that's seinem Herzen so unendlich wohl, daß sie ihn liebte seines Herzens wegen. Wenn sie so Abends zusammensaßen im stillen Frieden und er gedachte seines Traumes, wie er früher ein Fürstensohn gewesen, da lachte Veronel und sagte: „Sie haben Alles besser wie wir, und wir wissen gar nicht einmal, was sie Gutes und Schönes haben; aber können sie denn glücklicher sein als wir? Wir sind doch weit, weit reicher, denn wir haben unsere Herzen gegen einander ausgetauscht.“ Und so kam es, daß eines Tages des Blinden Hochzeit mit Veronel sein sollte, ganz still und geräuschlos, wie die Armuth ihre Feste feiert, aber mit großer, seliger Freude im Herzen. Und wieder hatte der Blinde am Morgen dieses Tages geträumt, wie er wirklich ein Fürstensohn und sein Traum von der großen hilflosen Armuth, in der ihn der barmherzige Fischer gefunden, nur ein Traum gewesen sei. Da ergriff ihn beim Erwachen ein großer Schmerz und er rief: „Ich wollte Alles verlieren, nur nicht Veronels Herz, das mich meines Herzens wegen liebte.“ Und wie als Antwort auf diesen Ausbruch seines Leides klangen sanfte melodische Töne über ihn hin, wie er sie nie gehört, und eine leise Stimme sagte zu ihm: „Halte dies Herz fest, ich habe Dir's suchen helfen — sei glücklich, blinder Prinz.“ — Er wollte aufschreien im Ausbruche des Entzückens, die gütige und mächtige Fee Amorosa sprechen zu hören; aber sein Jubel ward übertäubt von rauschenden Trompetenklängen

draußen und Veronel kam herein in Todesangst und rief: „Ach, warum hast Du mich so bitter getäuscht! Ich habe den armen Blinden in Dir geliebt, nicht aber einen reichen und vornehmen Prinzen, wie Du einer sein sollst, wie sie Alle sagen. An dem Grame sterbe ich!“ — „Nicht sterben, Veronel, leben, leben Herz an Herz, Seele in Seele — Du bleibst mein Auge in alle Zeit!“ rief der Prinz; „jetzt habe ich ein Herz gefunden und will lieber der arme Blinde sein und bleiben, als ein Fürstensohn, dem's Nacht ist im Innern, wie Nacht um ihn im Aeußern.“ — Und der alte Fürst, der das gehört hatte, sagte: „Behalte dies Herz und sei glücklich.“ — Da schmetterten wieder die fröhlichen Trompetenklänge und der Jubel rauschte wie ein Sturmwind daher — Veronel blieb des blinden Prinzen Aug' und Herz für alle Zeit.“

Eine lange Pause folgte.

Endlich sagte Philippine:

„Ob der Blinde auch sonst häßlich gewesen, davon erzählt das Mährchen aber Nichts.“

Donat ließ ihre Hand aus der seinen gleiten, er fühlte einen Frost durch seine Brust ziehen, daß ihm fast das Blut zu stocken schien. Des Mädchens Worte waren ein scharfes Urtheil, das ihn durchschauerte. Donat empfand eine große innige Zuneigung zu Philippinen, obwohl sie noch sehr jung war. Er glaubte, ihr junges, unverdorbenes Herz gewinnen, ihr Auge durch die Gewohnheit der Zeit mit dem Anblicke seines unglücklichen Körpers ver-

söhnen zu können; er hoffte, sie werde den innern Menschen seiner selbst willen lieben lernen und darüber dessen trauriges Aeußere vergessen — ihre Bemerkung auf sein Mährchen schlug das Alles nieder, zerriß die zarten Fäden seiner Hoffnungen plötzlich. Seine Häßlichkeit trat zwischen ihn und sie als ein Schreckbild für ihr Auge.

Eugen kam ihm nach, das entriß ihn der unangenehmen Situation, in welcher er Philippinen gegenüber sich befand. Sie gingen zurück, Donat war sehr einsylbig.

Die Sonne stand im Verscheiden, durch den stillen Abend hallte die Glocke der Dorfkirche weit hinaus in die ruhige Landschaft, den letzten Segensgruß darüber hinrufend.

„Wieder ein Feierabend," äußerte Eugen — „wie schon Alles still geworden ist! Man kann dem scheidenden Tage ein Amen nachrufen."

„Ja, Amen — Amen — das letzte Amen wird auch für Manchen das Beste am Dasein sein," bemerkte Donat.

„Das kommt darauf an," antwortete Eugen — „hier Mamsell Philippine ist noch so jung, hat noch ein ganzes Leben vor sich, das sich erst vor ihr abrollen soll; sie kann nicht mit Ihrer Ansicht übereinstimmen, lieber Donat, weil ihr die Ursache dazu fehlt."

„Nein, ich sage noch nicht Amen," lachte das Mädchen — „warum auch? Ich soll ja erst zu leben anfangen!"

Die Pastorin kam ihnen entgegen, und man hielt sich noch lange im Freien auf; Philippine war von der alten Gertraud abgerufen worden, denn die beiden Töchter des

Verwalters hatten, vom Besuche auf dem nachbarlichen Rittergute zurückkommend, im Pfarrhause eingesprochen.

Ueber die stille Gegend schwebte der Mond herauf; der Abend war so schön, daß ein Verweilen im Freien nur ein wohlthuendes Gefühl im Herzen hervorrief. Donat hatte sich abseits gewendet und schlenderte am Bache hin; da hüpften die Mondstrahlen in den plätschernden Wellen hin, wie Lichtfunken, die aus dem Wasserbette aufsprudelten. Die Pastorin und Eugen gingen neben einander hin. Der Letztere äußerte, daß diese Ruhe, die hier herrsche, auffallend sänftigend auf ihn eingewirkt habe; er sei bisher immer aufgeregt gewesen, das Leben in der großen Welt und dann sein Geschick, Gefangener zu sein, hätte solchen Eindruck bei ihm hervorgerufen, der sich jetzt indeß verliere. Die Rede kam auf das Geschäft, das ihn hierher geführt habe, die Pastorin hatte diesen Gegenstand noch nicht berührt. Eugen sagte ihr, daß in der That seine ganze Zukunft davon abhinge, denn es müsse sich entscheiden, welche Ansprüche er an das Glück zu machen habe. Er erzählte ihr von seiner Kindheit, von seiner ersten Jugend im Hause der Frau v. Salza und wie er das schöne Gefühl, Eltern zu kennen und zu lieben, ganz entbehrt habe.

„Das ist traurig," sagte die Pastorin — „ich beklage Sie. Haben Sie auch keine Ahnung, wer Ihre Mutter oder Ihr Vater gewesen?"

„Nein, Frau von Salza sprach nie davon. Nur eines Zufalles entsinne ich mich dunkel. Ich fand als Knabe

von vielleicht zwölf Jahren einmal in einem geheimen Fache des Nähtisches der Frau von Salza ein Medaillon, das auf beiden Seiten Portraits hatte. Ich betrachtete sie. Das eine war eines Offiziers Bild in der chursächsischen Schweizergarden-Uniform, und das andere stellte eine Dame mit stolzem Gesichte vor. Frau von Salza kam dazu und nahm mir das Medaillon hastig weg. Auf meine Frage, warum sie so böse darüber sei, sagte sie, meine Neugierde sei Vorwitz, ich würde später die Portraits noch zeitig genug besehen können. — Das ist die einzige Vermuthung, meine Eltern im Bilde gesehen zu haben. Frau von Salza sprach nie davon und das Medaillon kam mir nie mehr zu Gesicht."

Eine lange Pause folgte. Eugen überließ sich den Erinnerungen an seine Kindheit, während die Pastorin mit Mühe ein großes, mächtiges Gefühl in ihrem Herzen zu bekämpfen suchte. Leidende Wesen haben feinere geistige Fühlhörner; die unsichtbaren Fäden, welche in ihrem Innern zur Aufnahme der von Außen auf sie einwirkenden Eindrücke bestimmt, sind empfänglicher, reizbarer; nur leise berührt, durchzittern sie das ganze geistige Wesen und geben ihm jenen höheren Grad des Gefühls, das wir mit dem Namen „Ahnung" zu bezeichnen pflegen. Die Pastorin fühlte sich von der Ahnung durchdrungen, daß Eugen ihr in einer gewissen Beziehung nahe stehe; der Gedanke an Agdolo tauchte urplötzlich in ihrem Herzen auf und fand eine Begründung in der Aehnlichkeit seines Gesichts mit

Dem, den sie einst mit aller Aufopferung, deren nur ein Weib fähig ist, geliebt hatte.

Eugen endete das Schweigen, indem er ihr noch erzählte, daß die nächsten Tage ihn aller Unklarheit über dieses sein Geburtsgeheimniß entheben würden. So wandte sich das Gespräch auf die Familie des Barons von Bittinghof und verlor sich gleichsam wie ein Bach im Sande in einer gleichgiltigeren Besprechung über die Familie des Schloßherrn, von dem die Pastorin sagte, daß er ein streng rechtschaffener Charakter sei, weit leutseliger als seine Gemahlin und Tochter, die von einem außerordentlichen Stolze und Ehrgeize beseelt wären. Niemand hier könne sich erinnern, daß die Baronin und ihr Fräulein je bei einem Ernte- oder Kirchweihfeste sich unter den fröhlichen Bauersleuten hätten blicken lassen, während der Baron die Leute stets mit seiner Gegenwart beehre, weshalb man ihm auch zugethan, seine Gemahlin aber als eine stolze, den Bauernstand verachtende Dame bekannt sei. Auch auf Donat kam die Rede. Eugen deutete darauf hin, daß er bemerkt zu haben glaube, wie dieser gebrechliche Jüngling eine Neigung zu Philippinen hege.

„Auch ich habe dies bemerkt,“ stimmte die Pastorin bei, „und dies macht mir geheimen Kummer, denn eine gleiche Bemerkung von Seiten der Frau Baronin dürfte viel Unannehmlichkeiten über uns bringen, obwohl mein Mann, wie es scheint, sich ihrer großen Gewogenheit zu erfreuen hat.“

„Ich glaube, Sie können sich darüber beruhigen, Ihre Tochter steht ihm kalt und theilnahmlos gegenüber, wie ich wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Es ist erklärlich, der Anblick so großer Gebrechlichkeit ist nicht lockend für das Auge eines jungen Mädchens. Ach, ich beklage den Aermsten, er wird ein verödetes Leben führen müssen; indeß, er ist dafür auch wieder der schmerzlichen Erkenntniß, getäuscht zu werden, enthoben. Das Eine ist schmerzlich, das Andere noch schmerzlicher.“

Sie waren an den Steg gekommen, der über den Bach zu dem Garten des Pfarrhauses führte. Donat kam ihnen nach; er und Eugen nahmen Abschied von der Pastorin, dann gingen die Beiden den Weg am Bache, der außerhalb des Dorfes zum Schlosse führte, zurück. Donat war mißgestimmt, niedergedrückt; Eugen fühlte tiefes Mitleid mit ihm und versuchte in des Aermsten Herzen die Saiten anzuschlagen, welche ihn mittheilungsfähiger machen könnten. Er sah lange Zeit seine Bemühung ohne Erfolg.

„Eilen wir doch nicht so sehr, lieber Donat, wir haben Zeit vor uns,“ sagte er.

„Ach ja,“ antwortete dieser, „man erwartet uns zu keiner Gesellschaft; es ist dies ein Glück, wenn man sich nicht so heiter gestimmt fühlt.“

Eugen erfaßte diese Bemrrkung, indem er den Zweifel aussprach, daß er (Donat) wohl noch wenig trübe Erfahrungen gemacht haben könne.

„Sie haben Recht; mir fehlt die Berechtigung dazu, auf Glück Anspruch zu machen,“ war die bittere Entgegnung — „betrachten Sie mich und es wird Ihnen gewiß komisch vorkommen, daß ein so gebrechlicher Unglücklicher Hoffnung auf irgend ein Glück hat. Was können Sie einer solchen lebenslänglichen traurigen Erfahrung entgegenstellen?“

Eugen sagte ihm, daß der Begriff von Glück und Unglück ein sehr schwer zu bezeichnender sei und es eines ruhigen Urtheils bedürfe, um sich nicht in dem Labyrinthe der Selbsttäuschungen zu verwirren. „Die Enttäuschungen, wenn wir uns glücklich wähnen, sind oft schmerzlicher als die Gewohnheit, sich als vom Schicksal zum Träger eines Unglücks, wie das Ihre, bestimmt zu betrachten,“ fügte er hinzu und entwarf ihm ein Bild von seiner Liebe zu der schönen Aurelie und von der ihm gewordenen furchtbaren Enttäuschung dieses Glückswahnes.

Donat war durch diese Erzählung tief erschüttert.

Diese Stunde führte Beide als innige Freunde zusammen.

Zwei Tage später war auf Einladung des Barons Gesellschaft, aus Familiengliedern der nachbarlichen Rittergutsbesitzer bestehend, im Schlosse versammelt; auch Eugen konnte sich der Aufforderung der Baronin, dabei zu erscheinen, nicht entziehen, er mußte es als ein Zeichen besonderer Gewogenheit dieser stolzen Dame betrachten.

Man hatte den schönen Nachmittag in der geräumi=

gen Veranda am Kaffeetische verbracht und der allmählig hereinbrechende Abend lockte zu Spaziergängen im Garten; die Gesellschaft zerstreute sich.

Eugen fühlte sich glücklich, in einer Promenade durch den Garten von der Langeweile, die er in der Gesellschaft am Kaffeetische gefunden, sich ein wenig erholen zu können. Die Unterhaltung war für ihn so leer von allem Interesse gewesen, daß er im Stillen das Ende dieser gesellschaftlichen Versammlung herbeisehnte. An der Seite eines pensionirten Majors, der den Krieg im Jahre 1793 gegen Frankreich mitgemacht und eine lebendige Erinnerung der anfänglichen Siege von Mainz und Pirmasens und dann des Rückzugs über den Rhein, wo ein Sturz vom Pferde ihn zum ferneren Kriegsdienste untüchtig gemacht hatte, genannt werden konnte, durchwandelte er die Gartengänge. Ganz unerwartet blickte er Donat, der, wie immer, in der Gesellschaft, so auch dies Mal gefehlt hatte, zwischen den Gebüschen rasch hindurch eilen. Bei dem lahmen Fuße Donats, der ihm schnelles Gehen oder vielmehr Hinken sehr beschwerlich machte, konnte nur ein ganz besonderer Umstand ihn zu solcher Eile antreiben. Aber auch Donat hatte ihn gesehen und gab ihm hastige Winke, daß er mit ihm zu sprechen wünsche. Eugen wußte kein anderes Mittel, seinem unabreißbar erzählenden Gesellschafter zu entkommen, als schnell sein Schnupftuch vor das Gesicht zu drücken und sich unter dem Vorwande plötzlichen Nasenblutens von ihm zu beurlauben und rasch in den nächsten

Gang einzubiegen, wo er bald zwischen dem Gebüsch verschwand.

Donat trat ihm athemlos entgegen. In großer Aufregung ergriff er Eugens Hand, in die er zugleich eine Börse drückte und stammelte:

„Fliehen Sie, Freund, fliehen Sie... so eben sind...“

„Sie sind außer sich, lieber Donat,“ unterbrach ihn Eugen erstaunt. „Warum soll ich fliehen? Und wozu diese Börse, die Sie mir in die Hand drücken? ... Ich verstehe Sie nicht.“

„O Himmel, es ist zu spät! Da sind sie schon. Leben Sie wohl, unglücklicher Freund!“

In der That bestätigten sich Donats Worte sogleich. Zwei Herren in sächsischer Uniform, in deren Mitte ein französischer Kapitain und ein anderer Herr in bürgerlicher Kleidung ging, kamen als Begleiter des Barons den Gang daher — Donat war in's Gebüsch zurückgeschlüpft.

„Ha, da ist Monsieur Eugen von Güldenstern, ich erkenne ihn wieder!“ rief der bürgerlich Gekleidete, als er Eugen stehen sah.

Kein plötzlicher Donnerschlag aus heiterem Abendhimmel würde einen betäubenderen Eindruck auf Eugen gemacht haben, als jetzt die auf seiner Seite stattfindende Ueberzeugung eines Wiedersehens machte, das seine Sinne wie mit Einem Schlage fesselte. Vor sich sah er in dem Sprechenden den Direktor der kaiserlich französischen Geheimpolizei, wie er ihn vor drei Jahren in Ettenheim zur

Zeit der Verhaftung Enghiens gesehen hatte. Der Eindruck des Entsetzens, wie er ihn damals diesem Manne gegenüber empfunden, hatte ihn auch jetzt ergriffen, er stand wie versteinert.

„Mein Herr Kapitain, im Namen Sr. Majestät des Kaisers verhaften Sie diesen Verschwörer!“ rief Jener.

Das Wort, welches sein künftiges Schicksal bezeichnete, gab Eugen die vollkommene Besinnung wieder.

„Mich verhaften? hier — in einem Lande, wo ...“

„Geben Sie uns keinen Anlaß, Gewalt zu brauchen, mein Herr,“ sagte einer der sächsischen Offiziere — „wir handeln nach der uns gewordenen Ordre, diesem Herrn“ — er deutete auf den Kapitain — „bei Verhaftung eines Verschwörers hilfreich beizustehen. Sie sind es, versuchen Sie keinen Widerstand, er ist unnütz.“

„Und wessen klagt man mich auf's Neue an?“ fragte Eugen, zu dem Chef der Geheimpolizei gewendet.

„Ihr Brief an die Baronesse Reich ist die vollkommenste Anklage, mein Herr.“

Eugen fühlte es kalt durch seine Adern rieseln; aber er faßte sich gewaltsam und wendete sich zu dem mit seiner Verhaftung beauftragten Kapitain mit den Worten: „Mein Herr, ich bin Ihr Gefangener, ich werde keinen Widerstand leisten. Haben Sie die Güte, in Ihrem Rapport anzuführen, daß ich mit dem Herrn Baron von Vittinghof in keinem näheren Bezuge stehe, daß ich nur allein in der Absicht hierher kam, um über eine mich betreffende

Hinterlassenschaftsangelegenheit Auskunft zu verlangen. Wir sind einander gänzlich fremd.“ Und zu dem Baron sich wendend, sagte er: „Sie können das mit bestem Gewissen bestätigen, denn es ist die Wahrheit.“

Der Baron war sichtbar ergriffen. Die unabwendbare Zukunft seines Gastes schien ihn tief zu bewegen. Man hörte das in dem Tone, mit dem er sagte: „Es thut mir leid, daß mein Haus Ihnen kein Asyl sein konnte. Ich kann leider nichts thun, als Sie beklagen. Dies ist wenig, sehr wenig; aber es wird Ihnen doch vielleicht einen kleinen Trost gewähren.“

Eugen reichte ihm tief erschüttert die Hand. „Ich danke Ihnen, Herr Baron — ich danke Ihnen aufrichtig. Zu den vielen schmerzlichen Erinnerungen meines Lebens will ich die gesellen, Ihnen einen Kummer gemacht zu haben; aber auch die Ihrer Güte, Ihrer Theilnahme an meinem Geschicke. Und nun, meine Herren, ich bin Ihr Gefangener, nehmen Sie mich hin.“

. . . .

Des Abends Schatten lagerten wieder auf Feld und Flur, als vom Schlosse des Baron Vittinghof zwei Wagen abfuhren. In dem voranfahrenden befanden sich die beiden sächsischen Offiziere, der französische Kapitain und der Direktor der kaiserlichen Geheimpolizei; in dem zweiten Eugen von Güldenstern und vier sächsische Grenadiere mit geladenen Gewehren.

Als der letztere an dem Pfarrhause vorüberrollte, das

von sanftem Mondenschimmer überglänzt in heiliger patriarchalischer Ruhe herüberleuchtete, da fühlte der Gefangene eine so schmerzliche Regung an sein Herz treten, daß er die Hand über die Augen legen mußte, um seinen Blick von dieser Stätte stillen trauten Friedens abzuwenden.

Jene Zeit, mit deren für Sachsen so wichtig und in seinen Folgen so traurig gewordenem Ereignisse, der persönlichen Zusammenkunft Napoleons und des Königs Friedrich August in Bautzen dieser Theil unserer Geschichtserzählung beginnt, glich damals schon einem Traume, der seine bunten Gestalten flüchtig an dem geistigen Blicke vorüberführt; jetzt, wo sie lange verklungen ist, taucht sie wie ein Nebelbild vor uns auf, dessen phantastische Lichter und Schatten wie die abenteuerlichen Bilder aus uralter Mythenzeit uns Bewunderung, aber auch Schrecken einflößen. Die besondere Hochachtung des französischen Titanen für Friedrich August wurde die Ursache aller jener später erfolgenden Kränkungen, die der Letztere, als das Geschick des gewaltigen Cäsars sich dem Untergange zugeneigt hatte, von allen Denen erfuhr, die allerdings anders gehandelt hatten, aber in seiner Lage und unter dem Zwange, welcher seine Einsicht, seinen Willen gebieterisch beherrschte, gewiß eben so gehandelt haben würden.

Jene Tage, wo Friedrich August den Eroberer in seine Residenz eingeführt hatte, waren für dieselbe Tage besonderen Glanzes, die berühmten Namen jener Zeit waren Alle daselbst versammelt, der Zusammenfluß der distinguirten Fremden war außerordentlich, denn Alle huldigten dem glänzenden Gestirn des Westens.

An jenem Abend, wo Dresden dem anwesenden Gewaltigen der Gewaltigen in glänzender Illumination seine Huldigung darbrachte, wogte das Volk in unabsehbaren Massen durch die erleuchteten Straßen, um das großartige Schauspiel anzustaunen. Die Elbbrücke glich einem Feenwerke und der Andrang der neugierigen Menge war hier so groß, daß die Reiterpatrouillen sich, ohne Gewalt zu brauchen, nicht durcharbeiten konnten.

An der Brücke erhob sich eine Ehrenpforte mit drei Portalen, geschmückt mit den transparenten Bildern der Siege Napoleons. Als Spitze dieses ephemeren, durch zahllose Flämmchen erleuchteten Baues schwebte, nach dem Schlosse zugewendet, der Orden der Ehrenlegion, in einer Sonne strahlend, während die nach der Brücke gerichtete Kehrseite dieses glänzenden Bildes das sächsische Wappen, gleichfalls von einer Sonnenglorie umgeben, wies. Von dieser Ehrenpforte nach dem Schlosse zu formirten Arcaden einen Vorhof und schlossen mit zwei riesigen Pyramiden, an denen Phalangen der combinirten Armee in ihrem Nationalcostüm gemalt waren. Jeder Brückenpfeiler trug einen Stern des Ehrenlegions-Ordens. Die Stadt schien

von einem Lichtmeer durchflossen und über ihr wölbte sich ein finstrer Gewitterhimmel, dessen schwere tiefgehende Wolken sich zu entladen drohten.

Auf den Altan des königlichen Schlosses trat Napoleon, Friedrich August und seine hohe Gemahlin, die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, umgeben von den Großwürdenträgern Frankreichs und den sächsischen Ministern, heraus, ein endloses „vive l'empereur!“ scholl in die Lüfte.

Napoleon überreichte nach einigen Worten des Dankes für das großartige Schauspiel, das sich ihm auf dem freien Platze zwischen dem Schlosse und der Brücke darstellte, ein Blatt, während vom Pallastmarschall Duroc den übrigen Mitgliedern der Königlichen Familie jedem ein solches eingehändigt wurde. Es war das neueste Bulletin von den Sachsen angehenden Friedenspunkten, in denen der König als Herzog von Warschau und Mitschutzherr von Danzig proklamirt wurde.

Fast in selbem Augenblicke strömte ein so heftiger Regenguß nieder, daß nur ein schnelles Zurückziehen in das Altanzimmer schützen konnte. Unten auf dem von Menschen überfüllten Platze und von der Brücke her drang eben so plötzlich ein gewaltiges Geschrei, Jeder wollte sich vor dem gewaltigen Regengusse retten, der feindlich gegen die tausend und aber tausend Flämmchen der Illumination wüthete und die stolzen Triumphzeichen in schnelle Nacht versinken ließ. Das Gedränge wurde noch vermehrt durch

die über die Brücke einher jagenden offenen Wrgen, die zu verdecken weder Zeit noch Ort möglich machte, daß also die Darinsitzenden in mancher Hinsicht noch viel mehr von dem Regenstrome eingeweicht wurden, als das wild drängende und schreiende Volk, das, da es in Masse eng zusammengekeilt sich befand, im sprichwörtlichen Sinne sich tüchtig den Kopf gewaschen sah.

Auf der Brücke, welche trotz ihrer ansehnlichen Breite bei dieser Gelegenheit doch eine schmale und gefährliche Passage war, verursachte das durch den Regenguß bewirkte schnelle Verlöschen der leuchtenden Sterne des Ehrenlegion-Ordens eine ungemeine Verwirrung, die schnell einbrechende, durch den dichten Regenstrom noch vermehrte Finsterniß gestattete keine gegenseitigen Rücksichten unter der Volksmenge, das Element der Rohheit und des Vergnügens an Tumult fand, wie bei ähnlichen Gelegenheiten, auch in diesem Wirrwarr seine Vertreter, die nicht wenig zu dem allgemeinen Angstgeschrei beitrugen.

„Himmel, mein Kind!“ kreischte eine Frau — „Sie reißen mir ja das Kind vom Arme — um Jesuswillen, mein Kind!“

„Hätte Sie die Kröte zu Hause gelassen, das ist Ihre Schuld — Vorwärts! wir wollen hier nicht zu Wiedertäufern werden!“

Gelächter über diese Anspielung verrauschte in der Fluth von Schimpfwörtern und Hilfsgeschrei. Die Stimme der nach ihrem Kinde kreischenden Frau verhallte in dem

allgemeinen Lärmen spurlos. Ein junger Mann fühlte etwas unter seinen Füßen sich bewegen, ein Gewinsel überzeugte ihn, daß Jemand hier niedergefallen sein müsse und nun dem gräßlichen Tode, zertreten zu werden, Preis gegeben sei. Die augenblickliche Stockung der Menschenmasse erlaubte ihm, da er kräftigen Körpers war, seinen Vordermann etwas vorwärts zu drücken, während er durch eine Beugung seines Körpers den Hintermann ein wenig zurückdrängte und schnell nach dem Trottoir hinablangte. Seine Hand erfaßte den Arm eines Kindes und nicht ohne Mühe und mit Hilfe der neben ihm befindlichen Personen, welche glücklicherweise nicht der rüden Klasse der Lärmer angehörten, gelang es ihm, das kleine, übelzugerichtete Wesen heraufzuziehen und auf seinen Arm zu nehmen. Aber es in diesem Gedränge, wo Keiner des Andern schonte, glücklich durchzubringen, war für ihn eine Ueberzeugung der Unmöglichkeit, zumal das Kind wie ohne Leben über seine Schulter hing und sich nicht an seinen Hals anklammerte, was ihm das Durchbringen erleichtert haben würde.

In der Mitte der Brücke gab es keinen geringeren Tumult. Ein paar Kutscher waren mit ihren Wägen zu dicht aneinander gefahren und dies hemmte die Passage dermaßen, daß kein anderer Wagen vorüber konnte und eine totale Stockung erfolgte. Dazu der immer heftiger strömende Gewitterregen und das Geschrei von beiden Seiten der auf den Trottoirs sich hinschiebenden Menschenmasse

— die Pferde wurden unruhig und Unglück schien bevorzustehen.

Der junge Mann, auf dessen Schulter das Kind lag, war an den Rand des Trottoirs gedrängt worden, er strich hart neben einem Gespann schnaubender Thiere hin. Ein Wagen hielt hier dicht an den breiten Steinen für die Fußgänger. Aus demselben hörte er eine Frauenstimme fragen: „Können wir immer noch nicht fort, Jacques? — der Regen ist fürchterlich.“

„Die deutschen Dummköpfe haben sich verfahren,“ war die Antwort des Kutschers, der einen kernigen Fluch hinterher schickte.

Der junge Mann hatte Frag' und Antwort in französischer Sprache, der er ziemlich mächtig war, verstanden; so viel er erkennen konnte in dem tiefen Duster, saß eben nur die fragende Dame im Wagen und von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, rief er ihr zu: „Madame, erbarmen Sie sich eines armen Kindes, dessen Leben in Gefahr ist, nehmen Sie es in Ihren Wagen — ich habe es eben unter den Füßen der Leute hervorgezogen.“

„Ach, mein Gott! ... steigen Sie ein, mein Herr, ich erlaube es Ihnen.“

„Tausend Dank, Madame! Sie sind die Güte selber.“

Das Kind über die Wagenthür hebend, wo es von der Dame ergriffen und hereingezogen wurde, schwang er sich nach und nahm auf dem Rücksitze Platz.

„Ach, es athmet!“ rief er freudig — „dem Himmel

sei Dank, so werden wir das arme kleine Wesen retten können."

„Ist es nicht Ihr Kind?" fragte die Dame.

„Nein, Madame, ich habe es nur aus der Todesgefahr gerettet, ich weiß nicht, wem es angehört. Doch es lebt und mehr bedarf es ja nicht, um dessen Eltern ausfindig zu machen."

Die Verwirrung unter den Wagenführern war glücklich beseitigt und als ob des Himmels Zorn über der Triumphfeier der Macht eines Staubgebornen sich besänftigt hätte, so ließ das heftige Regenströmen nach und die schwarzen Wolken zertheilten sich eben so schnell, als sie sich vorher aufgethürmt hatten.

Der Wagen, in dem die Dame so leutselig das Kind und dessen Retter aufgenommen, hielt bald darauf vor deren Wohnung, am Brühl'schen Palais.

Der junge Mann wollte das Kind nun mit in sein Logis nehmen; die Dame aber gestattete ihm dies nicht. „Nein, mein Herr," sagte sie — „erlauben Sie mir meinen Antheil bei der Wohlthat, die Sie dem kleinen Wesen erzeigten, vollkommen beizutragen. Ihnen sei die Sorge überlassen, die Eltern des Mädchens aufzufinden, mir bleibe die jetzt so unabweisbar nothwendige Pflege Ihres Schützlings, die Ihnen doch jedenfalls sehr beschwerlich fallen dürfte. Ich erwarte Sie morgen früh, nehmen Sie meine Karte — meine Wohnung in diesem Palais zu finden, wird Ihnen keine Schwierigkeit machen."

Dieser eben so vernünftigen als freundlichen Entgegnung der Dame war nichts entgegen zu setzen und der junge Mann empfahl sich.

In der That war die Aufgabe, des Kindes Eltern auszuforschen, nur erst dann möglich, wenn er durch das Kind selbst, welches ohngefähr in dem Alter von fünf Jahren sein mochte, in den Stand gesetzt wurde, eine Spur derselben zu verfolgen. Die Karte lautete: „Madame A. Lescours, Gemahlin des Direktors der kaiserlichen Geheim-Kanzlei.“

Am nächsten Vormittage stellte sich der junge Mann pünktlich ein. Es ward ihm leicht, die Wohnung von Madame Lescours im Palais aufzufinden, da dasselbe lediglich den Fürsten Talleyrand mit seinen Kanzleibeamten zu Bewohnern hatte und der Gemahl dieser Dame einer der höchstgestellten Beamten zu sein schien.

„Ich sehe, daß das Schicksal Ihrer kleinen Geretteten Ihnen am Herzen liegt,“ sprach Madame Lescours — „sie ist außer aller Gefahr, einige unbedeutende Verletzungen abgerechnet, welche in wenigen Tagen geheilt sein werden. Kommen Sie, überzeugen Sie sich selbst.“

In der That saß das kleine Mädchen, in weiche Kissen gehüllt, auf einem Sopha, obwohl sehr scheu, doch ziemlich munter; einige Streifen Heftpflaster an Kinn, Stirn und Armen deuteten auf die erwähnten Verletzungen hin.

Durch freundliche Zusprache gelang es dem jungen

Manne bald, so viel zu erfahren, daß der Vater im Schlosse wohne und die Christel, um ihr die vielen tausend Lichter zu zeigen, mit ihr über die Brücke gegangen sei, die Tante in Neustadt zu besuchen. Erst, nachdem das Mädchen zutraulicher gemacht worden war, sagte es den Namen des Vaters „Weihrich“ und den eignen „Miencheu.“

„Madame, es wird mir jetzt leicht werden, die Eltern meines Schützlings aufzufinden und sie hierher zu führen, um Ihnen für die liebevolle Theilnahme an dem Unglücksfalle ihres Kindes den herzlichsten Dank auszusprechen.“

„Sie vergessen sich, mein Herr, Ihnen gebührt der Dank dieser Leute, die gewiß eine sehr kummervolle Nacht durchlebt haben werden. O eilen Sie, sie zu beruhigen.“

Keine Stunde verging, als der junge Mann mit dem Vater des Kindes zurückkam. Es bedurfte keiner weiteren Bestätigung, daß Beide sich angehörten, als des Mannes und seines kleinen Mädchens Freude bei dem stattfindenden Wiedersehen.

„Madame, ich wünsche, daß der Himmel Ihnen die Wohlthat segne, welche Sie meinem Kinde erwiesen. Es war eine Nacht voll Angst für uns, unser Kind vielleicht todt wiederzufinden erwarten zu müssen. Und jetzt haben wir es wieder — nun ist aller Kummer, alle Angst vorüber. Welches Glück!“

Die Dame lehnte den Dank des Mannes, als nur dem Retter des Kindes gebührend, von sich ab. Ich habe nichts weiter dabei gethan, als dem armen kleinen Wesen

ein Obdach gegeben, was diesen jungen Herrn vielleicht genirt haben würde," sagte sie — „verlieren Sie darum keine Worte, es ist zu wenig, um eines Dankes werth zu sein."

Der junge Mann begleitete den Vater und sein Kind, auf des Ersteren dringende Bitte, in dessen Wohnung. Weihrich verwaltete schon lange das Amt eines Secretairs bei der Prinzeß Elisabeth, des Königs Tante; er war bereits in den Jahren ziemlich vorgeschritten, und ein starker Anflug von Weiß durchschimmerte sein Haar.

„Herr Finanz-Kanzelist," sagte er, als er das Kind seiner Frau übergeben und der Jubel des Wiederbesitzes sich ein wenig gesänftigt hatte — „Sie wissen nicht, welch' eine Wohlthat Sie mir erzeigt haben. Wenn ich auch dies Kind verloren hätte! Mein Gott und Herr, diese Strafe des Himmels hätte mich in's Grab gestürzt."

Des Mannes Gesicht nahm einen Ausdruck von Schreck und Angst an, der Blick seiner Augen trug etwas Unheimliches, Scheues, das in diesem Moment fast abstoßend auf den Finanz-Kanzelisten einwirkte. Jener mochte diesen Eindruck bemerken, er faßte sich gewaltsam und sagte: „Ich habe fünf Kinder gehabt, — sie sind mir Alle gestorben. Das ist ein Fluch, der mich verfolgt und dem ich noch erliege."

„Geben Sie sich doch nicht solchen Gedanken hin, Herr Weihrich. Der Himmel hat keinen Fluch für seine geschaffenen Wesen, nur die Menschen dichten ihm diesen an."

„Keinen Fluch?“ fragte Jener mehr vor sich hin als zu dem Sprechenden gewendet. „Ach, wenn das wahr wäre, wenn das an mir wahr würde!“ Mit großer Heftigkeit ergriff er des Kanzelisten Hand und sagte: „Man wird scheu, wenn ein Schlag auf den andern folgt, man giebt sich schlimmen Gedanken hin — das ist so natürlich. Sehen Sie, ich liebe die Kinder sehr — sonst, ehe ich selbst Vater war, wußte ich davon nichts, ich hatte nicht einmal eine Ahnung, daß es je möglich sein könnte, solch' eine innige Zuneigung zu Kindern zu fassen; aber — eben diese zu große Liebe macht mich so unglücklich, daß ich immer in Angst bin. Das Geringste darf meinem Kinde geschehen, so fühle ich mich vor Angst und Kummer zu Allem unfähig. Wenn mir auch dies Kind, das ich so sehr liebe, noch genommen würde!“

Der Mann versank in ein Nachdenken, das ihn ganz die Gegenwart des Finanz-Kanzelisten vergessen ließ, welcher sich ihm gegenüber in der That nicht recht heimisch fühlte.

Der Eintritt der Frau Secretairin, die ihr Kind, dessen Kleidung sie im Nebenzimmer gewechselt, nun im Triumph herein brachte, unterbrach diese dem jungen Manne so unangenehme Situation.

„Ach, Herr Röhr, Sie sind für uns ein wahrhafter Segensengel geworden und wir möchten's Ihnen gern danken, wenn wir nur wüßten, wie? O geben Sie uns Gelegenheit dazu!“

Und die Christel, die Magd, welche, das Kind auf dem Arme, sich gestern Abend in den Menschendrang hineingewagt, sagte:

„Nächsten Sonntag will ich ein rechtes Stoßgebet für Sie, guter Herr Finanz-Kanzelist, in der Kirche thun, denn was ich für eine Nacht ausgestanden habe, kann ich keinem Menschen sagen. Du mein Gott, solchen Kummer mag ich um kein Gold der Welt mehr ertragen, da ging' ich lieber in's tiefste Wasser.“

Jetzt trat noch eine dritte Person herein, ein junges hübsches Mädchen, der Frau Secretairin Schwestertochter. Des Finanz-Kanzelisten Blick fühlte sich magnetisch auf diese Erscheinung gezogen und sein Vorsatz, sich baldigst den Danksagungen der Familie zu entziehen, fand dadurch eine Abänderung. Als er sich endlich entfernte, hatte er freiwillig das Versprechen gegeben, recht bald wieder zu kommen, „denn Sie wissen ja, Herr Secretair, daß Madame Lescours darauf rechnet, daß ich über Ihres kleinen Schützlings Wohlbefinden ihr Nachricht gebe,“ sagte er. „Es wäre eine Unartigkeit gegen diese gütige Dame, welche sich Ihnen und mir so freundlich bewiesen.“

Der Finanz-Kanzelist fühlte sich sehr heiter, Gelegenheit zu haben, ohne daß es auffällig erschien, die Familie des Secretairs zu besuchen. Agnes hatte einen Eindruck auf sein Herz gemacht der für ihn eben so neu als anziehend war und dem er sich mit der Unbefangenheit eines jungen Mannes hingab, welcher sich durch eine sichere

Anstellung berechtigt glaubt, eine nähere Bekanntschaft anzuknüpfen, die einem ernstgemeinten Ziele zuführen soll. Agnes war eine schöne Erscheinung von hohem, kräftigem Wuchse, begabt mit einer ungemeinen Lebhaftigkeit. Ihr Gemüthsleben suchte in großer Heiterkeit seinen Ausdruck und eben diese Lust und Leben sprudelnde Eigenschaft übte eine um so größere Anziehungskraft auf den jungen Mann aus, als er selber sich gern an heitere lebenslustige Gesellschaft anschloß.

Nicht wenig erstaunt war er, als sein Vater ganz unerwartet einen Tag später bei Morgenanbruch zu Besuch bei ihm eintrat. „Ich bekam zufällig eine Gelegenheit, welche die Nacht hindurch fuhr und warum sollte ich sie nicht benutzen?“ sagte der Pastor, sein so frühes Kommen erklärend, indem er hinzufügte, „daß nicht allein Amtsgeschäfte, sondern auch Neugierde, die Festlichkeiten wegen der Anwesenheit des Kaisers zu sehen, ihn die Reise zu beschleunigen veranlaßt hätte.“ Der Finanz-Kanzelist erzählte ihm von dem bereits vorübergegangenen Feste, und erwähnte bei der Gelegenheit, wie ihn der Zufall zum Lebensretter des Kindes des Secretairs Weihrich gemacht und ihm auf diese Weise die Zuneigung dieser achtbaren Familie verschafft habe. Natürlich gedachte der Erzählende auch dabei der Freundlichkeit von Madame Lescours, der Gemahlin des Direktors der kaiserlichen Geheim-Kanzlei.

„Direktor der kaiserlichen Geheim-Kanzlei — ein wichtiger Mann also?“ fragte der Pastor aufmerksam.

„Jedenfalls," sagte Franz gleichgiltig — „ich kenne ihn und seinen Wirkungskreis nicht. Ich weiß nur, daß er im Brühl'schen Palais mitwohnt, wo das sämmtliche Personal der Kaiserlichen Kanzlei unter seinem Chef, dem Fürsten Talleyrand, einlogirt worden ist."

Der Pastor erholte sich einige Stunden lang, dann ging er seinen Amtsgeschäften nach, wie er sagte.

Franz hatte den heutigen Vormittag dazu bestimmt, zu Madame Lescours zu gehen und sie, wie es ihr Wunsch war, zu Weihrichs zu führen.

. . . .

Der sächsische Hof versäumte keine Gelegenheit, Napoleon, dem bewunderten Helden des Jahrhunderts, Huldigungen darzubringen und ihm den kurzen Aufenthalt in Dresden so angenehm als möglich zu machen. Das Wetter begünstigte im Ganzen diese letzteren Bestrebungen, denn abgerechnet den furchtbaren Regenguß, der die glänzende Illumination so häßlich gestört hatte und vielen Leuten als ein schlimmes Omen erschien, wie all' diese Herrlichkeit, die dem ruhmreichen Imperator jetzt zu Ehren hervorgerufen wurde, in Thränen und Trauer dereinst zerfließen und Sachsen in großes Elend stürzen werde, war die Witterung eine höchst angenehme; von Sonnenschein begünstigte Tage wiegten die Dresdener Residenz vollkommen in den Taumel des Glückes ein, der Mittelpunkt so großer Festlichkeiten und des Zusammenströmens so vieler ausgezeichneter Namen zu sein. Eine Jagdparthie in

Moritzburg hatte nicht nur alle Mitglieder der sächsischen Königsfamilie um Napoleon versammelt, sondern auch den größten Theil der ihm nach Dresden gefolgten Suite und die Elite des sächsischen Adels. Obwohl es weltbekannt war, daß der Kaiser mit günstigerem Erfolge Länder zu erjagen verstand, als die friedlichen Thiere des Waldes, so war die arrangirte Partie doch eine höchst angenehme Abwechslung, da sie den Genuß des frischen, freien Waldesduftes und körperliche Bewegung mit einander verband. Mit Kanonendonner und dem lustigen Spiel der Hofpfeifer war der Kaiser empfangen worden und die Jagd begann unter jauchzenden Hörnerfanfaren, bald braus'te sie durch das Dickigt und über die Grasflächen des Thiergartens hin, dessen ängstlich flüchtende Bewohner verfolgend.

Die Jäger bemühten sich, dem Kaiser das Vergnügen zu machen, einige der Thiere vor den Schuß zu bringen und in der That wies sich der Gewaltige sehr heiter, da ihm die Tödtung zweier Sauen gelang, obwohl man heimlich sagte, daß in dem lärmvollen Jagdtreiben es sehr ungewiß sei, ob der Kaiser oder der dienstfertig im Gebüsch versteckte Jäger die Thiere niedergeschossen habe. Indeß, seine Stimmung war eine sehr aufgeweckte, man hatte ihn, obwohl er in Dresden eine durchaus günstige gezeigt hatte, lange nicht so heiter, so vertraulich lachen gesehen.

Ein Adjutant brachte ihm die Nachricht, daß Fürst Talleyrand mit Depeschen im Schlosse angekommen sei

und man fürchtete, daß diese Unterbrechung des Kaisers heitere Stimmung stören werde; indeß, dies war nicht der Fall und sich zu Caulaincourt ein wenig zurückwendend, sagte er scherzend:

„Man darf diesen Fuchs nicht warten lassen — er läuft mit dem Kopfe, weil ihm die Beine ungehorsam sind."

Der König wollte die Jagd unterbrechen. „Nein, nein, theurer Sire, keine Störung, keine Pause, ich wünsche eben so aufrichtig Ihr Vergnügen, wie Sie das Meine. Lassen Sie diesem kleinen Kriege seinen Verlauf — ich werde bald zurück sein. Wie möchte ich den würdigsten Vertreter St. Huberti in seiner Lust stören! Man muß nie eine Schlacht unterbrechen, wenn die Changen so überaus günstig sind, wie bei dieser."

Während seinem Wunsche zufolge die Jagd forttobte, galoppirte der Kaiser, begleitet von Caulaincourt und einigen seiner Adjutanten, wie auch mehrern Personen des sächsischen Jagdpersonals, nach dem Schlosse.

Talleyrand harrte seiner in einem der Gemächer.

„Sire, es leidet keinen Aufschub," entschuldigte er gegen den Kaiser — „hier sind Berichte aus Wien."

Der Kaiser ergriff die ihm dargebotenen Papiere, stellte sich an's Fenster und las flüchtig.

Napoleons Bezeichnung hinsichtlich Talleyrands war schlagend und der Unterschied zwischen ihm und dem schlauen Diplomaten ein zu auffälliger, als daß wir ihn übergehen

sollten. Des Kaisers weiche, wenn auch gedrungene Körperformen drückten die südliche, bewegliche Natur seines Heimathslandes aus, während Talleyrands Figur einen etwas plumpen Hofmann darstellte, der aus alter Zeit mit gesticktem Kleide, wohl frisirt und überpudert, stolz auf seiner Ahnen Zahl, von der Zeit und ihren Ereignissen keine Notiz zu nehmen für nöthig erachtet, weil er sich über Alles erhaben glaubt. Sein so ruhiges, etwas breites, ausdrucksloses Gesicht glich einer Tafel, auf die Alles geschrieben, aber auch Alles verlöscht werden konnte. Der nähere Umgang mit diesem Manne bewies Napoleons Menschenkenntniß, wenn er ihm scherzweise die Bezeichnung „Fuchs" ertheilte. Talleyrand verstand die Kunst, nie zu spät zu kommen. Während sein Gesicht ausdruckslos blieb, berechnete sein Geist mit logischer Schärfe die Vor- und Nachtheile der Begebenheiten, weswegen er sie auch so fest am Faden hatte.

„Ich habe das erwartet," sagte der Kaiser, nachdem er gelesen — „ja, ja, die Kriegspartei in Wien ist thätig im Geheimen, England schürt die Kohlen unter der Asche."

„Wer wird je vergessen, daß ihm Arme und Beine amputirt worden sind?" warf Talleyrand leise hin; „Oesterreich wird diese Erinnerung nicht aufgeben, so lange es noch ein Herz hat."

„Dies England — dies England!" rief der Kaiser, auf und ab gehend — „wir müssen es an seinem Lebensnerv angreifen. Ich will jetzt keinen Krieg mit Oestreich."

„Was Sie heute nicht wollen, werden Sie später müssen, Sire."

„Dann...!" Der Kaiser blieb ruhig nachdenkend stehen, dann erhob er den Kopf und sagte leicht: „Ich entsinne mich, in Egypten gehört zu haben, daß das Ichneumon die Eier des Krokodills aufsucht und aussäuft und dieser kleine, unbedeutende Feind die größere Verbreitung dieser verderblichen Raubthiere auf solche Weise verhindert."

„Ich verstehe, Sire — eine Aufgabe für Lescours."

„Ja, er ist gewandt — seine cytherische Cohorte hat schon Wunder gethan. Ist er mit Ihnen gekommen?"

„Nein, Sire — er ist in Geschäften abwesend."

Der Kaiser sagte, indem er die Papiere wieder vornahm und darin las:

„Befehlen Sie ihn zu mir, wenn er kommt."

Jetzt folgte eine Pause, dann ging Napoleon langsam auf und ab, die linke Hand auf den Rücken gelegt und die Finger der rechten zwischen die Knöpfe der Weste gesteckt. Er verfiel allmählig in jene ihm so ganz eigenthümliche Gewohnheit, mit sich selber zu sprechen, bei welchen Gelegenheiten er, Alles um sich vergessend, seinen innersten Gedanken, seinen Leidenschaften Worte gab, und solche Augenblicke, die wir mit dem besten Rechte als „unbewachte" bezeichnen können, enthüllten die Pläne und das Streben seines unruhigen Geistes, der gleichsam aus seiner geheimen Werkstatt heraus an's Licht trat.

„Preußen gedemüthigt, geschwächt ... man muß es

langsam entnerven... es war ein Fehler, eine Thorheit, es nicht ganz auszustreichen ... Oestreich im Stillen thätig mit England... verdammt sei dies Nebelland!... Ueberall tritt es mir in den Weg... überall!

. . . .

„Gut ... man macht eine Charge in Constantinopel ... das verhindert Rußland, mit den Türken in Frieden zu bleiben ... es ist ein Punkt, wo man dies England am Herzen fassen kann ... Oestreich muß seinen Bundesgenossen klein werden sehen ... das schlägt den Muth nieder... raubt die Lust zu inniger Verbindung ... zum Teufel mit diesen Seelöwen! ... Sie dürfen nirgends Einfluß haben ... Spanien ... Portugal sollen französische Provinzen werden ... aber behutsam ... keine Voreiligkeit ... das ist der zweite Punkt gegen England ... das Mittelmeer ist unser.

. . . .

„Es darf keine Lücke in Italien stattfinden ... jede ist ein Versteck für meine Feinde... Rom... muß nach Paris ... da ist es sicherer als in Rom ... dann...“

In welche Nebelgebilde von Plänen der Zukunft sich sein Geist jetzt verlor und wie sehr sie ihn ergriffen, deutete das plötzliche Erstarren seiner Gestalt an. Die lebhafteste Beweglichkeit seiner Arme hatte bisher die in ihm auftauchenden Pläne begleitet, seine Gesichtsmuskeln hatten unter dem gewaltigen Auffluge seines Geistes förmlich convulsivisch gezittert.

Talleyrand stand dagegen so ruhig und bewegungslos, als wickele sich vor ihm der Faden eines langweiligen Schauspiels ab. Nach einer sehr langen Pause kam der Kaiser wieder zu sich. Er wußte es nie, daß er in solchen Augenblicken der eigne Verräther seiner Pläne war; die kalte Ruhe Talleyrands ließ ihn dergleichen auch nicht ahnen.

„Nun, mein Herr,“ sagte der Kaiser dann — „ein Krieg mit Oestreich ist unausbleiblich; aber nicht jetzt. Die Oestreicher brauchen noch Zeit, um Austerlitz zu vergessen ... sie werden mir Zeit lassen und ich werde diese benutzen. Ich erwarte Sie heute Abend vor'm Schlafengehen. Bringen Sie Lescours mit, wenn er zurückgekommen ist. Adieu!“

Talleyrand sagte, indem er die Papiere in die Tasche steckte, mit einem leichten Lächeln:

„Sire, die Polizei wird nicht die Welt regieren.“

Napoleon erwiderte scherzend:

„Die Polizei des Unterrocks ist die sicherste, wo man keine Bajonnette brauchen kann. Sie wissen das so gut als ich — die Bischöfe verstehen sich ja auf diese Branche so prächtig.“

Der Kaiser verweilte noch einige Minuten im Gemache, aber die Aufregung, die sein Geist empfangen hatte und die ihn nicht so schnell verließ, war die Ursache, daß er nicht darauf achtete, durch welche Thür er hereingekommen. Er bemerkte diesen Irrthum erst, als er bereits meh-

rere Zimmer durcheilt hatte; aber wie in seinem gewöhnlichen Leben er sich selber nur selten einen Irrthum eingestand, so auch jetzt — er schritt fort, ohne sich aufzuhalten. Die Zimmer waren leer und in demselben Zustande gelassen worden, wie sie ehedem den prächtigen sächsischen Augusten gedient hatten. Der Anblick des Alterthümlichen schien den Kaiser zu zerstreuen, im Durchschreiten faßte er Alles scharf in's Auge. Eine halboffene Thür zur Seite, als er das Schlafgemach des starken August erreicht hatte, reizte seine Neugierde; er öffnete sie und blickte auf die Tribüne der Schloßkapelle hinaus; rechts von dieser fiel sein Blick in die Wölbung der Halle dieses Heiligthums. Da die Tribüne etwas düster war, so gewahrte er nicht sogleich, daß eine Person am Ende derselben kniete und, das Gesicht in die Hände gepreßt, mit demselben auf dem Obertheile des Betpultes ruhte.

Als er aber auf die Tribüne trat, erhob sich die Betende erschrocken, und ihn erkennend, rief sie:

„O, Sire ... verzeihen Sie, daß ich es wagte ... ich wußte nicht ...“

„Wer sind Sie, Madame?“

„Mein Mann ist Lescours, Direktor der ...“

„Ah, Madame Lescours!“

Der Kaiser trat nun näher; ein unwillkürliches Zusammenzucken begleitete den nähern Anblick von Madame Lescours.

„Welche Aehnlichkeit!“ sagte er vor sich hin … „die nämlichen blassen und so schönen Züge.“

Die vor ihm Stehende zitterte, sie wußte das nicht zu deuten.

„Haben Sie keine Furcht,“ sagte er mit jenem sanften Tone, der aus seinem Munde so unwiderstehlich wirkte und in welchen er wunderbarer Weise selbst nach den heftigsten leidenschaftlichen Aufregungen einzulenken verstand, wenn irgend Etwas sänftigend auf ihn Einfluß übte. „Nein, nein, vor mir keine Furcht tragen, Madame,“ redete er, immer freundlicher werdend; „Sie sind unter einem glücklichen Gestirne geboren — Ihr Gesicht hat die Erinnerung an einen kleinen Roman meiner Jugend in mir erweckt.“

„Ist es eine glückliche Erinnerung, Sire, so bin …“

„Eine schöne, glückliche Erinnerung,“ unterbrach sie der Kaiser schnell. „Damals war ich ein kleiner Artillerielieutenant in Marseille und beugte mich einer Macht, die unwiderstehlich auf mich wirkte. Ah, die schöne St. Huberti hatte so schöne Augen, wie Sie, Madame — ich betete sie an um dieser Augen willen. Wie meisterhaft spielte sie die Rolle der Dido! — Die arme Adelaide ist todt, jetzt aber steht sie vor mir wie damals, wo ich sie so inbrünstig liebte.“

Der Kaiser wies sich sehr bewegt, er führte Madame Lescours an der Hand von der Tribüne in das anstoßende Zimmer.

„Madame,“ sagte er nach Verlauf einer kurzen Un-

terhaltung, „ich hoffe Sie bald wieder zu sehen, ich liebe die Erinnerungen an Ehemals zu sehr, um sie nicht gern in mir wieder aufzufrischen. Aber warum fand ich Sie dort, betend — haben Sie so vielen Kummer? Leben Sie nicht glücklich mit Lescours?“

Die Gefragte schwieg, über ihre blassen Wangen flog ein tiefes Roth, ihre Augen hoben sich bittend zu ihm auf und sanken dann zu Boden nieder.

„Ich verstehe, Madame — das ist Ihr Geheimniß. Ach, ich glaube es Ihnen, es mag eine harte Prüfung sein, einen Polizisten lieben zu sollen; ich liebe diese Leute auch nicht, aber sie sind nützlich wie Gifte, die man als Gegengifte braucht.“

Er blieb noch einige Augenblicke vor ihr stehen, dann sagte er ihr ein flüchtiges „Auf Wiedersehen!“ und verließ das Zimmer auf demselben Wege, den er gekommen war.

Madame Lescours blieb tieferschüttert zurück; der Kaiser hatte eine Wunde ihres Herzens berührt, die sie vor aller Welt geheim hielt. Als sie sich etwas erholt hatte, dachte sie über Alles nach. Sie hatte oft erzählen hören, daß es Augenblicke in des Kaisers Leben gäbe, wo er im Stande sei, Jemandes innigster Freund zu werden. Es mußte so sein — seine innige Erinnerung an die St. Huberti war ja ein Beweis davon.

Madame Lescours besaß alle Vorzüge einer schönen Frau, bei der nicht mehr die Jugend die Hauptrolle spielt. Die Zartheit ihrer Erscheinung, die sanfte Blässe

der Wangen, ihre schönen Augen und der Hauch der Sentimentalität, der ihrem Wesen, wie der feine Duft einer Blume, erst den vollkommenen Reiz verlieh, machten sie zu einer schönen Frau, welche nicht mit Sorge jedem verfließenden Tage nachzublicken braucht, der 24 Stunden von der Dauer ihrer jugendlichen Schönheit mit hinwegnimmt. Solche Reize, wie Madame Lescours sie besaß, altern nicht so leicht; sie überdauern vielmehr ungefährdet den Uebergang von der leichtbeflügelten Jugend zu den reiferen Jahren. Sie hatte die Gelegenheit benutzt, die heute dem hohen, wie auch dem niederen Gefolge des Kaisers geboten worden war, Moritzburg zu sehen. Das Treiben der Jagd hatte zu wenig Anziehendes für sie, als daß es ihr hätte Vergnügen gewähren können; sie entschädigte sich dafür in dem tiefschattigen Grün der Umgebung des Schlosses, dann ging sie in das letztere. Die Diener des Königs waren, abgerechnet die Personen, welche der Tafel wegen im Schlosse zu thun hatten, mit im Thiergarten. Niemand hielt sie daher auf; sie stieg hinauf zu den Zimmern und fühlte sich überrascht, auf der Tribüne einer Kapelle sich zu sehen, wo sie blos weltlicher Pracht zu begegnen geglaubt hatte.

Hier war es so still, so feierliche, erhabene Ruhe herrschte in der Halle, deren Fenster neben dem Altare von dem Abendsonnenlichte funkelten, als ob eine Glorie da flamme, während in der Tiefe und wo sie sich befand, auf der Tribüne, bereits eine tiefere Färbung lagerte. Was

konnte ein sentimentales Gemüth tiefer ergreifen, als diese heilige Stille? Sie glaubte sich sicher, von Niemandem hier gestört zu werden, und gab sich den sich ihrer bemächtigenden Empfindungen gänzlich hin. Ihr ganzes Leben rollte hier wie ein Bild vor ihrer Phantasie sich auf und diese Vergangenheit war keine Tröſterin für ihr Herz; eine vom Bewußtsein schwerer Schuld niedergebeugte Magdalene, barg sie das Gesicht in die Hände und ruhte so auf dem Betpulte, als der Kaiser kam.

Sie eilte jetzt, die Zimmer des Schlosses zu verlassen und begegnete Talleyrand an der Treppe.

„Madame," sagte er, „Sie haben den Kaiser gesprochen, ich weiß es — warum?"

Die Lescours antwortete, es sei ein Zufall gewesen.

Talleyrands bronzenes Gesicht war bewegungslos auf sie gerichtet.

„Ich kenne das Wort Zufall nicht, ich glaube nur an das Gebot der Nothwendigkeit. Die ist auf Ihrer Seite, Lescours ist ein Tyrann gegen seine schöne Frau."

Die ihm gegenüber Stehende schwieg bestürzt.

Talleyrand ließ gleichfalls einige Augenblicke schweigend vorübergehen, dann sagte er, die kleinen Augen halb zudrückend, mit dem eigenthümlich faden Lächeln, hinter das er jederzeit die Aufrichtigkeit seiner Meinung zu verbergen wußte, so daß man nie mit Bestimmtheit behaupten konnte, das eine oder das andere sei die geltende Hauptpointe:

„Madame — es giebt nur Eine Weisheit unter der Sonne: Man muß Arzt sein, immer am Krankenbette sitzen, merken, wenn das Herz ausgeschlagen, und dann vom Todten zum Erben eilen. Der Kaiser würde sagen, es sei dies die Politik der Bischöfe und der Unterröcke — sie ist aber die sicherste."

Mit einer leichten Verbeugung hinkte er von ihr fort. Madame Lescours fühlte die dunkle Ahnung, daß diese Stunde ein Wendepunkt in ihrem Leben sei, sie konnte sich aber keine Rechenschaft darüber geben, es war ein zu unbestimmtes, unklares Gefühl. Sie war zwar einsichtsvoll genug, um zu wissen, daß die Gnade des Kaisers unternehmenden Leuten die Aussicht auf eine Laufbahn eröffne, aber sie strebte nicht nach einer solchen. Talleyrands Worte blieben ihr räthselhaft, sie wußte sie nicht zu deuten. Nur daran erinnerte sie sich, daß er und Lescours stets feindlich waren. Wie? sollte seine Rede eine Andeutung sein, Lescours verderben zu helfen? Sie liebte ihn nicht, er besaß Nichts, was der Einwirkung eines solchen Gefühls fähig gewesen wäre, im Gegentheil Alles, was ihr Furcht und Angst einflößte. Sein Charakter war weniger rauh, als eisern, unbeugsam und von keiner milderen Regung bewegt. Lescours gehörte zu jenen Leuten, die Alles ihren Neigungen zu opfern im Stande sind und eben deshalb auch Alles mit unausrottbarem Hasse verfolgen, was ihnen auf ihrem Wege entgegen tritt. Er war ein Sprößling der Zeit des blutigen Robespierre, sein Cul-

tus der Vernunftdienst; das Gewissen erschien ihm als eine jener Lächerlichkeiten, durch die sich vernünftige Wesen entehren. So trug er keinen Glauben an Höheres und Heiliges in sich und stieß Alles von sich, was irgend auf ihn den Einfluß einer Ahnung, daß es einen Gott gebe, haben konnte. Wenn irgend eine Tugend in der Seele dieses Mannes heimisch genannt werden konnte, so war es die, daß er der unter dem Glanze des Kaiserthrones untergegangenen Republik mit gleicher Inbrunst anhing, wie ein Sohn nur seiner Mutter anhängen kann. Das äußerste Extrem der blutigsten Philosophie, des Jakobinismus, war sein Abgott, und er betete daher Robespierre, Collot d'Herbois, Barrère und wie alle die mordsüchtigen Ungeheuer jener grauenvollen Zeit der Schreckensherrschaft hießen, als seine Heiligen an. Das ungeheure Glück Napoleons hatte ihn gefesselt, er erstaunte vor dem Riesengeiste des Mannes, er träumte, daß die Republik dessen heiligstes Ideal sein werde; deshalb unterzog er sich mit großem Eifer dem Geschäft, alle die geheimen Wege der Feinde Napoleons oder der Republik, was ihm gleichbedeutend war, zu erforschen, zu vernichten; und da er keine Gefahr scheute, da sein Charakter ohne allen Beigeschmack von Schwäche dies Spürsystem organisirte, so leistete er Großes, Erstaunliches und bald sah sich dieser Mann zum Direktor der Geheim-Polizei erhoben.

Aber ein Tag, an dem in Frankreich Millionen jubelten, ein Tag der Festlichkeit für die bisherige Wiege des

blutigen Umsturzes, zerriß alle seine republikanischen Träume — es war der Krönungstag Napoleons zum Kaiser.

In dieser Krönungsfeierlichkeit sah Lescours Nichts als eine traurige Hochzeit zwischen dem Manne des Lebens und der Leiche der Vergangenheit. Die Farce empörte ihn. Er würde es Napoleon verziehen haben, wenn sich dieser zu Pferde hätte krönen, die Krone sich hinaufreichen, statt vom Vater der Gläubigen hinabreichen lassen — das Possenspiel in der ehrwürdigen Notre-Dame, wo keiner jener Soldaten anwesend war, die ihn groß gemacht, nur Schleppenträger und Hofhanswürste, gefällige Kardinäle und eine Menge schöngeputzter Narren; wo seine Marschälle Degen wie die Kammerherren trugen und so ehrbar wie Studenten aussahen, die den Examen zu bestehen haben — dies Possenspiel vernichtete jede Zuneigung zu dem Manne des Ruhmes in Lescours' Herzen, er haßte ihn, er sah jetzt alles Andere — die Republik, seine Geliebte, sein Gott, war mit diesem Tage eine Leiche geworden, die in Verwesung überging. Das war ein Brand in der Seele dieses wilden Jokobiners, der ihn zu verzehren drohte. Sein erster Gedanke war Mord an dem treulosen Sohne der Republik, der auf den Schultern dieser langsam erschlagenen Mutter sich einen Kaiserthron gebaut hatte; aber da fiel die Hoffnung als ein fernher leuchtender Strahl in Lescours' Herz, wie es möglich sei, daß der neue Kaiser nur ein Werkzeug sein könnte, um Frankreich groß, gebietend, Alles überstrahlend, Europa Gesetze gebend,

zu machen und daß dann das Götterbild, „die Republik,“ auf den Trümmern des possenhaften Throns den ganzen Erdball beherrschen, von Allen angebetet, Aller Heiligthum sein werde. O, der Gedanke war zu erhaben, zu herrlich, um nicht die Lust des Mordes an dem Treulosen zu überwiegen; der Gedanke an Frankreichs Ruhm und Siege diente ihm als Grundlage, und so lebte das Ideal als einzige Tugend in Lescours' Brust; aber er haßte nun den Kaiser mit der eisernen Consequenz, die der Grundzug seines ganzen Wesens war, er haßte ihn so sehr, wie er ihn früher geliebt hatte. Jede in Lescours' Herzen aufkeimende Leidenschaft trug das Gepräge dieser energischen Charaktereigenthümlichkeit.

Napoleon ahnte Nichts von dem Hasse Lescours'; der Letztere erschien nicht mit der rauhen Außenseite eines Jakobiners, er war ein zu gebildeter Mann, um gegen das Aeußere zu verstoßen — ein vollkommen im Polizeidienste erfahrener und abgeschliffener Charakter, der überall die Besonnenheit, die kalte Ruhe des Weltmannes zur Schau trug und seinen Neigungen einen Schleier überzuwerfen wußte.

Der nächste Morgen führte ihn von der Geschäftsreise zurück, welche ihn auf einen halben Tag und eine Nacht von Dresden ferngehalten hatte. Es war der letzte Tag der Anwesenheit Napoleons in der sächsischen Hauptstadt. Lescours trat mit einer sehr heitern Miene in das

Zimmer seiner Gemahlin; in solcher Stimmung hatte sie ihn lange nicht gesehen.

„Wir werden heute Nachmittag schon Dresden verlassen,“ sagte er, sich zu ihr setzend; „ah, es ist Alles so klein hier, so kleinstädtisch. Es wird auch Dir, meine Liebe, willkommen sein, wieder nach Paris zurückzukehren, nicht wahr?“

„Es ist ja meine Pflicht, Dir überall hin zu folgen, Lescours.“

„Wie gütig Du bist! Aber ich bemühe mich auch, Dir Freude zu machen, und fühle mich jederzeit im Innersten wohlthuend berührt, wenn ich einen Gegenstand gefunden habe, von dem ich nur ahne, er könne Dir angenehm sein. Ich bin heute in einer solchen glücklichen Stimmung.“

„Ich bemerke das mit Freuden. Ach, Lescours, Du kannst so liebenswürdig sein gegen mich — wärst Du es doch immer, wie glücklich würde ich mich fühlen!“

„O, meine Liebe, Du vergissest, daß ich einem Wirkungskreise vorstehe, der zuweilen zu viel Aergerliches bietet. Ich glaube, das verdient einige Entschuldigung; meinst Du nicht?“

„Ach ja, Lescours, Dein Wirkungskreis ist ein entsetzlicher. Immer auf Anderer Verderben zu sinnen, der stets verhüllte Feind der Menschen zu sein — ich darf nie daran denken, ohne einen Schauer zu empfinden.“

Lescours lachte.

„Ja, meine Gute, es ist eine Vorarbeit für den Henker; aber Du solltest doch nicht so weichherzig sein gegen Verräther. Warst Du nicht früher selber ein bewundertes Mitglied der cytherischen Cohorte, die so vieler Siege sich erfreute?“

Madame Lescours senkte die Augen zu Boden und sagte:

„Könnte ich doch diese Erinnerung verwischen!“

„Wie schön Dich dieser Kummer macht! Aber sollte da nicht noch eine andere Ursache verborgen sein, die Dich so sehr betrübt? Die Erinnerung an ...“

Madame Lescours erhob sich schnell; ihr Gemahl aber hielt ihre Hand fest und drückte sie sanft wieder auf den Sessel nieder.

„Du hast Recht, meine Theure; wozu an Vergangenes denken, wenn uns die Gegenwart so viel Freude bringt! Du wirst eine solche haben, wenn Du diese Zeilen überfliegen willst.“

Sie konnte nicht ausweichen, sie mußte das Blatt nehmen, das er ihr in die Hand drückte. Lescours saß so ruhig, so gleichgiltig auf die Lesende blickend, als bekümmere ihn der Inhalt des Blattes ganz und gar nicht. Nach einer Weile wies sich ein Zittern in den Fingerspitzen der Lesenden, endlich ließ sie das Blatt fallen. Lescours hob es auf und wollte es ihr wieder überreichen. Sie wies es von sich. Eine Pause folgte. Madame Lescours schien die Kraft zu fehlen, eine Frage an ihn zu rich-

ten. Er überhob sie nach einer Weile dieser Nothwendigkeit.

„Ich habe das Vergnügen gehabt, Herrn Eugen von Güldenstern wieder zu sehen; ich war sehr erfreut über diese alte Bekanntschaft, die sich auch meiner, jedoch mit geringerer Freude, erinnerte," erzählte er. „Ich konnte mir die Freude nicht versagen, dieser alten Bekanntschaft die Lust des Wiedersehens zu bereiten, weswegen ich selber dessen Verhaftung leitete. Es ist immer minder verletzend, wenn dergleichen Unannehmlichkeiten durch die Hand eines Bekannten gemildert werden."

„Lescours!" rief die Frau, „Du verstehst es, mich tödtlich zu verwunden!"

„Das war nicht mein Wille," entschuldigte Jener mit Gleichgiltigkeit; „aber hättest Du mir es verzeihen können, wenn ich Etwas, das Deine Theilnahme so sehr erregen muß, Dir verschwiegen hätte? Fast sollte ich meinen, Du liebtest ihn noch!"

Madame Lescours stieß in großer Aufregung die Hand ihres Gemahls von sich und verließ ihren Sitz.

„Ja," sagte sie — „ich liebe ihn noch, Du selbst zwingst mich dazu, denn wo die Wahl zwischen der Erinnerung an einen Teufel und der an einen Engel so gewaltsam Jemandem aufgedrungen wird, bleibt die letztere stets die herrschende."

„Ich glaube das," war Lescours' trockene Erwiderung — „es ist keine schwere Wahl, darum glaubte ich Dir

diese Mittheilung schuldig zu sein. Dein Geliebter wird ein Gefängniß in Frankreich zieren, aus dem er jedenfalls nicht so wohlfeilen Kaufs entkommt, als aus dem Schlosse Lourde. Du liebst es, an Erinnerungen zu zehren — diese wird eine lange Unterhaltung für Dich sein.“

Er verließ sie nach dieser Entgegnung, deren kalter Spott so tief in das Herz der davon Getroffenen schnitt, daß sie, ihr Gesicht in die Kissen vergrabend, sich einem Thränenstrome überließ, welcher in der That für sie eine Wohlthat war. Ja, ein seltsames Schicksal hatte sie an diesen Mann gefesselt, den sie jetzt ihren Gemahl nannte und welchem eher ihre Furcht als ihre Liebe gehörte. Sie war sein Geschöpf, im vollsten Sinne des Wortes, von jeher gewesen, zwar stets ihm widerstrebend, aber immer fest von ihm gehalten. So lange sie denken konnte, kannte sie ihn auch. Zwischen ihrem beiderseitigen Alter lag ein Zeitraum von fast 21 Jahren, so viel war er älter. Oft hatte sie sich gefragt: „Wer ist er denn? Welch' Recht hat er denn auf Dich? Wer hat es ihm gegeben?“ Gedachte sie jener Zeit, aus der ihre fernsten Erinnerungen, jene schwachen Reflexe aus der Kinderzeit, datirten, wo das Denken beginnt und die Gegenstände als einzelne Bilder im Gedächtnisse haften bleiben, so sah sie sich in den weiten, öden Räumen eines großen Gebäudes, das, wenn sie das Bild dieses Wohnortes später mit andern auf ihren weiten und vielen Reisen gesehenen verglich, dem eines verödeten Klosters vollkommen ähnlich sah. Eine Frau,

mit Namen Marion, war ihre Pflegerin damals. Weder Gutes noch Schlimmes konnte sie sich von dieser Marion entsinnen, nur tauchte die Gestalt Lescours' vor ihr auf, der zuweilen in dem stillen, großen Wohnhause erschien und ihr Näschereien oder Spielzeug brachte. Ob sie ihm damals gut gewesen, wußte sie nicht mehr, aber sie glaubte das selber nicht. Das Thor des Hauses war immer geschlossen, alle Räume darin boten sich ihr zu Spielplätzen, aber die große Einsamkeit machte sie sehr traurig, deß entsann sie sich, und vielleicht war diese früh in ihr kindlich Gemüth unablässig geprägte Traurigkeit die Ursache, daß ihre spätere Gemüthsrichtung den Ausdruck des Sentimentalen trug, daß eine Weichheit in ihr vorherrschend war, die zur Schwärmerei hinneigte. Die Erinnerung an ein größeres Ereigniß trat schon viel schärfer in ihr hervor. Sie erinnerte sich einer Nacht, in der Lescours sie ihrem Bettchen und dem süßen Schlafe entriß, auf seinen Arm nahm und mit ihr in den Hof des weiten Klostergebäudes hinaus eilte. Ach, jetzt noch — so stark hatte sich der Eindruck ihr eingeprägt — zitterte sie, wenn sie daran zurückdachte. Riesenhohe Flammen schlugen aus den Fenstern, Geschrei erscholl aus den Stockwerken, sie sah Leute von Oben durch Andere herabgestürzt. Lescours hielt ihr den Mund fest zu, daß sie nicht schreien oder weinen sollte, und floh mit ihr in einen Bogengang hinter. Hier riß diese Reminiscenz jenes großen Ereignisses in ihrem Gedächtnisse ab; was weiter geschehen war, dessen konnte sie sich

nicht entsinnen. Aber ein Abschnitt in ihrem Leben schien vorüber, eine in demselben thätig gewesene Figur war versunken, Marion. Sie erfuhr Nichts mehr von ihr, sah sie nie mehr wieder. Nun reihte sich die zweite Erinnerung an den Faden ihres Denkens. Sie lebte in dem Hause einer Frau, die Kostgängerinnen bei sich hatte. Hier war ein recht lustiges Leben. Immer Lachen, Spiel, Musik, Tanz, immer der Himmel voller Lust. Die Mädchen hier glichen dem schäumenden Weine, der in seiner Kraft übersprudelt. Von hier an glaubte sie den Namen Aurelie geführt zu haben; wie sie früher geheißen, das wußte sie nicht. Ob sie gleich aus dem öden Klostergebäude hierher gebracht worden war von Lescours, oder ob eine Lücke zwischen jenem Aufenthalte dort und dem bei der Bürgerin Detroit lag, dessen konnte sie sich gleichfalls nicht entsinnen.

Lescours kam auch hierher zuweilen; er trug hier eine rothe Mütze, aber er war ernst, finster, eine Erscheinung, die einem so jungen Mädchen Angst einflößte. Aurelie fürchtete sich vor ihm, ein unheimlich Feuer glühte aus seinen Augen. Eines Tages traf er sie allein; sie war ein schönes der Jungfräulichkeit zureifendes Kind, schlank, lieblich, mit dem Ausdrucke eines verschleierten Schmerzes, wie einevon rauher Hand berührte zarte Blumenknospe.

„Aurelie,“ sagte er, „wenn die Freiheit sich verkörpert auf Erden zeigt, so muß sie Dir gleichen, Dir — Du bist

schön, Du bist rein — Du mußt zur Göttin erhoben werden. Sie sollen Dich anbeten."

Sie verstand ihn nicht; aber eines Tages zog eine unabsehbare Menge Volks durch die Straßen von Paris in den düstern Bau des Steinkolosses der Notre-Dame. Welch' ein Jubel! Auf einer mit Purpurdecken überhangenen Trage ruhten fast ganz nackend die Göttin der Vernunft und die der Freiheit. Die Erstere durch eine bekannte Phryne dargestellt, die Andere durch die junge, reizende Aurelie. Ach, eine Freiheit, die schamvoll vor den glühenden Männerblicken die Augen niederschlug!

Das war ein wüstes Haus, in welches Lescours das Mädchen gebracht hatte. Wilde Ausschweifungen gehörten zur Nachtordnung; am Tage ruhten die Priesterinnen Cytherens von den Bacchanalien und Orgien aus.

In den Engeln, die vom Herrn abfielen im Uebermuthe, gedieh nur langsam der Gedanke der Selbstüberhebung, der Sünde gegen ihren Herrn zur Frucht empor; die hohe göttliche Natur in ihnen, der reine Engelhauch konnten nicht so leicht verwischt werden, das erforderte Zeit und bedingte einen schweren Kampf. Auch in Aurelien lebte der reine Engelhauch der Scham, endlich überwand das schlimme Beispiel den göttlichen Funken der Jungfräulichkeit, in den wilden Orgien sank diese schöne und reine Natur zu den Sündern herab und ward deren Gemeingut. Sie war die reizendste Sünderin, da immer noch ein leiser Anflug von der Glorie weiblicher Sittlichkeit an

ihr haften blieb, den die wilden Ausschweifungen, in deren Strudel sie gewaltsam hineingerissen wurde, nicht ganz zerstören konnten. Plötzlich tauchte wieder Lescours auf, den sie lange Zeit nicht gesehen hatte.

Frankreich entfaltete gegen seine Feinde alle Waffen, die in seiner Macht standen. Die Emigrirten brüteten stets über Plänen, die man kennen lernen mußte, wollte man sie im Keime vernichten. Die cytherische Cohorte, jene zahlreiche Gesellschaft der schönsten Freudenmädchen, welche, mit großen Summen ausgestattet, unter der Maske der Emigration von der französischen Geheim-Polizei überall hingesendet wurde, wo man Complotte vermuthete, war eine der Waffen, die fast stets mit entschiedenem Erfolge lohnte. Der Verrath unter der Larve der Anmuth, des Liebreizes, ist gefährlicher als Batterieen von Kanonen; er sendet unsichtbar Verderben aus, kein Simson widersteht ihm. Und Aurelie feierte einen Sieg um den andern, sie besaß alle die Eigenschaften, welche zu solch' einem Geschäfte gehörten. Dieses sanfte Wesen, diese scheinbar in Trauer verschleierte Anmuth, diese edle Erscheinung zog die Herzen zu ihr; nicht im wilden Taumel der Lüste betäubte sie ihre Opfer, sondern mit der betrügerischen Innigkeit einer Empfindung, die ihr selber fremd blieb.

So kam sie nach Offenburg. Eugen von Güldenstern trat vor sie hin, und ihm gegenüber erhob die Scham ihr Haupt; sie fühlte die Verworfenheit der Apostelschaft, der sie sich hingegeben; sie fühlte, wie tief sie gesunken. Der

Engelhauch der früheren Jungfräulichkeit ihres Herzens war ihr unwiederbringlich verloren, an seine Stelle trat die tiefe, aufrichtige Reue der Gefallenen. Sie liebte Eugen mit der ganzen Inbrunst eines weiblichen Herzens, das nur Raum für diese heilige Empfindung hat; in dieser Liebe fühlte sie sich emporgehoben, sie bewunderte Den, der das Alles über sie vermocht hatte, und oft stand der Entschluß fest, vor ihm Alles zu bekennen. Da sträubte sich aber die Scham in ihr dagegen, da trat der Gedanke an den Verlust seiner Liebe vor sie hin, und sie vermochte Nichts, als die Worte: „Ich bin Ihrer unwürdig!“ zu stammeln. Er verstand den Sinn dieser Worte nicht. Wie sollte er auch? Wie konnte sie, seine Heilige, seiner unwürdig sein?

Die Verwandlung mußte Einfluß auf die geheimen Berichte haben, die sie zu liefern verpflichtet war; sie trugen nicht mehr den Stempel der Verrätherei. Lescours hatte die Leitung der Geheim-Polizei übernommen; die Nachrichten, die er von anderer Seite her über den Umgang, das Thun und Treiben des Herzogs von Enghien erhielt, lauteten anders als die Mittheilungen Aureliens. Mehrere der mit George Cadoudal in Paris verhafteten Verschworenen bekannten, um sich zu retten, daß Enghien um ihr geheimes Complott gewußt; das gab den Ausschlag zu seinem Verderben. Lescours wollte sich aber von Aureliens Verrath überzeugen; er erkannte, daß sie liebte, ine Andere geworden war. Der Gedanke empörte ihn,

ein Geschöpf, das seinem Winke unterthan sein mußte, sich emporringen zu sehen aus der Versunkenheit, die allein für seine Pläne tauglich war. Furchtbare Drohungen schüchterten sie ein, das Geheimniß ihres Aufenthalts in Ettenheim Eugen zu verrathen, deshalb trieb sie ihn zur schleunigsten Abreise nach Sachsen; so entging er wenigstens dem Schicksale der Verhaftung, welches über den Herzog und dessen Freunde verhängt war. Darum ihre Verzweiflung, als er doch diesem Schicksale verfiel, als es unmöglich war, ihn zu retten. Lescours' Rache begnügte sich nicht, sie der Verzweiflung in die Arme zu werfen, er schändete auch durch Entschleierung ihres Geheimnisses jedes Andenken an sie in Eugens Gedächtnisse.

Sie war nun wieder sein Geschöpf, so ausschließlich sein, daß sie vor ihm zitterte, wenn er mit ihr sprach. Es machte ihm Vergnügen, sie zu peinigeu. Nur Einen Widerstand setzte sie ihm entgegen, seinem Verlangen nämlich, ferner der cytherischen Cohorte anzugehören.

„Tödten Sie mich, aber hoffen Sie nicht, daß irgend Etwas im Stande sein wird, mich wieder auf diese traurige Laufbahn zurückzuführen,“ sagte sie. „Wenn einst meine Schuld abgewogen wird, so werden Sie als der Urheber derselben sie mittragen müssen, denn in Ihrer Macht stand es, mich einen bessern Weg zu leiten, wo ich nicht vor mir selber zu erröthen brauchte.“

Lescours erkannte mit Grimm im Herzen, daß es doch möglich sei, sie könne ihm entschlüpfen. Ha! in der

Verspottung dieser Gefallenen drückte er seine Verachtung gegen die Menschheit aus. Ausgerüstet mit einer ungeheuern Willenskraft, angesteckt durch die Verworfenheit der blutgierigsten Jakobiner, waren alle seine Neigungen zu Leidenschaften erwachsen, die ihn vollkommen beherrschten. Aufwallungen des Edleren dienten ihm nur, um seinen Hohn daran zu schärfen. Und doch fühlte er zuweilen eine Unsicherheit in sich, die ihn schamroth vor sich selber machte. Aurelien gegenüber überraschte ihn dann und wann ein Gefühl, das, so unklar es auch war, doch ihn zu einer Milde stimmte, welche ganz ungewöhnlich an ihm erschien. Er verstand sich selber nicht in solchen Momenten, wo ihn eine seinem Wesen ganz fremde Weichheit beherrschte. Aurelie war unglücklich, diese Gewißheit stand vor seinen Blicken — war er denn glücklicher? Liebte er denn ein Wesen oder wurde er von einem geliebt? Nein! Eine Leere machte sich in seinem Herzen geltend, die von den großen, gewaltigen Leidenschaften nicht ausgefüllt wurde, er fühlte das allmählig. Und Aurelie, sein Geschöpf, liebte einen Andern, als ihn, hing mit ganzer Seele an der Erinnerung an Diesen — der Gedanke machte seinen Stolz erbeben, empörte ihn. Wie? er vernichtete das Glück so Vieler und war nicht über die Neigung in der Brust eines Weibes Herr? Das reizte ihn zum Versuche, diese Herrschaft zu erringen. Aurelie wurde seine Gattin mit gebrochenem Herzen; es blieb ihr, diesem Schritte gegenüber, nur noch die Wahl, eine Gefangene zu werden; Lescours

erzwang ihre Einwilligung mit der Drohung, sie als eine mit den Feinden Frankreichs Verbündete dem furchtbaren Schicksale der Einkerkerung Preis zu geben. Wer hätte vorhersagen können, daß dieser Mann, den ein so seltsames Motiv zu ihrem Gemahl umgewandelt hatte, das Bewußtsein ihres Besitzes zu einer Leidenschaft machen würde, die ihn bald so ausschließlich beherrschte, daß er, der sonst immer seiner Neigungen Herr zu sein pflegte, sogar öffentlich von der großen ihn beseelenden Eifersucht Zeugniß ablegte? Der stete Argwohn durchzuckte ihn, Aurelie könne insgeheim eine Neigung zu einem Andern fassen, und die Ueberzeugung, daß ihre Ergebung nur die Frucht der Furcht vor ihm sei, quälte ihn unaufhörlich, denn sie ließ dem leidenschaftlichsten Zorne freien Raum. Er erkannte, daß er sich in seiner Erwartung getäuscht hatte; seine Gattin war nur ihm gegenüber willenlos, duldend, ihre Gedanken, ihre Gefühle blieben vor ihm verschleiert, sie war kein ihm unbedingt unterworfenes Geschöpf geworden.

Darum suchte er Alles begierig auf, sie zu kränken. Und konnte es eine schmerzlichere Kränkung für sie geben, als der kalte teuflische Hohn, mit dem er ihr die durch ihn geschehene Verhaftung Eugens von Güldenstern mittheilte? Die so gewaltsam aufgerüttelte Erinnerung beschäftigte jetzt Aurelien ganz. Wenn sie auch jener Zeit einer edlen Erhebung aus der Versunkenheit nicht vergessen hatte und die Erinnerung an Eugen wie ein Lichtstrahl in ihrem trübe gestimmten Geiste Platz griff, so war es doch immer nur

der Gedanke an einen Dahingeschiedenen, denn sie hatte ihn blutend am Boden liegen gesehen und glaubte ihn todt. Jetzt auf Ein Mal trat sein Bild als das eines Lebendigen vor sie hin und die Neigung zu ihm flammte plötzlich in ihrem Herzen wieder auf; aber eben so auch ein Haß, ein Abscheu gegen Lescours, der bald in den Entschluß überging, Nichts zu scheuen, was Jenen retten, Diesen verderben könne. In diesen Gedanken, die gleichsam ein neues Leben in ihr aufweckten, eine ihr bis jetzt ganz fremde Spannung geistiger Kraft verliehen, wurde sie durch die Meldung des Dieners unterbrochen, Sekretair Weihrich wünsche sich Madame Lescours vor ihrer Abreise zu empfehlen.

Sie wollte den Mann nicht abweisen, den die Dankbarkeit zu ihr führte, obwohl sie jetzt eben nicht gestimmt war, solche Ergießungen eines glücklichen Vaterherzens anzuhören.

Weihrich wollte eben wieder, da Madame sich entschuldigt hatte, ihm heute der Abreise wegen nur wenige Augenblicke Zeit schenken zu können, nachdem er ihr noch ein Mal seinen Dank ausgesprochen, das Zimmer verlassen, als Lescours eintrat.

„Wer ist der Herr?" fragte er Aurelien, den sich Verbeugenden scharf musternd.

Weihrich, der französisch sprach, fühlte sich bewogen, die Ursache seines Hierseins zu erklären, da er dadurch neuen Anlaß fand, von seiner Dankbarkeit zu reden.

Lescours wendete sich, während Jener sprach, ab, und

mit Erstaunen bemerkte Aurelie, wie ein Ausdruck von Unruhe ihres Gemahls Mienen überflog. Weihrich empfahl sich, Lescours wendete sich nun zu ihm und machte eine stumme Verbeugung.

„Himmel, wäre es denn möglich?“ stammelte der Sekretair, ganz starr ihn ansehend.

„Was haben Sie, mein Herr?“ fragte Aurelie.

„Welche Aehnlichkeit!... Herr Lescours...“

„Adieu, mein Herr, wir haben Eile... die Abreise drängt,“ sagte Lescours kurz und barsch.

„Nein, das ist er... das ist er! Ich erkenne ihn wieder,“ rief Weihrich nach einigen Sekunden. „Mein Herr, diese Stunde hat mir Gott gegeben, daß ich Sie wieder finden soll, Sie sind Herr Belmont — Sie sind es, jetzt weiß ich es. Da am Ohre ist das kleine Gewächs, das Sie damals schon hatten. Herr Belmont, Sie müssen mich anhören, Sie müssen... ich habe ein Recht dazu, das zu fordern.“

Lescours' Unruhe bei diesem Wiedersehen war so groß, daß er, ganz im Widerspruche zu seiner Charakterentschlossenheit, einige Sekunden schwankend sich wies; dann aber, als schäme er sich dieser Unschlüssigkeit, sich mit Aufwand von streng gebietendem Wesen zu Aurelien wendete und ihr andeutete, sich zu entfernen.

Er begleitete sie bis an die Thür des zweiten Zimmers, riegelte diese zu und kehrte dann zurück zu Weihrich, der in großer Aufregung seiner harrte.

Was zwischen diesen Beiden besprochen wurde, blieb Aurelien ein Geheimniß. Obwohl sie lauschte, hörte sie Nichts, nur zuweilen dünkte es ihr, als erhöbe Weihrich seine Stimme zu einem höheren Ausdrucke von Extase; aber Alles blieb ihr so unverständlich, daß sie auch nicht einmal einer Vermuthung Raum geben konnte, welcher Art das Geheimniß sei, welches zwischen den beiden Männern waltete. Es machte ihr außerordentliche Unruhe, sie konnte sich es selber nicht erklären, warum? Endlich entsann sie sich, daß eines der Fenster eines kleinen in den Hof heraus gehenden und zu ihrer Wohnung gehörenden Gemachs die Aussicht auf die Wendeltreppe habe. Weihrich mußte die letztere passiren, wenn er fort ging. Sie eilte also dahin. Ein dichter Mullvorhang vor dem Fenster verbarg sie. Endlich hörte sie die Thür öffnen, Stimmen wurden laut, es waren Lescours und Weihrich. Durch eine kaum sichtbare Oeffnung zwischen der Fensterverkleidung und dem faltigen Vorhange gelang es ihr, Weihrichs Gesicht zu sehen. Es war leichenblaß, verstört. Sie hörte, wie er sagte:

„Das wird meine letzte Stunde noch beschweren, wie es bis jetzt mein Fluch gewesen ist. Ich will nie daran denken und doch überfällt mich's wie ein Gespenst, vor dem ich keine Ruhe finde. Leben Sie wohl, Herr Belmont, Sie sind glücklicher als ich — Sie haben kein Gewissen.“

Ein dumpfes Lachen Lescours' folgte dieser Rede.

„Leben Sie wohl, mein Freund — seien Sie kein

Narr, sich mit Etwas zu quälen, was nicht zu ändern ist,“ sagte er.

Nun schallten Weihrichs Schritte die Treppe hinunter, die Thür schloß sich und Alles wurde still. Aurelie flüchtete in ihr Zimmer. Lescours wurde ihr nicht eher sichtbar, als bis es zur Abreise ging. Er erschien so ruhig, als hätte ihn Nichts berührt, ja, er war sogar heiter und vorsorglich für Aurelie, als wünsche er gut zu machen, daß er sie so tief verletzt hatte.

Aurelie mußte alle ihr mögliche Fassung erzwingen, um ihre Gemüthsstimmung, die ein Gemisch von Furcht, Haß, Abscheu und Verachtung gegen ihn war, zu beherrschen.

So fuhren sie von Dresden fort.

Wenige Stunden später an diesem Nachmittage (am 22. Juli) stattete Friedrich August mit seinen beiden Brüdern, den Prinzen Anton und Max, dem französischen Kaiser die letzte Begrüßung in seinen Zimmern ab, die er in ihrer Begleitung dann verließ, um sich zum großen öffentlichen Abschiede zu begeben, der im sogenannten gemalten Vorsaale gehalten wurde, an dessen Eingange ihn die Königin, umgeben von allen Gliedern der königlichen Familie und sämmtlichem sächsischen und französischen Hofstaate, empfing. Dann bestieg er, begleitet von dem Könige, den Wagen.

Eine eben so ungeheure Menschenmenge hatte sich jetzt, wie am Tage seiner Ankunft, versammelt, und der

Ruf: „Vive l'empereur!“ scholl accompagnirt von Kanonendonner in die Lüfte. Eine Haye des sächsischen Militairs vom Schlosse aus, über die Brücke bis an's weiße Thor, wo die Straße nach Meißen und Leipzig beginnt, machte die Honneurs vor dem Schlachtenlenker.

Die Tage des Jubels waren vorüber. Dresden versank in seine frühere friedliche Stille, um — den Rausch der Freude auszuträumen, der es während des Imperators Anwesenheit gefesselt gehalten.

Wir führen den Leser wieder in das Schloß des Barons von Vittinghof.

Wie fast stets die kleinsten, unbedeutendsten Ursachen große Wirkungen nach sich ziehen, so war es auch in Bezug auf die Familie des Barons der Fall. Die Verhaftung Eugen von Güldensterns war die Quelle einer Bekanntschaft für die junge Baronesse Vittinghof geworden, welche nicht ohne großen Einfluß auf sie blieb.

Einer der beiden sächsischen Offiziere, welche dem französischen Kapitain bei der Inhaftnahme Eugens als Assistenz dienten, ein junger polnischer Graf, Namens Stanislaus Luszczewski, hatte nicht versäumt, die höfliche Einladung der Baronin Mutter, die Herren Offiziere bei einer andern, weniger unerfreulichen Gelegenheit willkommen heißen zu können, zu befolgen und bald hieß es in der

ganzen Umgegend, der Herr Leutnant käme nicht ohne Absicht nach D***.

In der That wies sich auch bald ein zärtliches Verhältniß zwischen der jungen Baronesse Charlotte und ihm. Die Frau Baronin zeigte sich desgleichen im herzlichsten Einverständniß mit dem Herrn Leutnant, der alte Baron indeß stellte in seiner Person das Bild großer Unruhe, einer Niedergeschlagenheit dar, welche allmählig auffällig wurde. Sein Gesicht verfiel unter der zerstörenden Einwirkung eines großen Kummers, den er streng verschlossen in seinem Herzen trug. Nur scharf beobachtenden Augen konnte die Entdeckung gelingen, daß dieser Kummer seinen Grund in einem Unfrieden mit seiner Gemahlin habe, welcher letztere indeß von beiden Theilen sorgsam vor den Augen Anderer verschleiert wurde. Diese Bemerkung machte Donat und fast wollte ihm bedünken, der Leutnant, welcher von der Baronin mit besonderer Gunst unterstützt, im Hause allmählig eine dominirende Stellung einnahm, sei bei diesem geheimen ehelichen Zwiespalt nicht ganz unbetheiligt, obwohl der zurückgesetzte Sohn des Hauses keinen genügenden Grund für diese Vermuthung auffinden konnte.

Donat, der jetzt immer mehr in den Hintergrund gedrängt wurde und sich mit Recht einen „Vergessenen“ nennen konnte, da er weder von Seiten seiner Mutter oder seiner Schwester, noch des Leutnants irgend eine Beachtung fand und sich deshalb auch von jeder Berührung

mit ihnen sorgfältig zurückzog, hatte es einmal, als er seiner Mutter allein im Garten begegnete, sie zu fragen gewagt, was dem gnädigen Herrn Vater fehle. „Hypochonder ist er, nichts weiter," war die kurze Antwort — „ich wünsche nicht, daß Du Dich darum kümmerst, es würde ihn belästigen; auf Kranke solcher Art wirkt die Theilnahme ihrer Umgebung oft mehr störend, als bessernd."

Indeß machte Donat die Bemerkung, daß ihm jede Gelegenheit, sich seinem Vater allein und ohne Zeugen zu nähern, entzogen wurde.

Des Barons Gemüthszustand verschlimmerte sich indeß mehr und mehr, er wurde fast menschenscheu und verschloß sich auf sein Zimmer, wenn seine Gemahlin, die in seiner beklagenswerthen Stimmung keinen Anlaß fand, ihre Neigungen zu beschränken, Gesellschaft geladen hatte. Sonach bekam das Gerücht, der Baron sei geisteskrank geworden, eine Begründung und verbreitete sich schnell in der Umgebung.

Diese Krankheit trug allerdings das Gepräge des Räthselhaften. Für Donat war es ein besonders störendes Geheimniß, das sein Denken außerordentlich in Anspruch nahm, ihn in den Stunden seiner Einsamkeit stets beschäftigte und zwar um so mehr, als seiner Mutter Benehmen den Charakter einer Lieblosigkeit wies, die ihn im tiefsten Herzen empörte und welche leider, so sehr er sich auch bemühte, durch nichts zu entschuldigen war. Mochte Donat auch noch so viel nachdenken, seit wann der Zwie-

spalt zwischen seinen Eltern bestehen könne, so vermochte er niemals diesem so wohl verhüllten unglücklichen ehelichen Ereignisse eine andere Entstehungszeit zu setzen, als nach der Verhaftung Eugens von Güldenstern; weiter zurückführen ließ sich seiner Ansicht nach der Beginn dieses Unglücks nicht. Aber was sollte diese für Eugen so traurige Begebenheit auf seine Eltern für weitere Beziehung haben? An dieser Frage erlahmte all sein Denken, die Unmöglichkeit eines Zusammenhanges zwischen beiden Ereignissen stellte sich ihm so überzeugend dar, daß er jeden Gedanken an eine mögliche Verbindung zwischen ihnen als unstatthaft von sich wies. Wenn ihm etwas als besonders auffällig erschien, so war es der Umstand, daß der Verhaftung Eugens nie mehr mit einem Worte gedacht wurde, dieselbe schien als eine nicht geschehene Begebenheit betrachtet zu werden. Nur eine Seele in D*** erinnerte sich derselben mit allen Zeichen schmerzlicher Theilnahme, das war die Pastorin.

Mit ihr sprach Donat von Eugen, dessen trauriges Geschick er als das eines kaum gefundenen Freundes tief beklagte. Pastor Röhr wies dagegen eine vollkommene Unzugänglichkeit, wenn Donat zufällig einmal eine Erinnerung an Eugen in seiner Gegenwart aussprach, weswegen es auch dieser zuletzt vermied, diesen Gegenstand zu erwähnen.

Allmählig empfand Donat eine Abneigung und Scheu gegen den Pastor in seinem Herzen Platz greifen, da ihm

die Ueberzeugung sich aufdrängte, wie der Letztere bei seiner gnädigen Mama in besonderer Gunst stehe, was bei einer so stolzen, hoffärtigen Frau, die jede Berührung mit Leuten, die unter ihrem Range standen und noch obendrein bürgerlicher Abkunft waren, sorgfältig zu vermeiden wußte, allerdings zu den Seltenheiten gehörte.

Ehedem hatte der Pastor wohl auch die Achtung von Seiten der Baronin genossen, die seinem Stande gebührte, doch ein näheres an sie Herantreten, wie jetzt der Fall war, hatte sie ihm nicht gestattet, ihn stets in der selbst einem in höherer Anstellung befindlichen Diener gehörenden Unterthänigkeit zu erhalten gewußt.

In der Familie des Barons machte die Ueberzeugung, daß das Oberhaupt derselben so sichtbar dem Tode entgegengehe, keinen weiteren erschreckenden Eindruck. Ein Fremder würde der Baronin gegenüber durchaus nicht zu solch' einer Vermuthung gelangt sein, da diese Dame durchaus keine Spur von Beängstigung oder Kummer über die ihr bevorstehende Witwenschaft äußerte und die junge Baronesse sich ganz ihrem jungen Liebesglücke hingab, öftere Reisen nach Dresden machte und dort die Freuden der gesellschaftlichen Vergnügen genoß. Eine Rittergutsbesitzers-Witwe aus der Umgegend von D***, eine Freundin der Baronin, begleitete sie bei diesen Ausflügen gleichsam als Duenna, da die Schicklichkeit eine ältere Begleiterin erforderte. Die Baronin selber verließ das Schloß nicht.

Donat erstaunte nicht wenig, als er von seinem Die-

ner, einem ihm ganz ergebenen treuen Burschen, erfuhr, die Baronin, seine Mutter, habe Veranlassung gefunden, den Bedienten seines Vaters, den alten durch lange Jahre bewährten Ehregott, seines Dienstes bei dem Herrn zu entheben und den alten Mann in Ruhestand zu versetzen. An Ehregotts Stelle sei nun der Wolf, der Frau Baronin Diener, zum Pfleger deren Gemahls getreten. Der Wolf sei noch jung und rüstig und daher auch geeigneter, bezüglich der Aufmerksamkeit in der Abwartung eines Gemüthskranken, wie doch der Herr sei.

„Heinrich," sagte Donat nach langem Ueberdenken dieser Nachricht — „ich möchte mit dem alten Ehregott reden. Es ist sehr traurig, daß ich erst durch den Mund eines Dieners etwas über den Krankheitszustand meines Vaters zu erfahren suchen muß; aber es ist leider so."

„Ja, wenn's nicht so viele Aufpasser im Hause gäbe!" meinte Heinrich — „'s ist jetzt ein gar kurioses Wesen bei uns eingerissen. Der Gang bei des Herrn Barons Zimmer vorbei, ist förmlich gesperrt, mich hat der Wolf vorgestern ganz abscheulich angeblasen, weil ich da vorbei wollte. Wenn's zu machen ist, mit dem Herkommen des alten Ehregott's, so ist's blos zur Nachtzeit möglich — ich wüßte sonst nicht, wie wir's anders bewerkstelligen wollten."

Und so geschah es auch. Der Ehregott stahl sich wie ein Dieb zur Nachtzeit über die Hintertreppe in Donats Schlafkabinet. Es war eine große, schmerzliche Demü-

thigung für den Letzteren, zu solchem Hilfsmittel zu greifen sich genöthigt zu sehen — er als Sohn des Hauses!

„Ja, was soll ich denn Ew. Gnaden sagen vom Herrn Papa und der ganzen Geschichte, die drum und dran hängt? 's ist so viel und auch wieder so wenig, so blutwenig, daß ich mein Seel' nicht weiß, was ich darüber sprechen soll," redete der Ehregott. „Bin ich doch selbst nicht klug über die Geschichte und habe mitten drin gesteckt und bin Tag für Tag beim Herrn Vater gewesen und weiß doch nichts Rechtes — aber eins ist ein- für allemal gewiß, was Gutes ist es nicht, was bei uns vorgeht, darauf will ich's heilige Abendmahl nehmen."

Und nun erzählte der alte Diener, daß der Herr Baron ein Geheimniß auf oder in dem Herzen habe, das ihn so sehr unglücklich mache. Im Anfange, es wäre bald nach der Verhaftung des fremden Herrn gewesen, habe einmal zwischen dem Baron und der gnädigen Frau ein sehr böser Auftritt stattgefunden, bei dem er, der Ehregott, allerdings nicht zugegen gewesen wäre, denn er hätte des Herrn Vorzimmer sogar verlassen müssen auf Befehl desselben, der es hinter ihm zugeschlossen. Gewiß eine Stunde lang hätte der lebhafte Disput zwischen Beiden gedauert, dann sei die Frau Baronin herausgekommen bleich wie der Tod und mit einem Zorne, daß sie ihn, der ihr aus dem Wege habe treten wollen, schier niedergerannt habe. Der Herr sei in einer gleichen Aufregung gewesen, als er zu ihm in's Zimmer getreten und während dessen öfterm

Auf= und Niederlaufen im Letzteren habe er gesehen, wie er sich oft mit der Faust vor die Stirn geschlagen. Wie ihn der Herr endlich erblickt, habe er ihm befohlen, eine Flasche Burgunder aus dem Keller zu holen und die habe er rasch hintereinander ausgetrunken und habe gelacht und gejubelt und die Gesundheit seiner gnädigen Gemahlin dabei ausgebracht, daß es ihm, dem Ehregott, vor lauter Angst bald heiß, bald kalt über den Rücken gelaufen sei. „Seit dem Tage ist der Herr krank und siecht elendiglich hin," fuhr der alte Diener fort. „Wenn ich fragte: Was fehlt denn meinem guten gnädigen Herrn Baron? da hat er wohl zuweilen darauf geantwortet: „Die hunderttausend Thaler haben mir Schand und Brand auf meinen ehrlichen Namen gebracht, 's ist jetzt aus mit meiner Ehre — ich bin schlechter denn Einer geworden, der an der Straße Steine klopft, der hat nur Staub auf sich, auf mir ruht der Meineid." Und dann wieder sagte er manchmal zu mir: „Lese Er ja recht oft die Geschichte von Adam und Eva, da ist mein Unglück mit darin, Schlange und Apfel — Hölle und Verdammniß." So ist's mit dem Herrn fortgegangen, er ist schrecklich dabei heruntergekommen. Lange treibt er's nicht mehr, denn seine Kräfte sind aufgezehrt, mit Mühe wankt er noch im Zimmer umher wie ein Greis, der ohne Stock und Führer keinen Halt mehr in dem Gebein hat.

„Wenn die gnädige Frau ihn zu besuchen kam, habe ich immer Todesangst in mir verspürt, denn dann wurde

es auch viel schlimmer mit dem Herrn, das schien ihm die Ruhe ganz zu nehmen. Das letzte Mal als sie kam, gab's eine recht schlimme Scene, die ich nie vergessen werde. Der Herr ließ mich nicht aus dem Zimmer gehen, wie ich alle Mal, wenn die Frau Baronin kam, zu thun gewohnt war, er hielt mich fest und sagte: „Bleibe Er, Ehregott — ich habe vor der Frau Furcht, die bringt mich auch um, wie sie's schon um des Mammons willen an Einem gethan hat. Ich will nicht mit ihr allein sein, bleibe Er bei mir — daß ich ruhig sterben kann."

„Die gnädige Frau Baronin verließ augenblicklich das Zimmer und den Tag darauf, als ich zu Mittag hinunter in's Küchenzimmer zum Mittagstisch ging, wurde ich zu ihr gerufen, wo sie mir denn eröffnete, daß es mit meinem Dienste beim Herrn aus sei, der bedürfe einer angestrengteren Pflege, als ich ihm leisten könne, ihr Wolf würde die übernehmen. Sie erwarte von mir, daß ich mich ruhig verhalten und kein dummes Zeug reden würde, wie's der Herr in seinem geisteskranken Zustande getrieben habe. Es sollte mir an nichts zum Lebensunterhalt Nöthigem mangeln, auch solle ich eine Pension bis an mein Ende haben. So war's denn mit meinem Dienste beim Herrn plötzlich zu Ende gegangen."

Dieser Bericht des alten Ehregott machte auf Donat einen um so größeren Eindruck, als dessen Bemerkung: „aber eins ist ein für allemal gewiß, was Gutes ist es nicht, was bei uns vorgeht, darauf will ich's heilige Abend=

mahl nehmen," ihm als ein Ausspruch erschien, der auf etwas Ungewöhnliches deutete. Er empfand eine außerordentliche Unruhe darüber, die Ungewißheit, was da geschehe, erfüllte ihn mit so großer Angst, daß er sich bewogen fand, die einzige Seele aufzusuchen, welche ihm vertrauensvoll entgegenkam, das war die Pastorin. Er hielt es für ein großes Glück, daß, als er in's Pfarrhaus eintrat, die Gertraud ihm sagte, der Herr Pastor sei in Amtsgeschäften über Land. Er wußte nicht, warum er sich darüber freute, er fühlte nur, daß er gegen den Mann eine große Abneigung in der letzten Zeit bei sich nährte, ohne daß er sich Rechenschaft darüber geben konnte.

Die Pastorin war allein, sie sagte ihm, Philippine sei zu dem Richter seiner ältesten Tochter gegangen, die morgen mit ihrem Vater nach Bautzen fahren wolle, und da gäbe es allemal so mancherlei zu bestellen, weil man derlei passende Gelegenheiten nicht verabsäumen dürfe. Es sei nun einmal auf dem Lande so, daß man in einer gewissen Abhängigkeit von der Stadt lebe.

„Ich habe Sie im Nachmittagsschläfchen gestört, Frau Pastorin, das thut mir recht leid."

„Nein, nein, lassen Sie sich das gar nicht leid sein, lieber Donat, es ist mir sogar recht lieb; das Nachmittagsschlafen taugt überhaupt nicht viel, aber freilich, die Jahre machen Einem Manches zu einer Gewohnheit, was man sonst in jüngeren Tagen gar nicht kannte. Wahrhaftig, eine ganze Stunde lang habe ich geschlafen! Ich verließ

mich auf Philippinens Rückkunft, da wäre ich munter geworden; aber da ist schon einmal schlimmes Verlassen; wenn die Mädchen nur zusammenkommen, da geht's Plaudern los und an Stoff fehlt's bei dem jungen Volke niemals. Aber daß ich nicht das Wichtigste vergesse, es muß etwas ganz Sonderbares sein, daß Sie zur Nachmittagszeit kommen, denn ich kann mich gar nicht erinnern, Sie je ..."

„Ach ja," unterbrach sie Donat — „'s mag Ihnen wohl wunderbar vorkommen, mich zu so ungewöhnlicher Zeit hier zu sehen, weil ich am Tage es immer vermeide, auszugehen. Ich bin ja nicht wie andere Glückliche, die unbekümmert um der Menschen Angaffen sich Aller Blicken aussetzen können. Das Mitleid thut mir weh und der Spott ist ein recht tiefer Stachel für mich. Wer fragt denn darnach, ob der innere Mensch besser ist als der Aeußere? davon nimmt außer Ihnen Niemand Notiz und eben diese Freundlichkeit zieht mich zu Ihnen. Ich wollte, das Schicksal hätte mir Sie zur Mutter gegeben. Wie groß wäre da mein Glück! Ich hätte Anspruch auf die Liebe eines Mutterherzens trotz meiner Häßlichkeit."

Die Pastorin tröstete, sie sagte ihm, daß seine leicht gereizte und verletzte Empfindlichkeit wohl das Meiste dazu beitrage, sich immer dem Spotte oder dem Mitleid, dem Bedauern ausgesetzt zu glauben. „Aber lassen Sie das jetzt bei Seite, lieber Donat, und befriedigen Sie meine Neugier, was Sie jetzt hierher führt?" fuhr sie fort.

„Glauben Sie ja nicht, daß ich besser sei als andere Frauen, grade so neugierig bin ich wie alle Andere."

Nun erzählte Donat Alles, was er wußte. „Ich brauche jetzt Rath, wie ich mich zu verhalten habe," sagte er — „ich fühle, daß der einzige und vernünftigste Rath darin bestehen kann, daß ich aus dem leidenden Verhalten, aus der Obscurität, in der ich mich bis jetzt befunden, heraustreten und sagen soll: ich bin der einzige Sohn des Hauses und es ist nur mein unantastbares Recht, daß ich beanspruche, zu wissen, warum man mich von meinem Vater, jetzt wo dieser so krank ist, entfernt hält. Das fühle ich wohl; aber da kommt meine Scheu wieder wie ein böser Feind dagegen und ich erschrecke schon vor dem bloßen Gedanken von tief mich empörenden Vorwürfen und Beleidigungen. Wenn ich es vermöchte, das über mich zu gewinnen!"

Die Pastorin schwieg lange Zeit. „Es ist schwer, Ihnen darin zu rathen," sagte sie dann. „Wälzen Sie nicht die Verantwortlichkeit eines Rathes in dieser Sache auf mich, lieber Donat, es ist eine Familienangelegenheit. Sind Sie denn überzeugt, daß etwas Schlimmes der Sache zum Grunde liegt? Ihre Frau Mutter ist ja dabei betheiligt. Können Sie denn Ihrer Mutter nur den Gedanken an ein Unrecht zutrauen?"

„Frau Pastorin," entgegnete Donat — „Sie kennen mich, welche geringe Ansprüche ich auf das Glück mache, ich halte mich für so wenig berechtigt dazu; aber auf ein

Glück hatte ich das heiligste Anrecht. Meine Mutter hat es mir jederzeit entzogen, für mich gab's keinen Raum in ihrem Herzen, sie schämt sich meiner, sie haßt mich und auch ich — liebe sie nicht, ich kann nicht, es ist nichts, was mich zu ihr zieht." Donat schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort: „Ist der Gedanke eine Sünde, daß sie darauf ausgeht, mir durch dies Fernhalten vom Vater mein Erbtheil zu schmälern, dann mag Gott sie mir verzeihen."

Nun folgte eine Pause zwischen Beiden. Die Pastorin war in Verlegenheit, was sie ihm sagen sollte, Alles konnte so große und wichtige Folgen haben. Donat unterbrach das lange und bange Schweigen, indem er sagte: „Ich muß es also dem Himmel überlassen, ob der schweigend ein Unrecht geschehen lassen kann." Und nach einer Pause fügte er traurig hinzu: „Er hat mir eine recht schwere Prüfung aufgelegt. Ich meine nicht diese unglückliche äußere Gestaltung, nein — daß er mir ein warmes, lebhaft empfindendes Herz gab. Das ist ein großes Unglück, das ich tief empfinde. Kann mich denn Jemand lieben in dieser traurigen Gestalt?"

„Versündigen Sie sich doch nicht an Gott, lieber Donat," verwies die Pastorin.

Der Mißgestaltete ergriff hastig ihre Hand und sprach mit großer Lebhaftigkeit: „Ich habe den Beweis, welch' einen tiefen und unverwischbaren Eindruck mein Anblick

selbst auf die macht, denen derselbe eine Gewohnheit geworden sein sollte."

„Solch' einen Beweis hätten Sie?"

„Ja. Ihnen will ich es sagen, was mich lange Zeit im tiefsten Herzen beschäftigte, es ist ein kleines Geheimniß, das nun zerstört ist und von dem ich zu Ihnen reden kann, wie von einem in Nichts zerflossenen ehemaligen Lieblingsplane, von einem Gedanken, der mich beglückte und nun zu den vielen Gedanken gehört, die nie mit Erfüllung ausgehen — Sie werden mich nicht darum verlachen, weil ich mich einer Täuschung hingab, die vielleicht recht lächerlich in meinem Munde erscheint. Ich liebte Ihre Philippine — ich hielt es für möglich, daß sie sich an meinen Anblick gewöhnen, daß meine Häßlichkeit ihr nicht mehr so auffällig erscheinen könne. Ich dachte, das junge unverdorbene Mädchen wird dein Herz erkennen, es wird dich lieben lernen, um deines Herzens willen — ach, es war ein so schöner, schöner Traum, daß ich ihn mit aller Inbrunst meiner Seele festhielt, er war ein großes wunderbares Glück, in das ich mich ganz hineinlebte ... nun, der Traum ist vorüber, ausgeträumt der kurze Glücksrausch, meine Gestalt, mein äußerer Mensch hat mich darum gebracht. Philippinens Auge kann sich nie daran gewöhnen, meine Häßlichkeit beleidigt sie — und der Weg zum Herzen geht bei so Vielen durch's Auge in's Herz. Sie würde mich lieben, wäre ich ein schöner Mann, dessen Aeußeres ihren Blicken schmeichelt."

„Hat sie Ihnen das gesagt?“ fragte die Pastorin.

„Nein, aber sie zweifelte, als ich einmal im Allgemeinen von Hoffnungen sprach, daß auch ich welche hegen könne.“

Der Pastorin war es sehr lieb, daß die Gertraud jetzt eintrat und meldete, die Frau Verwalterin käme direkt auf's Haus zu, denn so entkam sie jetzt der unangenehmen Situation, in welche sie sich durch dies Geständniß Donats versetzt sah. Was sollte sie ihm sagen? einen leidigen Trost, nichts anders. Im Herzen war sie froh, daß eben seine Häßlichkeit die Ursache war, die Philippinen von ihm abstieß. Welche unangenehme Folgen konnte, wenn er ein wohlgestalteter Jüngling gewesen wäre, solch ein Verhältniß auf ihren häuslichen Frieden haben. Würde der Adelstolz seiner Mutter gleichgiltig dabei geblieben sein? —

„Begraben Sie das in Ihrem Herzen, Frau Pastorin, wie ich es in dem meinigen begraben habe,“ sagte Donat im Fortgehen, als die Pastorin ihm das Geleite gab, denn er wünschte nicht mit der Frau Verwalterin zusammenzutreffen. Da wäre es gleich im Schlosse bekannt geworden, daß er hier gewesen, denn die Frau besaß die Gabe der Mittheilung im ausgebildetsten Grade. Er verließ das Pfarrhaus auf dem ihm gewöhnlichen Wege durch den Garten, wo er dann, von Wenigen begegnet, am Bache hin nach dem Schlosse gehen konnte.

Zwei Augen sahen ihm nach, ohne daß er das nur

geahnt hätte. Philippine war nach Hause gekommen, hatte die Mutter fest eingeschlafen gefunden und war, ohne sie zu wecken, in's Nebenzimmer gegangen, wo sie sich zum Stickrahmen setzte. Sie hatte Donats ganzes Gespräch mit ihrer Mutter gehört. Jetzt stand sie am Fenster und schaute ihm nach. Als sie ihn nicht mehr sah, da ihn die Bäume, die am Ausgange des Gartens standen, verdeckten, sagte sie, sich zurück in's Zimmer wendend: „Er ist sehr häßlich."

Weder ein Zug des Mitleids noch des Spottes bewegte dabei ihr Gesicht, wie immer lag eine theilnahmlose Ruhe darüber gebreitet. Es war eins jener Gesichter, denen man das Plastische nicht abstreiten kann, die voll Klarheit und voll einer großen, unerschütterlichen Ruhe, jedem Ausdrucke innerer Bewegung das Recht und die Kraft nehmen, sich äußerlich darzustellen. Philippine war jetzt siebzehntehalb Jahre alt, eine kräftige Figur von schönem Wuchse, die gesunde Landluft und vor allen Dingen die wenige Erregbarkeit ihres Wesens hatten zur raschen, unbehinderten Ausbildung ihrer äußeren Erscheinung außerordentlich beigetragen. Sie war ein sehr hübsches Mädchen geworden, welches in der kurzen Spanne Zeit den Anstrich der Kindlichkeit, wie er noch an ihr haftete, als Eugen von Güldenstern sich einige Tage im Schlosse aufhielt, gegen den Charakter der Jungfräulichkeit umgetauscht hatte. Der Pastor, ihr Vater, hatte ihr gegenüber die väterliche Herrschaft verloren, die ruhige Besonnenheit, die jederzeit das

Gepräge des Aeußeren bei Philippinen war, wirkte so auf ihn ein, daß er ihr nie eine Beschränkung des Willens entgegensetzte, besonders da sein Stolz auf diese Tochter dabei mitwirkend war. Indeß trug diese sich dem Willen der Tochter unterordnende väterliche Zuneigung des Pastors noch eine Frucht, welche ein Sonnenblick in seinem pharisäischen Wandel genannt werden mußte. Das eheliche Zusammenleben mit seiner Gattin gewann den Schein einer Milde, die in der That recht versöhnend auf die Letztere wirkte und den Abend ihres Lebens zu einem sanften, friedlichen Feierabend machen zu wollen schien. Der Pastor, der sich immer in ironischen Anspielungen, welche seine Frau verletzten, zu gefallen schien, unterließ dies Spiel seines tief im Innern verhaltenen Grolles und wenn er auch keine besondere Liebe gegen sie zeigte, so war es doch nun ein friedliches Vertragen, in das sich seine Lieblosigkeit umgewandelt hatte. Eine einzige Bemerkung Philippinens hatte diese Veränderung in seinem Benehmen hervorgerufen. Bei Gelegenheit eines geringfügigen Versehens von Seiten der Pastorin, das auf einem Mißverständniß beruhte, enthielt er sich nicht, ihr bittere und durch den Hohn, der in jedem seiner Worte lag, so kränkende Vorwürfe zu machen, daß ihr Thränen über die Wangen rollten.

Philippine war gegenwärtig und sagte mit einer Ruhe: „Sollte ich einmal heirathen müssen, werde ich keines Pastors Frau werden, denn sie haben ihr Christenthum

blos in dem schwarzen Rocke, zu Hause aber wissen sie nichts davon.“

Der Pastor erstarrte, dergleichen hatte er von Philippinen nicht erwartet.

„Du wunderst Dich darüber,“ sagte das Mädchen — „ist es denn nicht wahr? wie behandelst Du die Mutter? steht das auch in Deinem Evangelio? sieh' doch nach, Du wirst nichts davon finden.“

Seit diesem Tage gab es Frieden. Röhr empfand die Furcht, seinem Kinde, das er so sehr liebte, zuwider zu werden, zu sehr, um nicht eine Aenderung seines Benehmens gegen seine Frau eintreten zu lassen.

Die Letztere fühlte die Macht, die Philippine über ihn hatte und wenn auch die theilnahmlose Kälte in des jungen Mädchens Wesen sie um deren Zukunft recht sehr besorgt gemacht hatte, so hatte sie doch dieselbe Gelegenheit, deren wir erwähnten, einen Blick in das verschlossene Gemüth ihrer Tochter thun lassen, aus dem sie Hoffnung schöpfte. Philippinens Herz verrieth sich selten durch eine Aeußerung, die mit Bestimmtheit auf ihre Gesinnung hätte schließen lassen, es glich einem tiefen Born, dessen Grund dem spähenden Auge verhüllt bleibt. Von Leidenschaftlichkeit war nie eine Spur an ihr zu bemerken, Freude oder Schmerz gingen ohne sonderlichen Eindruck an ihr vorüber; selbst in ihren Kinderjahren, wo noch Spiele die Sinne ausschließlich beschäftigen, hatte sie eine Mäßigung gezeigt, die an Kindern in Erstaunen setzt. Die Gertraud

sagte immer: „Unser Mamsellchen kommt nie und nimmermehr aus dem Gleichgewichte.“ Und so war es auch vollkommen, das Mädchen war ein lebendiges Räthsel, zu dessen Lösung es anderer Ereignisse bedurfte, als sie in dem ruhigen Stillleben des väterlichen Pfarrhauses bisher vorgekommen waren.

. . . .

Fast zwei Monate waren seit dem Tage vergangen, als der alte Ehregott wieder einmal heimlich zu Donat kam und sagte:

„Des Herrn Vaters Gnaden werden's bald ausmachen, heute hat der Doktor so dergleichen gemunkelt. 'S wäre doch gut, wenn Ew. Gnaden ein Bischen aufpaßten, man kann nicht wissen, wozu das gut ist.“

„Ja,“ stimmte Donat, von einem Entschlusse ergriffen, bei — „mein Recht, an Vaters Sterbebette zu sein, können sie mir doch nicht abstreiten.“

Der Heinrich wollte sich auf die Lauer legen, wie er sagte, denn der hochnäsige Mosje Wolf sei ihm immerdar ein Dorn im Auge gewesen und daß der ihn einmal so breitspurig angehaucht habe, das könne er ihm nimmermehr vergessen. Der alte Ehregott hatte ganz Recht gehabt, als er dem Donat einen Wink hinsichtlich des baldigen Endes des alten Barons gegeben. Ein paar Nächte später kam der Heinrich in seines jungen Herrn Zimmer und weckte denselben. „Stehen Ew. Gnaden rasch auf, mit dem gnädigen Herrn Vater geht was vor. Ich habe die paar Nächte

durch, als wenn mir's geschwant hätte, meine Liegestatt, ohne daß Jemand einen Pfifferling gemerkt hätte, in den Verschlag da seitwärts der Treppe genommen. Da mußte ich Alles hören, was passirt. Vor Kurzem ist die gnädige Frau Mutter herausgekommen aus des Herrn Zimmer und hat dem Jakob befohlen, er solle rasch zum Pastor laufen, daß der her käme, mit dem Herrn ständ's auf der Kippe. Da müssen Ew. Gnaden auch dabei sein, denke ich mir und wenn's Noth thut, da rufen Sie nur mich, ich werde da sein; denn sind Ew. Gnaden drin beim gnädigen Herrn Vater, da habe ich auch ein rechtschaffenes Recht, auf dem Gange vor dem Zimmer auf Sie zu warten, denke ich in meinen dummen Gedanken."

Donat hörte nicht viel auf Heinrich, die Nachricht hatte ihn so durchschauert, daß er an allen Gliedern zitterte. Der Heinrich mußte ihm beim Anziehen wie einem kleinen Kinde helfen, das noch nicht genau die Art und Weise kennt, wie man ein Kleidungsstück anlegt. „Und fassen sich Ew. Gnaden doch, das bebt ja Alles an Ihnen wie Espenlaub, ein Bischen Courage müssen Sie doch haben," redete der Heinrich zu — „wenn Sie so kommen, hat Niemand vor Ihnen Respekt."

„Ja, ja doch, führe mich nur — 's hat mich zu sehr angegriffen. Warum wollen wir nicht den Gang entlang gehen?"

„Weil die Thür zu ist, der Mosje Wolf hat's gut

ausgediftelt, daß Sie nicht heran sollen. Wir müssen über den Hof, 's hilft nichts."

Der Heinrich brachte ihn glücklich bis an's Zimmer des Barons, es war Mitternacht vorbei, Niemand auf der Treppe, der ihnen das Hinaufgehen verwehrt hätte. „Na, hier sind wir und nun mit Gott hinein!" flüsterte Heinrich und öffnete zugleich die Thür. Die Hängelampe im Zimmer hatte einen dunkeln Schirm erhalten, der die nächsten Gegenstände wohl erhellte, aber ein zu schwaches Licht nach der Thür hin verbreitete.

„Kommen Sie, Herr Pastor," sagte die Baronin, die zu Füßen des Bettes ihres Gemahls saß — „es ringt mit ihm."

„Ich bin es, gnädige Mama," antwortete Donat, der alle seine Seelenkräfte zusammenraffte, um seine scheuvolle Angst zu unterdrücken.

„Du?" rief die Baronin erstaunt — „was willst Du hier? wer hat Dich hierher beschieden?"

„Wer?" entgegnete Donat, hinter dem Heinrich die Thür zugemacht hatte — „mein Herz. Ich wünschte wenigstens bei meines Vaters Tode gegenwärtig sein zu dürfen, da ich bei seinem Leben ..."

„Dein Vater stirbt heute und morgen noch nicht, wir werden Dich rufen lassen, wenn es so weit sein sollte," unterbrach ihn die Baronin. „Du bist jetzt hier unnütz, gehe wieder schlafen. Wer hat sich denn erlaubt, Dich hierher zu schicken?"

Dieses Benehmen empörte Donat im tiefsten Herzen, er fühlte einen Zorn in sich aufsteigen, den er kaum bemeistern konnte. „Sie vergessen, gnädige Mama, daß ich als Sohn des Hauses ein so heiliges Recht wie Sie habe, meinem Vater zu allen Zeiten nahe zu treten,“ sagte er. „Sie können unmöglich verlangen, daß ich dies Recht aufgeben soll, welche Ursache hätten Sie dazu?“

Die Baronin, die immer noch den Weg vertretend vor ihm stand, schien sich in großer Verwirrung zu befinden, sie ließ unwillkürlich eine Pause auf diese an sie gerichtete Frage folgen. Der Wolf, der zu Häupten des Bettes stand, kam jetzt auf den Zehen heran und wisperte: „Wenn die gnädige Frau Baronin vielleicht mit hochdero Herrn Sohn in's Nebenzimmer oder zu sich, was noch besser wäre, sich gnädigst bemühen wollten, der Discours möchte den Herrn Baron stören, er ist ein wenig eingeschlummert.“

„Ja, das ist ein guter Rath, komm, mein lieber Donat, Du sollst Alles erfahren,“ sagte die Baronin, ihn bei der Hand ergreifend und nach der Seitenthür zuführend.

Donat widerstand nicht, er besaß zu viel Gefühl, um auf sich den Vorwurf zu laden, seines kranken Vaters Schlummer gestört zu haben; auch war sein Herz zu edel, um irgend eine Täuschung von Seiten seiner Mutter nur ahnen zu können. Der sanfte Ton, mit dem die Baronin jetzt zu ihm geredet hatte, entwaffnete seinen Zorn gegen

sie augenblicklich — ach, er hatte ihn noch nie aus ihrem Munde gehört!

Fast in selbem Moment, als Beide durch die leise von der Baronin geöffnete Thür treten wollten, gab der Baron Zeichen des Wachseins von sich; das fesselte Donats Fuß unwillkürlich.

„Komm' doch," sagte seine Mutter, sich bemühend, ihn zum schnellen Eintreten in's Nebenzimmer zu bewegen.

„Nur einen Augenblick, gnädige Mama," bat Donat, „der Vater ..."

Das Wort erstarb ihm auf der Zunge, er hörte von dem eben Genannten seinen Namen aussprechen.

„Hören Sie, er ruft mich. Ach, mein Gott, er ruft mich! Ich muß zu ihm."

Ohne daß die Gnädige es verhindern konnte, hinkte Donat zum Bette hin, den Wolf, der ihn abwehren wollte, auf die Seite stoßend; eine Handlung, die, von einem so schwachen, gebrechlichen und scheuen Menschen ausgehend, den Betroffenen, wenigstens für den Augenblick, als etwas Unerhörtes frappirte.

Der Irrthum, dem sich Donat hingab, als habe sein Vater im besonnenen Zustande seinen Namen genannt, was jedoch nicht der Fall gewesen, indem der Baron sich bereits in jenem letzten Stadium befand, wo die äußeren Sinne schon ihre Thätigkeit eingestellt haben, und nur der noch gefesselte Geist in seiner geheimen Werkstatt mit den Erinnerungen des aufgezehrten Lebens ringt, wurde indeß

die Ursache, daß der Sterbende noch der Macht des äußeren Eindrucks, die so plötzlich auf ihn einwirkte, gehorchte; denn Donat, als er sein bleiches, tief eingefallenes, todtenfahles Antlitz sah, fühlte sich so tief erschüttert, daß er, alle Fassung vergessend und in Thränen ausbrechend, rief:

„Vater!... ach, mein Vater!“

Vielleicht war es die Ungewohntheit der Stimme Donats, die Jenem, der sie so lange nicht gehört hatte, gewaltsam die Wiederkehr des Bewußtseins gab, auf seinen ringenden Geist den ungeheuren Eindruck bewirkte, sich noch ein Mal der äußeren Sinnenwelt zuzuwenden und unterzuordnen — er schlug die Augen auf und stierte Donat mit stumpfem Blicke an.

Die Baronin hatte sich gefaßt, sie war mit hinzugetreten und wollte Donat entfernen.

„Nein, lassen Sie mich, gnädige Mama, das ist mein Platz, ich gehöre hierher!“ rief er, durch den ihm gewordenen Eindruck zu einem Muthe gekräftigt, der ihm sonst gänzlich mangelte. „Es hat so viel zwischen mir und dem Herzen meines Vaters bisher gestanden, daß ich wenigstens jetzt ein Recht auf ihn in seinen letzten Augenblicken habe. Ich gehe nicht — hierher gehöre ich.“

Jetzt schien es klarer vor dem Blicke des Sterbenden zu werden, seine schlaff auf dem Oberbette liegende Hand suchte nach der Donats, der sie ergriff und an seine Lippen drückte. Wie kalt war diese Hand schon!

Nach einigem Stöhnen hörte ihn Donat sprechen:

„Ach, nimm den Makel von mir … den Makel … meine Ehre … mein Gewissen.“

„Er weiß nicht, was er spricht, quäle ihn doch nicht,“ flüsterte die Baronin.

Der Pastor trat jetzt leise ein, die Baronin machte dem Eintretenden eine Pantomime entgegen, indem sie wie in Verzweiflung die Hände rang.

Röhr nahte sich nun.

„Ach, er läßt ihn nicht einmal ruhig sterben,“ sagte sie zu dem Pastor.

„Herr Donat, lassen Sie mich an Ihre Stelle treten. Ihr Herr Vater bedarf des geistlichen Beistandes.“

„Nein, der Liebe bedarf er, der Liebe seines Sohnes, der im Leben von seinem Herzen entfernt gehalten wurde,“ entgegnete Donat. „Der Sterbende gehört nur Gott und den Seinigen an, nicht Ihnen, Herr Pastor; suchen Sie die Lebenden zu trösten — hier hört Ihr Trost auf.“

Der Pastor fühlte sich von diesem ihm so unerwarte-en Entgegentreten so consternirt, daß er zur Baronin sagte:

„Gnädige Frau … ich bin hier überflüssig, wie ich qehe.“

Das heftige, starke Aufathmen des Barons unterbrach diese widerliche Scene.

„Er stirbt! … Vater …!“ schrie Donat auf.

„Eugen von Güldenstern … das Testament seiner Mutter … sein Vermö …“

Nicht sve sen mühsam herausgestoßenen Worten, bei

denen sich der Sterbende, wie durch ungeheure, innere Angst gedrängt, etwas aufgerichtet hatte, sank sein Haupt zurück auf das Kissen und nach einigen röchelnden Athemzügen stand sein Herz still.

Eine Pause tiefer Stille folgte. Der Pastor begann das Vaterunser zu beten; Donat, immer noch die kalte Hand des Vaters, in der er die letzten leisen Zuckungen des fliehenden Lebens gefühlt hatte, in der seinigen haltend, hörte nicht darauf, er war neben dem Bette auf's Knie niedergeglitten.

Als er sich erhob, standen die Baronin, der Pastor und Wolf am Tische, sie hatten leise mit einander gesprochen. —

„Ich verzeihe Ihnen, Herr Baron," sagte Pastor Röhr mit vieler Salbung — „ich setze Ihr Benehmen gegen mich auf Rechnung des großen, innigen Schmerzes, der Sie ergriffen hatte."

Donat war zu tief erschüttert von dem eben erlebten Ereignisse, als daß er eine Antwort hätte geben können Schweigend verließ er das Gemach. Draußen fragte ihn sein Heinrich:

„Wie ist's denn mit dem gnädigen Herrn Vater?"

„Todt!" antwortete Donat.

Als er zurück in sein Zimmer kam, sank er ganz abgespannt auf sein Bett; er hatte zu viel in kurzer Zeit erlebt, das mußte auf ihn, der ein so ruhiges und an keine großen Ereignisse gewöhntes Stillleben bisher geführt

hatte, von fast entkräftender Einwirkung sein. Der Heinrich hatte sich vorn an die Thür niedergesetzt, er wollte ihn nicht allein lassen — der Heinrich war eine treue, ehrliche Seele, die den Donat lieb hatte.

Von Schlaf war keine Rede in dieser Nacht; wie wäre das auch möglich gewesen!

Aber als der Sturm der Empfindungen sich milderte, als es ruhiger in Donats Herzen wurde und die Ueberzeugung, daß Nichts zu ändern sei, sich ihm mit aller Macht vorstellte, gewann er so viel Herrschaft über sich, daß er das eben Erlebte nochmals vor seinen Geist zurückrief. Es bot ihm nichts Tröstendes. Er hatte einen Vater verloren, der ihn wohl standesgemäß gehalten, aber von dem er keine Beweise von Liebe empfangen. Donats milder Sinn kannte keinen Vorwurf für den entflohenen Geist des Vaters.

„Vielleicht hätte er mich lieben lernen, wenn ich ihm näher hätte treten dürfen," sagte er zu sich.

Der Gedanke lenkte ihn auf seine Mutter.

Er konnte es sich nicht leugnen, daß sie, die hoffärtige Frau, sich seiner als eines unglücklichen Gebrechlichen, mit dem kein Staat zu machen, schämte. Dies kränkende Bewußtsein hatte ihn schon oft so tief verletzt, daß er es jetzt durch Nichts entkräften konnte; sie, die Mutter, hatte ihn dem Herzen des Vaters entfremdet, statt ihn demselben zuzuführen. Als sein Bruder, der Offizier, noch lebte, hatte diese väterliche und mütterliche Kälte wenigstens ein Motiv der Entschuldigung, sie konnten stolz auf

diesen kräftigen, gesunden Sohn sein, dessen Aeußeres imponirte. Nach dessen Tode fiel dies Motiv weg, und doch fand keine Zuneigung, kein Heranziehen des verachteten Sohnes statt. Folgerecht kam Donat auf das Benehmen seiner Mutter gegen seine Person in dieser Nacht zurück. Er fühlte sich von einem sehr unangenehmen, widerlichen Gefühle bei diesem Zurückdenken berührt. Warum trat sie ihm mit einer offenbaren Lüge, seines Vaters letzte Augenblicke seien noch fern, entgegen, da sie doch vorher den Diener Jacob zum Pastor geschickt, weil das Ende ihres Gemahls so nahe sei? Warum wollten sie und Wolf ihn vom Sterbebette des Vaters zurückhalten, ihn davon entfernen? Und was konnte den Pastor bewegen, ihn, den Sohn, von dem Platze in Momenten zu verdrängen, wo von religiösen Tröstungen keine Rede mehr sein konnte, da volles Bewußtsein dazu gehört, um geistlichen Beistand würdigen und beherzigen zu können? Und was bedeuteten seines Vaters letzte Worte? Schien es nicht Angst des fliehenden Geistes zu sein, welcher Das, was ihn bedrückte, noch aussprechen, gleichsam als ein Vermächtniß zur Erfüllung hinterlassen wollte? Donat fühlte, obwohl unklar, daß sich ein geheimnißvoller Schleier um das Alles lege, den er nicht lüften, nicht durchschauen konnte, und die ihn beschleichende Empfindung war eine ihn mit Bangigkeit erfüllende.

Die Baronin hatte gleich nach dem erfolgten Tode ihres Gemahls einen reitenden Expressen nach Dresden ge-

schickt, um ihre Tochter und deren Bräutigam, den Herrn Leutnant, von dem Ereignisse zu benachrichtigen und Beide zur Begräbnißfeier herzubescheiden. Donat fühlte sich so sehr angegriffen, daß er bis zur Beerdigung in seinem Zimmer blieb. Die Baronin kam selbst, ihn abzuholen. Sie war in tiefste Trauer gekleidet, ihr Benehmen trug den Stempel großer Niedergeschlagenheit. Sie schien so sehr berührt zu sein von Dem, was sie erlebt hatte, daß sie wie kraftlos in den Sessel fiel.

„Ach, wäre diese schreckliche Ceremonie vorüber!“ seufzte sie — „diese Anstalten rauben den letzten Muth, die mühsam errungene Fassung.“

Das sprach zu Donats Herzen wie eine vertraute Stimme; jetzt vergaß er Alles, er verzieh Alles — er suchte sie zu trösten. Es that ihm unendlich wohl, die Frau, welche er keiner Liebe, keiner tiefen Empfindung fähig gehalten hätte, jetzt so schmerzvoll, so niedergebeugt zu sehen. Ach, wie hatte er sich getäuscht in ihr! Er sagte ihr das Alles, weil die Freude seines Herzens zu groß war, sie voll Gefühl zu sehen.

„Wie falsch hast Du mich beurtheilt, mein Sohn!“ rief die Baronin; „es hat mir oft weh gethan, Dich fern von mir halten zu müssen, aber ich mußte es, weil ich wußte, daß es Dir nur Kummer, nur Leid bringen würde, wenn ich Dich zu mir zöge. Dein Vater — möge er sanft ruhen! — liebte Dich nicht, Dein Anblick war ihm zuwider. O, mein armer Donat, das war eine harte Prü-

fung für mein Mutterherz. Darum erfaßte ich das einzige Mittel, was mir Ruhe und Dir Ersparung von Dich tief verletzenden Kränkungen von Seiten Deines Vaters bringen konnte; ich zeigte mich abstoßend gegen Dich, das wappnete mich vor mir selber. Suche darin auch den Grund, weswegen ich Dich von der Annäherung an den Vater während seiner Krankheit abzuhalten suchte, warum ich Dich sogar von seinem Sterbebette entfernen wollte."

Donat erstarrte, als er das Alles vernahm, und daß es wahr sei, aus dem Herzen kommen mußte, bewies die Baronin durch eine Umarmung, nach welcher sie sich die Augen mit dem Tuche verhüllte.

„Welch' Unrecht habe ich an Ihnen begangen, Mutter!" rief Donat. „Ich habe im Irrthume an Ihrem Herzen gefrevelt, können Sie mir verzeihen?"

„Mein Sohn...!"

Die Baronin schien keiner weiteren Worte mächtig zu sein, sie sank abermals an seine Brust und hielt ihn lange umarmt. So glücklich war Donat noch nie gewesen, als jetzt — er hatte das Herz seiner Mutter gefunden.

Ein prächtiger Leichenzug begleitete die entseelte Hülle des Barons zur Gruft. Seine Gemahlin hatte es an Nichts fehlen lassen, um ihm mit allem Pompe, der seinem Stande gebührte, die letzte Ehre zu erzeigen; die Rittergutsbesitzer der Umgegend waren alle zugegen und dann vereinte das sogenannte Trauermahl sie Alle im Schlosse.

Im Zimmer der Baronin hatten sich indeß auf ihre Bitte Donat, seine Schwester Charlotte und deren Bräutigam, der Herr Leutnant Graf Luszczewski, eingefunden.

„Mein Sohn,“ sagte die Baronin nach einigen einleitenden Worten, sich besonders zu Donat wendend, „wenn ich Dich jetzt hierher rief, so geschah es nur, um von Dir die Erfüllung eines Versprechens zu verlangen, welches Dein nun hochseliger Vater seiner vor mehreren Jahren dahingeschiedenen Schwester geleistet hat und das unglücklicher Weise die Ursache seines Todes geworden. Du wirst Dich an den Fremden erinnern, der sich Eugen von Güldenstern nannte; er war an Deinen hochseligen Vater gewiesen, welcher ihm dies von seiner Erzieherin, Deiner Tante, für ihn hinterlassene Päckchen übergeben sollte. Indeß konnte diese Aushändigung nur erst dann geschehen, wenn besagter Herr von Güldenstern sich schriftlich als der rechtmäßige Empfänger dieser Hinterlassenschaft legitimirte. Der Zufall wollte, daß Güldenstern als ein von der französischen Regierung verfolgter Verschwörer hier bei uns ergriffen wurde. Dieses uns im Ganzen wenig berührende Ereigniß machte indeß auf Deinen Vater einen allzu tiefen Eindruck; er glaubte durch die Verweigerung, ohne genaue Legitimation ihm dies Packet nicht übergeben, somit zur Verzögerung seines Aufenthaltes hier und zu seiner Verhaftung beigetragen zu haben. Unglücklicher Weise konnte er sich in dieser Beängstigung nicht besinnen, wohin er dies Packet gelegt. Er nahm sich dies so zu Gemüthe,

daß er tiefsinnig wurde und in allerlei seltsame Gedankenverwirrungen verfiel, in welchen die Idee, er habe den Güldenstern um die Erbschaft einer Tonne Goldes oder 100,000 Thaler gebracht und seinen eigenen Namen beschimpft, bald die einzige feststehende wurde, welche ihn auch noch in den letzten Augenblicken seines Lebens — Du entsinnst Dich dessen vielleicht — beschäftigte. Dies Packet aufzufinden war für mich eine große Sorge, ich glaubte die Gedankenverwirrung Deines Vaters durch diesen Fund heben zu können; indeß als ich endlich so glücklich war, da war es auch schon zu spät, die unglückliche Idee hatte sich zu fest bei ihm eingeprägt. Du wirst in dieser Erklärung eines Geheimnisses, das ich nicht gern Jemand Fremdem offenbaren wollte, auch die Ursache finden, warum ich so ängstlich darauf hielt, daß Niemand mit Deinem Vater in Berührung kam. Mir lag die Sorge für die Ehre unseres Namens ob. Was würde man gesagt haben, wenn seine unglückliche Idee, den Güldenstern um sein Vermögen gebracht zu haben, ruchbar geworden wäre? Darum entfernte ich auch den alten Ehregott, an dem ich bemerkte, wie er bald zu glauben anfing, daß seines Herrn Redereien mehr als fixe Ideen seien."

„Und was wünschen Sie, gnädige Mama, daß ich mit dieser für uns so traurig gewordenen Hinterlassenschaft anfange?" fragte Donat. „Meinen Sie, daß Eugen von Güldenstern noch lebt?"

Die Baronin ließ eine kleine Weile verstreichen, ehe sie antwortete.

„Ob er noch lebt, ob nicht, wer kann das sagen? Es ist dies auch nicht unsere Sache, zu erforschen,“ sagte sie dann. „Dir es zu übergeben, daß es einen Bewahrer hat, war meine Pflicht.“

„Was enthält es?“ fragte Donat.

„Sie sehen ja, liebster Freund, daß es noch versiegelt ist,“ bedeutete ihm Graf Luszczewski; „wie kann Ihre gnädige Mama also wissen, was sich darin befindet!“

„Es ist das Siegel Deiner hochseligen Tante, mein Sohn, betrachte es.“

In der That, es war das Wappenschild des Geschlechtes Derer von Salza, drei Mal schön und voll ausgedrückt. Die Farbe des Lacks war nicht mehr frisch, sondern etwas gebleicht, so daß man bald erkannte, wie diese Siegel vor längerer Zeit aufgedrückt worden sein mußten.

„Ich verpflichte Dich also zur Erfüllung des von Deinem hochseligen Vater geleisteten Versprechens,“ fuhr die Baronin fort. „Wenn der Güldenstern lebt, wirst Du es ihm übergeben; ist er todt, nun so steht es nach einer Reihe von Jahren in Deinem Belieben, das Packet zu öffnen und den Inhalt, der dann wohl werthlos geworden sein wird, zu vernichten.“

Die Baronin ging nun auf andere die Familie betreffende Verhältnisse über; sie sagte Donat, daß sie sich entschlossen habe, künftig in Dresden zu leben und er nun al-

leiniger Herr im Schlosse bleiben werde. Die betreffenden Vermögensverhältnisse würden, wie sich von selber verstünde, auf gerichtlichem Wege in Ordnung gebracht; sie bedaure nur, daß die bevorstehende Vermögenstheilung nicht glänzend ausfallen werde, da viele Schulden auf dem Besitzthume hafteten.

„Sorgen Sie nicht so ängstlich für mich, gnädige Mama, ich bedarf wenig," sagte Donat. „Das Schicksal hat mich von Geburt an zur Anspruchslosigkeit verurtheilt und so sind meiner Bedürfnisse nur sehr wenige."

. . . .

In der That ging die dem Ableben des Barons folgende Veränderung hinsichtlich der Familienverhältnisse sehr schnell. Kaum waren vier Wochen vergangen, so stand das Schloß still und verwais't, nur von Donat, dessen Heinrich, dem alten Ehregott und dem Hofwächter mit seiner Frau bewohnt; von den glänzenden Gesellschaften, die die Frau Baronin ehedem hier um sich zu versammeln pflegte, war keine Spur mehr vorhanden, es war still und öde geworden.

Mit dem Pastor hatte sich Donat vollkommen ausgesöhnt. Der Mann vom Worte Gottes hatte für die stürmische, außer sich gerathene Sohnesliebe, die ihn beleidigt habe, wie er sagte, kein Gedächtniß, und so ward das frühere freundliche Verhältniß, welches Donat zum Besucher des Pfarrhauses machte, kaum unterbrochen, auch wieder hergestellt. Der Besuch des Pfarrhauses war für Do-

nat die einzige Freude; er kam jetzt regelmäßig alle Tage zur Abendzeit, der Heinrich mit ihm. Aber auch bei dieser Freude war ein Leid. Er gelangte nämlich zu der Ueberzeugung, daß Philippine jetzt noch weit kälter gegen ihn sich benahm als früher. Sie suchte fast auffallend alle Gelegenheiten hervor, welche sie aus seiner Gesellschaft entfernen konnten, und als er eines Abends, wo der Pastor nicht zu Hause und auch die Pastorin durch ein nöthiges häusliches Geschäft in Anspruch genommen war, zu Philippinen, die eben ausgehen wollte, sagte:

„Es scheint fast, als wenn mein Besuch in Ihres Vaters Hause — er nannte Philippinen jetzt Sie — Ihnen nicht besonders angenehm wäre," antwortete sie darauf:

„Denken der Herr Baron das nicht. Warum sollte mir Ihr Besuch bei Vater und Mutter zuwider sein? Nur wir Beide passen nicht zusammen, Sie fühlen das selber."

„Nur wir Beide passen nicht zusammen!" wiederholte Donat, vor sich hinsinnend, als sie fort war. Und nach langem Nachdenken sagte er zu sich:

„Sie hat Recht, wir Beide passen nicht zusammen — es ist eine Thorheit, an so Etwas zu denken."

Die Herbststürme des Jahres 1809 wehten über die blutgetränkten Schlachtfelder von Eßling und Wagram.

Die französischen Adler hatten den erwachenden Nationalgeist der Deutschen niedergeworfen und Tausende waren im Kampfe gegen den Giganten gefallen, der im Zenith seines Siegerglückes stand, Alles beherrschend durch sein allmächtig Wort, durch den eisernen Willen, vor dem sich die Hälfte Europa's demüthig beugte.

Auch Dresden hatte deutsche Schaaren als Feinde gesehen, wir meinen das östreich'sche Armeecorps unter dem General Am Ende, der die Entblößung des sächsischen Landes von Truppen, die mit den Franzosen zum Kampfe gegen Oestreich gezogen waren, benutzte und 7000 Mann in die Stadt führte, um das Land zum Aufstande gegen die Franzosen zu bewegen. Wohl zuckte der tief niedergedrückte Nationalgeist in einzelnen entfernteren Bewegungen durch die Herzen der sächsischen Jugend und Viele strömten dem Herzog von Braunschweig-Oels zu, der mit seinen schwarzen Husaren in Sachsen einfiel und in Verbindung mit den Oestreichern Alles zur Erhebung gegen das siegreiche Frankreich rief; aber alle diese Zuckungen starben hin vor dem ungeheuren Glücke des Imperators, der als Sieger nach Fontainebleau zurückkehrte unter dem Jubel der Franzosen.

Der Wiener Friede am 1. October 1809 gab dem erschütterten Deutschland die ersehnte Ruhe zurück.

Friedrich August von Sachsen kam auf besondere Einladung Napoleons nach Paris zu einer Unterredung mit demselben. Der Festlichkeiten, um seine Anwesenheit zu

ehren, gab es viele. Frankreich schwamm im Glückstaumel, denn der Ruhm seiner tapfern Soldaten strahlte ja weithin über den Welttheil, nnd des letzteren Schätze, gewaltsam zusammengerafft, unterstützten den Glanz des Kaiserreichs.

Wir führen den Leser in eine Wohnung der Straße St. Honoré.

Eine Gallerie Zimmer, deren Thüren, aus einem in das andere führend, weit geöffnet sind, bietet den auffallenden Anblick eines seltsamen Zwielichts, durch wenige in wasserblauen Glasglocken brennende Lampenflämmchen hervorgebracht. Der von ihnen ausstrahlende Lichtschimmer ist matt wie der fahle Schein des Neumonds, er giebt dem Aufenthalte in dieser Zimmer-Galerie den Anstrich des Magischen, Geisterhaften, und die Personen beiderlei Geschlechts, die sich im tiefsten Schweigen in diesen Räumen befinden, scheinen von dem Eindrucke vollkommen beherrscht. Sie gehören alle den höhern und höchsten Ständen an. Ihre Blicke sind ernst nach dem Zimmer gerichtet, das den Schluß dieser Zimmerreihe bildet und jetzt noch von einem in der Mitte der Flügelthüre dieses Gemachs in reichen Falten zusammenfallenden Vorhange verhüllt wird.

Jetzt säuseln leise melodische Klänge, wie Töne von Aeolsharfen, aus diesem verhüllten Gemache, ein feiner Duft von Parfüm berührt die Nerven der schweigenden Versammlung — der Vorhang rauscht auf — das nun enthüllte Gemach bietet einen wunderbaren Anblick.

Aus dem tiefsten Dunkel leuchten kleine blau brennende Flämmchen in einem halben Bogen, jedoch nicht dicht an einander gereiht, wie Geisteraugen hervor; sie geben, da sie in der Höhe des Gemachs dessen Hintergrund bedecken, kaum so viel Licht, um die Gegenstände, die sich in diesem wunderbaren Allerheiligsten dem Blicke zeigen, erkennen zu lassen. Ein kleiner Altar, auf dem eine Opferschale steht, zeigt sich, auf beiden Seiten von fremden blühenden Pflanzen umgeben, die einen Halbkreis bis zu der Flügelthür oder vielmehr bis zu den an deren Seiten nun wie eine dichte Faltendraperie herabhängenden beiden Theilen des zurückgezogenen Vorhanges bilden. Die leisen wie Geistersang säuselnden Töne dauern ununterbrochen fort.

Dann hört man wie ein Rauschen von schleppenden Gewändern, eine hohe weibliche Gestalt als Priesterin gekleidet, im weißen, seidenen Kleide, darüber ein kurzes, ebenfalls weißes Oberkleid mit einem breiten Saume von goldgestickten Charakteren, umwallt von einem weiten Schleier, tritt langsam in den Halbkreis an den Altar. Unter ihrer Hand lodert eine bläulich-weiße Opferflamme aus der Opferschale, dann tritt sie zurück und fällt vor dem Altare auf die Kniee nieder. Nach einer Pause beginnt sie ein Gebet, dessen Worte tief in die Herzen der in den Zimmern versammelten Anwesenden greifen, denn man hört leises Schluchzen. Des Gebetes Inhalt umfaßt den höchsten Grad der Zerknirschung einer reuevollen, schwerer Sünde sich bewußten Seele. Die Mystik hat keinen Auf-

wand von Mitteln gescheut, um die Wirkung dieses Gebetes zu erhöhen; es ist ein furchtbares Schwert in der Hand der Priesterin, mit welchem sie sich die Herzen der hier Versammelten unterwirft, denn die heimliche Sünde haftet an Allen, die hier sind, mehr oder weniger. Dieser Cultus der Zerknirschung, des Zerflossenseins in Schmerz und Reuelust hat zu viel Anziehungskraft auf die vornehme Gesellschaft, es ist eine frappante Abwechslung in der immerwährenden Einförmigkeit ihrer Genüsse, die sie Alle sattsam ausgekostet haben.

Hat das Gebet die Herzen schon erschüttert, so thut es die Rede, mit welcher sich die Priesterin nun zu den Versammelten wendet, noch mehr. Im wunderlichsten Gemisch von Ideen über das Geisterreich, über die Fortdauer nach dem irdischen Tode, über die Orte der jenseitigen Reinigung von den Makeln der Sünde; über die weinenden und trauernden Geister, die den Sünder hier umschweben, um ihn zu retten vom ewigen Verderben, predigt sie Buße, Losreißung vom Irdischen, Entsagung der Weltlüste. Sie erhebt sich zur Prophetin und redet mit Lippen, die vom Strome höherer Erkenntniß überfließen. Dann folgt ein Segen über Alle, die fähig sind, dem lebendig machenden Worte ihre Herzen zu öffnen und sich in Buße zu versenken.

Die im Halbkreise im Hintergrunde flimmernden Flämmchen verschwinden, nur die Opferflamme leuchtet noch. Die Priesterin geht von diesem letzten Lichte, das

ihre weißen Gewänder um so schärfer in's Auge fallen läßt, da es um sie nun dunkel geworden, langsam, die Hände in begeisterter Verzückung zum schleierumwallten Haupte erhoben, dahin, wo sie hergekommen, und die beiden Theile des Vorhangs rauschen wieder zusammen.

Die Andachtsstunde bei Frau von Krüdener ist beendet; man begiebt sich hinweg.

Nur eine einzige Person, eine Dame, bleibt zurück. Sie ist so tief erschüttert, daß sie, auf einen Sessel zusammengesunken, mit dem Tuche ihre Augen bedeckt und still vor sich hin weint. Die bläulich matten Lampen werden gelöscht und der Lakai, der dies Geschäft verrichtet, führt die Dame auf ihr Ansuchen zu seiner Herrin, der Frau v. Krüdener.

„O, Sie haben Blitze in mein Herz geworfen!“ rief sie dieser entgegen, vor ihr niedersinkend; „richten Sie mich auf, lassen Sie mich nicht vergehen in meiner Angst, ich bedarf Ihrer Hilfe, Ihres Beistandes.“

„Meine Freundin! Meine Schwester! Dann sind Sie gerettet! An mein Herz, meine Geliebte! Fühlen Sie das leise Säuseln um uns? Es sind die frohlockenden Geister, die den Sieg einer geretteten Seele feiern. O, nur zu mir, in meine Arme, Angstbeladene, Trauernde — Du sollst getränkt werden im Thaue der Versöhnung und Wonne empfinden in dem Auffluge zur Gottheit. Ich will Deine Führerin sein.“

Ehe noch eine Stunde verrann, kannte Frau von

Krüdener das Innerste des Herzens der Novize ihres schwärmerisch-mystischen Cultus.

„O, meine süße und geliebte Freundin Lescours,“ sagte sie, „nicht die tiefe Reue macht uns zur Glückseligkeit würdig; wir müssen auch die Gnade erringen, Gutes zu thun, wir müssen Buße thun, und deshalb prüfen Sie sich, um zu erfahren, ob Sie die Kraft in sich tragen, auch die Buße zu bethätigen.“

„Fordern Sie, fordern Sie!“ rief Madame Lescours.

„Mit Leichtem beginnt man, um zu erstarken,“ sagte Frau von Krüdener nach einer Weile; „ich lege Ihnen vor Allem jetzt eine leichte Buße auf, die viel dazu beitragen wird, Sie auf dem Pfade, der zu Ihrem Heile nöthig ist, zu stützen. Lernen Sie die Leiden der Menschheit kennen — werden Sie den Leidenden eine Pflegerin, eine Freundin.“

„Ich will; aber sagen Sie mir, wie?“

„Besuchen Sie eins der Spitäler täglich, erquicken Sie dort die Schmerzvollen, das ist eine thätige Buße, meine Freundin, die wie Wohlgeruch süßen Brandopfers zum Himmel duftet. O, könnten Sie jetzt ihre Seele sehen, Sie würden nicht aufhören mit Weinen und Klagen. Nicht eingehüllt in jenen lieblichen himmelblauen Dunstkreis*), wie die Geister der Reinen, der Heiligen auf Er-

*) Bekanntlich vereinte sich Frau v. Krüdener in ihren Schwärmereien in mancher Beziehung mit den stark phantastischen Ansichten oder Träumereien Jung-Stillings in Karlsruhe.

den, ist die Ihre; ein grauer dicker Nebel umgiebt sie, das ist die Finsterniß der Sünde, die sie verschleiert hat. Nur Buße kann diesen Nebel lichten, der wie Felsenlast auf ihr liegt und sie erdrücken will."

Diese Stunde hatte zwischen diesen beiden Frauen eine große und innige Freundschaft geschlossen. Frau von Krüdener, die jetzt in ihrem dreiundvierzigsten Lebensjahre aus einer Vergangenheit sich erhoben hatte, die voll Verirrungen war, deren Erinneruugen ihr als beständiges Aneiferungsmittel zur Reinigung ihres Herzens galten, besaß die unbeschränkteste Kunst, sich der Herzen zn bemächtigen. Sie war immer noch eine hübsche Frau, die, wenn auch nicht mehr durch den Zauber der Jugend, so doch durch den verführerischen Reiz ihrer religiös-mystischen Schwärmerei, desto mehr Einfluß auf die Gemüther ausübte. Durch das Neue, Pikante, eine vornehme Magdalene als Bußpredigerin auftreten zu sehen, fühlte sich die **haute volée** von Paris sehr angezogen, besonders da Niemand zu befürchten hatte, hinsichtlich schlechter Manieren den guten Geschmack, die unumgängliche Anforderung der höhern Regionen, beleidigt zu sehen.

Madame Lescours hatte noch nie den von der Krüdener gehaltenen Erbauungsstunden beigewohnt, es war das erste Mal und der Eindruck ein ihr ganzes Leben verändernder. Aurelie war ein so zerrissenes und in sich selbst zerfallenes Gemüth, wie es Frau von Krüdener für ihre Bußübungen nur wünschen konnte. Jene Begegnung zwischen dem

Kaiser und ihr auf der Tribüne der Kapelle des Moritzburger Jagdschlosses hatte eine Nachwirkung gehabt, welche ihr nicht unerwünscht war. Der Kaiser empfahl sie seiner Gemahlin Josephine, und die Tage, welche sie bei der Kaiserin in Malmaison zubrachte, gehörten zu den wenigen glücklicheren ihres bisherigen Lebens. Josephine fand sich durch das sanfte, leidende Wesen zu ihr hingezogen und beglückte sie mit ihrer Zuneigung.

Aber auch an diese legte das Schicksal die rauhe Hand, tiefe Trauer umschleierte das Gemüth Josephinens — die von ihr geforderte Scheidung von ihrem Gemahle warf die Schatten des Unglücks in das Leben dieser Frau, die für Den, der jetzt als eine gebieterische Nothwendigkeit das Opfer der Entsagung von ihr forderte, ein Engel des Rathes gewesen war in seinem vielbewegten Leben. Es liegt dem Frauenherzen so nahe, in Trauer und Kummer sich den Einwirkungen der Religion mit einer Innigkeit hinzugeben, die in ihren leicht erregbaren Gemüthern die natürlichste Quelle findet. Darum auch konnte der Ruf, den die Erbauungsstunden der Frau von Krüdener in der vornehmen Gesellschaft fanden, nicht ohne eine gewisse Neigung, die Krüdener kennen zu lernen, bei Josephinen, der man so viel davon erzählt hatte, bleiben, um so mehr, als sie einen triftigen Grund hatte, die das Privilegium der Religion an der Stirn tragende Geistlichkeit zu verabscheuen. Waren es nicht die Priester ihrer Kirche, welche aus Gefälligkeit für den Wunsch des Kaisers einen Formfehler bei

der Trauungsceremonie zwischen ihm und ihr aufgefunden hatten? Ach, diese Leute, die die Seligkeit des Himmels um Geld verkaufen und sich rühmen, die Herren des Jenseits zu sein, beugten sich vor dem Willen des Gewaltigen und erniedrigten sich zur Kriecherei knechtischer Schmeichelei. Diese Politik der Clerisei mußte Josephinens Herz mit Verachtung erfüllen und die Sehnsucht nach der Tröstung anderer Personen, die kein Privilegium für religiöse Handlungen hatten, erwecken. Der Wunsch Josephinens führte Madame Lescours zu Frau v. Krüdener und Tags darauf erfuhr die Kaiserin Alles.

„Ach,“ sagte sie, „Frau von Krüdener hat bestimmt Recht. Was kann süßer sein, als Leidenden Trost geben? Wir empfinden die Größe dieser Wohlthat nur erst dann, wenn wir selber leiden.“

Nach diesen Worten verhüllte sie das Gesicht und blieb lange schweigend. Als endlich das Tuch von ihren Augen herabglitt, bemerkte die Lescours Thränen an ihren Wimpern. Die Kaiserin erhob sich, trat auf sie zu und sagte mit schmerzlich gepreßtem Tone:

„Meine Freundin, es kann Niemand mehr Ursache haben, durch religiöse Uebungen sich den Frieden des Herzens zu erkaufen, als ich. Mein Schicksal ist nicht das gewöhnlicher Menschen, es ist ein seltenes; ich gab das Beispiel, daß man auf dem Throne lieben kann. Ich wollte dem Throne mit Freuden entsagen, blieb nur Der mein, der ihn besitzt; ich liebe ihn um seiner selbst willen,

nicht um des Glanzes seiner Größe wegen. Ach, gute Lescours, hätte ich ihn nicht geliebt, wäre ich eine Dame von Geblüt gewesen, die der Convenienz willen sich vergeben sieht, wie man eine Waare vergiebt, würde ich um den Thron klagen; so aber klage ich um sein Herz, weil ich es kenne und weil er bei seinen Fehlern ein Herz braucht, das ihn liebt."

Josephine versank in kurzes Nachdenken, dann sagte sie:

„Unterrichten Sie Madame Krüdener, daß sie an mir eine Freundin gewonnen. Auch ich will ihrer Anleitung folgen. Lassen Sie uns die Gefängnisse besuchen, dort Trost und Hilfe spenden. Beginnen wir mit der Conciergerie, sie ist das Grab von Millionen Thränen. Marie Antoinette hat dort ihre letzten schweren Tage gelebt. Holen Sie Madame Krüdener ab, um drei Uhr treffen wir uns am Justizpalaste."

Ein Gepolter auf der schmalen und sogar etwas steilen Treppe, welche nur der Kaiser zu betreten pflegte, weil sie durch einen kurzen Gang mit seinen Zimmern verbunden war, erschreckte beide Frauen; indeß, ehe sie noch sich von der plötzlichen Ueberraschung erholt hatten, trat der Kaiser ein. Sein Gesicht wies den Ausdruck des Unwillens. Josephine eilte besorgt auf ihn zu und sagte:

„Sind Sie gefallen, mein theurer Freund?"

„Nein, noch nicht, Madame; aber man wünscht es sehr."

„Himmel, wer könnte..."

„Sie nicht ... nein, Sie nicht, Josephine, ich kenne Ihr Herz. Da lesen Sie den Wisch, man hat ihn gefunden. Ein niederträchtiger Verräther ... lesen Sie, lesen Sie! Ha, wie ich diese schleichenden Schurken hasse!"

Die Kaiserin las, der Zettel entfiel ihrer Hand, sie ward ganz bleich. Ihr Gemahl nahm sie in seine Arme. Jetzt erst bemerkte er Madame Lescours; er führte die Kaiserin in eins der Nebenzimmer. Die Lescours blieb zurück. Sie hob den Zettel auf, den Madame Josephine aus der Hand hatte flattern lassen. Es war mehr Zufall als Neugier, daß sie darauf sah, als sie ihn auf den Tisch legte. Ein außerordentlicher Schreck durchbebte sie, als sie die Handschrift ihres Gemahls erkannte. Es lag ihr jetzt zu sehr daran, zu erfahren, was der Inhalt des Zettels sei. Mit Furcht und Zittern vor etwaiger Ueberraschung las sie Folgendes:

„Sagen Sie Fresnières, daß ich ihn erwarte. Nichts ist mir erwünschter, als dies Geheimniß; Moreau ist der rechte Mann dazu. Es verzweigt sich. Gut, wir werden einige Fäden dazu spinnen, es wird uns nicht so schwer werden. So lange er noch erster Consul war, liebte ich ihn; von dem Tage an, wo er uns die Kaiser-Farce zum Besten gab, bin ich sein Feind. Ha, wenn die rothe Mütze wieder triumphirt! Die Guillotine wird dann viel Arbeit bekommen. Fresnières ist sicher vor Entdeckung."

Madame Lescours fühlte sich ganz betäubt von Dem,

was sie gelesen. Sie mußte sich indeß mit Gewalt fassen, der Kaiser kam zurück mit seiner Gemahlin. Die Letztere zitterte heftig, auch Napoleon schien in großer Gemüthsbewegung.

„Bleiben Sie bei ihr,“ sagte er zur Lescours — „ich werde Corvisart schicken. Ah, da, den Zettel,“ — er steckte ihn zu sich, ging rasch nach der Thür, doch ehe er hinaustrat, wendete er sich noch einmal zurück und betrachtete seine Gemahlin. Es zuckte in seinem Gesichte, ein Zeichen von großer innerer Bewegung — dann verließ er, rasch die Treppe hinaufeilend, ihr Zimmer. Die Kaiserin beharrte in düstrem Schweigen, sie starrte vor sich auf den Boden hin. Corvisart kam nach Verlauf von zehn Minuten. Er wollte ihr ein beruhigendes Pulver geben.

„Nein, guter Doktor, wenn Sie keins für ein krankes Herz haben, ist Ihre Hilfe fruchtlos.“

Corvisart zuckte die Achseln. „Diese Wissenschaft mangelt der unsern noch,“ sagte er.

„Ich glaube das, dann wäre sie allmächtig. Ich denke, Ruhe wird das Beste sein. Schicken Sie mir Hortense, gute Lescours, und vergessen Sie nicht unser Rendezvous.“

Corvisart und die Lescours ließen nun Josephinen allein.

Madame Lescours befand sich in außerordentlicher Aufregung. Der Zustand ihres Gemüthes glich einem kochenden Strudel, der seine Wasser wild im Kreise dreht

und schäumend sie dann von sich stößt. Wenn ihr leicht zur Schwärmerei geneigtes Herz noch tief von dem Eindrucke erfüllt war, den sie gestern von der Krüdener empfangen, so gesellte sich nun die lebhafte Theilnahme an dem kummervollen Geschicke Josephinens und der Schreck über die Entdeckung, daß Lescours eine Verrätherei gegen den Kaiser anspinne oder einer solchen beigetreten, dazu.

Wir wissen, daß sie ihn nicht liebte, daß sie im Gegentheile ihn verabscheute und doch konnte sie die Angst ihres Herzens kaum bemeistern. Sie fühlte sich von dieser Angst so sehr ergriffen, daß sie es vorzog, lieber ein paar kurze Worte an die Krüdener zu schreiben und ihr den Wunsch der Kaiserin, sie bei dem Besuche der Conciergerie kennen zu lernen, mittheilte.

Lescours hatte sein Benehmen gegen seine Gemahlin in so fern geändert, als er ihr mehr Freiheit ließ und seine sie tief verletzenden Anspielungen, die gleichsam als Ausdruck seiner Gemüthsweise galten, sie seltener trafen. Ueberhaupt schien seit der Abreise von Dresden in ihm eine gewisse Verwandlung vorgegangen zu sein. Zuweilen blitzte ein Schimmer von Wohlwollen durch sein liebloses Benehmen gegen sie hindurch, der einem Sonnenstrahle gleich Aureliens Herz wunderbar erwärmte.

Sie erinnerte sich besonders eines Momentes, in dem er ihr vollkommen als ein Räthsel erschien.

Eines Tages von heftigen Kopfwehen befallen, hatte sie sich auf das Sopha gestreckt und glaubte, der Schlaf

werde ihr wohlthun. Ehe jedoch dieser sänftigende Freund ihr noch nahte, hörte sie ihren Gemahl kommen. Sie wünschte nicht erst gestört zu werden und schloß die Augen, als schlafe sie bereits. Lescours trat an sie heran, er weckte sie nicht, sondern blieb ruhig stehen. Bald darauf hörte sie ihn leise vor sich hinsprechen. Sie erinnerte sich ohngefähr folgender Worte:

„Wenn es wahr ist, daß sie mein Schutzgeist ist, warum liebt sie mich nicht? ... hat Jemand ein größeres Recht auf sie als ich? ... Habe ich sie nicht aufgefüttert in meiner Armuth wie die Taube ihre Jungen? ... und doch liebt sie nicht ... Sie sollte es ... wer ist denn eigentlich ihr Gott? ... ich ... ohne mich lebte sie nicht."

Nach einer Weile setzte er hinzu: „Vielleicht wäre sie glücklicher als sie ist ... aber ich möchte nicht ohne sie leben ... ich verstehe dies Geheimniß in mir nicht ... es ist ein Widerspruch mit mir selber, der mich gefesselt hat ... den ich nicht los werden kann."

Lescours blieb eine Weile neben ihr stehen, dann verließ er leise das Zimmer. Vergebens suchte sich Aurelie eine Rechenschaft über das Gehörte zu geben, sie konnte nichts auffinden, als daß sie von ihm schon in frühester Kindheit abhängig gewesen; wenn irgend etwas von großem Eindruck auf ihr Herz war, so blieb es die Erinnerung an seine Worte: „Habe ich sie nicht aufgefüttert in meiner Armuth wie die Taube ihre Jungen? ... und doch liebt sie mich nicht!"

Das leicht bewegte Gemüth Aureliens fühlte einen Hauch der Versöhnung an ihr Herz sich legen, einen milden Friedenshauch, der ihn, wenn auch nicht ihr theuer machte, doch über alle die zahllos von ihm ihr gewordenen Unbilden einen Schleier warf. Ja zuweilen gerieth Aurelie auf eine Spur der Ueberzeugung, daß in dem wilden, spottsüchtigen Herzen Lescours' eine Neigung zu ihr sich hervorstehle, wie mitten in einem Dornengebüsch zuweilen auch eine edle Blume sich zeigt; aber als ob solche schönere Regung tiefe Schaam über ihn ausgösse, so verschwand dieser Aufblick des besseren Theils eben so schnell wieder bei ihm und machte seinem Hohne, dem Erguß seiner gewöhnlichen Laune, Platz. So war indeß ein minder feindseliges Wesen von beiden Seiten eingetreten, ein täuschender Schein von Frieden schien beide Gatten einander näher zu bringen.

Aurelie zitterte in der Angst, daß die Handschrift Lescours' auf dem Zettel vom Kaiser erkannt worden sei, allein die Vernunft sagte ihr, daß dann jedenfalls seine Verhaftung stattgefunden haben und man nicht stundenlang warten würde. In solchen Angelegenheiten gab es nie eine Saumseligkeit. Diese Ueberzeugung beruhigte sie und sie faßte den Entschluß, sich wo möglich über dies Geheimniß einer Verschwörung zu unterrichten. — Um drei Uhr fand sie sich mit Frau von Krüdener am Justizpallaste ein. Die Kaiserin ließ nicht lange auf sich harren und bald hielten beide Wägen an der Pforte der Conciergerie.

„Madame," sagte Josephine zu Frau von Krüdener, nachdem man die drei Frauen und eine die Kaiserin begleitende Kammerfrau in das einstige Gefängniß Marie Antoinettens geführt hatte — „Ursachen, deren Auseinandersetzung Sie mir erlassen werden, gestatteten mir nicht, Sie bei mir zu sehen, darum ließ ich Sie ersuchen, uns hier zu treffen. Es sind freilich nicht die Tuilerieen, n'cht die freundlichen Räume meines lieben, stillen Malmaison, wo ich Sie begrüße; aber es ist ein heiliger Ort, wo eine schwer geprüfte Königin tausend und abertausend Thränen geweint hat — ja, Madame, es ist ein geweihtes königliches Heiligthum. Wo Thränen geflossen sind, da ist das Reich des Frauenherzens — so nenne ich Sie willkommen, Madame."

In der That konnte man den Ort das Reich oder den Hof des Frauenherzens nennen, denn die Erinnerungen, die derselbe in sich schloß, mußten tief auf zarte Gemüther einwirken. Welch' ein trauriger, entsetzlicher Aufenthalt für eine Königin, die im Lichte des Thrones geboren, nur auf Glanz und Pracht Anspruch hatte!

Es war eine düstre, feuchte, durch einen Vorhang getheilte Zelle, man sah den bloßen Anwurf der Mauern. Auf der einen Seite wies sich das niedrige Bette, ein defecter Strohsessel und ein kleiner Tisch, die einzigen Geräthschaften, die man der gemordeten Königin hier gegönnt hatte. Der Bettschirm, der den mit Willen durchlöcherten Vorhang in etwas deckte, denn dieser trennte sie, die

sechsundsiebzig Tage lang hier bleiben mußte, von den Gensd'armen, welche Tag und Nacht je Zweie sie bewachten und von denen Einige die Schändlichkeit so weit trieben, durch in den Vorhang gebohrte Löcher dicken Tabaksdampf auf sie, die so sehr an einem von der Feuchtigkeit des Ortes erzeugten Husten litt, herüberzublasen, — war von Moder halb verfault.

Der Ort war zu schaurig, um lange hier aushalten zu können. Der Gefangnen-Meister und seine Gehilfen schritten voran, man hatte, um die Dunkelheit der Zellen, in die die Kaiserin eintreten wollte, zu lichten, Fackeln mitgenommen. O welches Elend! Da klirrten Ketten, und abgemagerte bleiche Gestalten erhoben sich bei dem Scheine der Fackeln von ihren Strohlagern. Die Kaiserin vertrat hier die Stelle des Trostengels, sie spendete Jedem eine Gabe zur Erquickung. Madame Lescours fühlte sich so sehr ergriffen, daß sie um die Erlaubniß bat, auf einer der Gallerieen, die die Aussicht in ein Gärtchen des Gefangnen-Meisters hatte, zurückbleiben zu dürfen.

„Schöpfen Sie frische Luft, Madame, so gut wie wir sie haben,“ sagte der Letztere, ihr eins der großen, außen vergitterten Flügelfenster öffnend — „wir kommen wieder hier zurück, Sie abzuholen.“

Aurelie sog in allen Zügen den von außen eindringenden Lufthauch ein, es war ihr so weh in der Brust geworden, daß sie eine Ohnmacht herannahen glaubte. „Ach, welch' entsetzliches Haus!“ sagte sie — „welches Asyl des

Elendes! Wie lang ist das Leben der Unglücklichen in diesen Mauern! mein Gott!"

Selbst das Gärtchen, das sich unten im Hofe befand, sah verkümmert aus, kaum hoben sich die Aeste bis an die Mauer, die diesen Hof von der Straße trennte, auf welcher man längs des Justizpallastes herkam, zu dem das alte, finstre, mit hohen Thürmen und langen Gängen versehenen Gebäude der Conciergerie ein Anhängsel aus längst verflossenen Jahrhunderten ist.

Während sie hinabschaute, hörte sie einen Schiebkarren auf dem gepflasterten Theile des Hofes rollen. Es war einer der Gefangenen, in grober Zwillichtblouse, er fuhr frische Erde auf ein Beet. Als er in den Garten kam, und den Karren umgeworfen hatte, lehnte er sich an einen der Bäume und strich mit den Händen über die Stirn.

Ueber sich hörte er einen Laut des Mitleids, er wendete den Kopf nach der Richtung zu — er schien starr zu werden durch das was er sah.

„Aurelie!"

Der Name ging ziemlich laut aus seinem Munde. Von Oben wurde der Ausruf: „O mein Gott!" hörbar. Nun folgte eine Pause.

Der Gefangene ließ den Kopf auf die Brust sinken. Des Gefangnen-Meisters und seiner Begleiterinnen Schritte wurden vernehmbar, das weckte die Lescours aus der Betäubung dieses Wiedersehens. Sie riß hastig ihre Börse

heraus und warf sie hinab. Der Gefangene wendete den Kopf nach dem unweit von ihm niederfallenden Beutel, er wendete sich mit Abscheu davon weg und die oben Befindliche hörte ihn laut auflachen.

Sie konnte nicht mehr am Fenster bleiben, die Kaiserin nahte sich. „Wir haben viel Elend gesehen,“ sagte sie leise und bewegt zur Lescours — „ach, wie thörigt sind wir doch, daß wir immer unser Leid für das größte halten!“

Man verließ die Conciergerie. Wenn Aurelie sich gestern in eine außerordentliche Aufregung durch die Mystik der Frau von Krüdener versetzt sah, so war der Sturm der Gefühle, der sie jetzt vollkommen beherrschte, ein nicht minder großer, da er die geheimsten Fäden ihres Herzens berührte. Eugen von Güldenstern, ein armer, trostloser Gefangener! „Ich muß ihn retten,“ sagte sie zu sich — „Gott wird mir einen Weg zeigen, wie ich das veranstalte.“

Wenn irgend Jemand ihr einen Beistand in dieser Beziehung leisten konnte, so war es die Kaiserin. Sie, die so leidenschaftlich geliebt hatte, die noch liebte, konnte allein den Kummer ihres Herzens verstehen und Aurelie war fest überzeugt, daß, wenn die Rettung Eugen's nicht an's Unmögliche grenze, Josephine allein durch die ihr zu Gebote stehenden Mittel sie bewirken könne. Sie vertiefte sich so sehr in diese sie beunruhigenden Gedanken, daß die

Nacht schlaflos für sie verging. Der nächste Vormittag sah sie bei der Kaiserin.

„Ach, meine gute Lescours," sagte diese — „die Krüdener hat Recht, Wohlthun macht das Herz leicht. Sie wissen, welcher Gram meine Seele drückt. Es mag sein, daß viele Frauen so heroischer Gesinnung sind, sich über das Unvermeidliche leicht hinwegzusetzen, ja vielleicht in einer Entsagung, wie sie mir nahe tritt, sogar ein Ereigniß zu erblicken, durch welches sie Aufsehen erregen können; mir fehlt diese Größe des Charakters, die so nahe mit der Fühllosigkeit verschwistert ist. Meine Nächte waren bisher sehr traurige, der Schlummer blieb ein abwesender Freund — erst diese vergangene Nacht suchte er mich heim. Ich stellte mir die unglücklichen Bewohner der Conciergerie vor, die ich besucht, die ich mit einem Geschenke erfreut hatte. In den Gedanken an das kurze Glück, das ich den Beklagenswerthen bereitet habe, schlief ich ein und schlief ruhiger und süßer als in den Tagen meines Glückes."

Josephine konnte in keiner glücklicheren Stimmung sich befinden, um für Aureliens Anliegen ein offenes Herz zu haben, als in der gegenwärtigen. „Ach, gute Lescours, was fordern Sie von mir?" entgegnete sie — „wissen Sie nicht, welcher schweren Verantwortung ich mich aussetze bei solch' einem Wagstücke? Ach, Sie kennen des Kaisers Zorn nicht, Sie haben ihn noch nicht in solch einem Zustande gesehen. Er vergißt Alles — er ist fürchterlich."

Aurelie brach in Thränen aus. „Dann ist meine

Hoffnung verloren,“ seufzte sie — „ach, der Unglückliche!“

Die Kaiserin wies sich tief bewegt. Nach einer Weile sagte sie: „Weinen Sie nicht, das beunruhigt mich; Thränen fließen zu sehen, greift mir zu tief in's Herz. Lassen Sie uns nachsinnen, vielleicht finden wir eine Möglichkeit, ein Mittel — wir wollen die Hoffnung nicht verlieren.“

Einige Stunden später erhielt der Gefangnen-Meister der Conciergerie, Herr Bault, dessen Vater sich unter den Verwaltern seines traurigen Amtes hinsichtlich seines edlen menschenfreundlichen Benehmens gegen die seiner Obhut anvertraute unglückliche Königin Marie Antoinette so rühmlich ausgezeichnet hatte, Befehl, bei der Kaiserin zu erscheinen. Alle Vorsichtsmaßregeln waren besprochen, daß er ungesehen zu Josephinen gelangen konnte, die zeitigen Novemberabende begünstigten seinen unbemerkten Eintritt in die Tuilerieen.

„Ew. Majestät erschrecken mich durch dies Ansinnen,“ sagte er, als die Kaiserin ihm eröffnet hatte, um was es sich handle. „Wie kann ich dem deutschen Gefangenen zur Flucht verhelfen, ich habe auf gewissenhafte Verwaltung meines Amtes den Eid geleistet.“

„Herr Bault, ganz Frankreich, was sage ich, die ganze Welt weiß es, daß Ihr Vater seinen Kopf auf's Spiel setzte, als er in der Schreckenszeit es wagte, gegen Marie Antoinette als Mensch zu handeln, als er es sogar wagte, einen Priester in ihr Gefängniß bei Nachtzeit zu

bringen, der ihr den Trost der Religion gewährte. Wie? Sie wollten weniger muthig sein, wo es sich nicht um Ihren Kopf handelt, wo ich Ihnen sogar erlaube, im unglücklichsten Falle mich als Ihre Verführerin zu nennen? Der Haß hat den deutschen Gefangenen in den Kerker geworfen, er ist kein Verbrecher, ich weiß das."

Der Gefangnen-Meister entgegnete nach langem Sinnen: „Ich zweifle nicht an Ew. Majestät Worten; aber haben Sie daran gedacht, daß eine wirklich gelungene Flucht aus den festen Mauern der Conciergerie immer noch keine Flucht aus Frankreich ist, daß der geringste Verrath ..."

„Ueberlassen Sie diese allerdings gerechte Besorgniß mir. Wenn man zu dem Einen sich entschließt, muß man auch das Andere ausführen."

Bault entfernte sich mit dem Versprechen, auf eine Art und Weise zu denken, wie der deutsche Gefangene zu retten sei, ohne daß irgend ein Verdacht auf ihn, den Gefangnen-Meister, kommen könne.

Zwei Abende später, ein recht stürmisches Wetter machte den Aufenthalt auf den Straßen unangenehm, hielt ein Fiaker in einer Entfernung von kaum dreihundert Schritten vom Justizpallast. Der Regen rauschte nieder, als wollte der Himmel eine Sündfluth über Paris ausschütten. Zwei Männer in Mäntel gehüllt, kamen eilig auf den Trottoirs daher. Der Eine trat an den Wagen und rief die Worte: „Es lebe der Kaiser!" laut hinein.

„Ja, er lebe lange!“ war die leise Antwort einer weiblichen Stimme.

„Rasch hinein, Glück auf Ihren Weg!“ flüsterte der Mann seinen Gefährten zu und wenig Sekunden später rollte der Fiaker rasch davon. Ein tiefes Schweigen waltete zwischen den Darinsitzenden.

Vor einem Hotel der Straße Honoré hielt der Wagen. „Geben Sie mir den Arm und folgen Sie mir, mein Herr,“ sagte die Dame leise — „ich werde Sie führen.“

Der, zu welchem diese Worte gesprochen wurden, schien zu sehr von Erstaunen gefesselt zu sein, um antworten zu können; aber er befolgte willig die Weisung und führte seine verschleierte Gefährtin, deren Arm er in dem seinen heftig zittern fühlte, die breite, wohlerleuchtete Treppe des Hotels hinan. Den Mantel hatte er nach einer ihm schon von seinem früheren Begleiter, welcher ihn zum Wagen geleitete, ertheilten Anweisung im Fiaker liegen lassen, welcher, nachdem seine Passagiere ausgestiegen waren, rasch davon fuhr. Der Mann befand sich in einem so anständigen und ihn wohl kleidenden Costüm, als der Eintritt in ein nobles Haus verlangte. Seine Dame führte ihn hinauf. Auf dem Perron der ersten Treppe sagte sie einige Worte zu einem in grüner, silberbetreßter Livree, wie es schien, ihrer harrenden Lakai, welcher sich tief verbeugend gegen ihren Begleiter, denselben einlud, ihm zu folgen. Die Dame entzog ihm schnell den Arm und schlüpfte

eiligst einen Corridor entlang, während der Lakai eine andere Richtung einschlug und am Ende der Zimmerreihe vor einem derselben stehen blieb, es öffnete und sich verbeugend sagte: „Treten Sie ein, mein Herr, es ist Alles für Sie bereitet.“

Schweigend, wie bisher, gehorchte er, hinter ihm schloß sich die Thür, der Schlüssel wurde von dem außenbleibenden Lakai abgezogen. Das Zimmer war durch zwei Kerzen erleuchtet und wohl durchwärmt.

„Wo bin ich?“ fragte sich der Fremde — „wer sind Die, welche solchen Antheil an meinem Schicksal nehmen?“ Nach einer Pause legte er die Hand sinnend an die Stirn und fragte sich: „Sollte Aurelie Theil an meiner Rettung haben? Ich glaube es, — wer hätte sonst wissen können, daß ich ein unglücklicher Bürger jenes furchtbaren Steinkerkers sei!“

Als er an den Tisch trat, erblickte er zwischen den beiden Leuchtern ein kleines versiegeltes Billet mit der Aufschrift: „An den Befreiten,“ liegen. Er erbrach es rasch, der Inhalt bestand in den wenigen Worten: „Sie sind vorläufig in Sicherheit, und man wird Mittel finden, Sie glücklich über die Grenzen Frankreichs zu bringen. Verbrennen Sie dies Billet, sobald Sie es gelesen, sogleich im Kamin, unsre Sicherheit gebietet Ihnen die pünktliche Befolgung dieser Vorsichtsmaßregel.“

„Ja, die Dankbarkeit fordert diese Vorsicht!“ rief Eugen und blickte sich nach dem Kamin um, in den er

das am Licht angezündete Billet warf und es zu Asche werden sah. Man hatte für Alles Sorge getragen, ein Fläschchen sogar und ein leichtes Abendbrot fand er auf einem Tische bereitet. Ein anstoßendes Cabinet barg ein gutes Bett und einen Waschtisch.

Die Wandlung seines Geschickes schien ihm ein Traum, über dessen Wirklichkeit er sich nur allmählig vergewissern konnte, denn die Extreme, die sich in und an ihm berührten, waren zu grell. Vor drei Stunden noch war er ein armer trostloser Gefangener, der traurig und sein Dasein verwünschend auf das Strohbett sich niederwarf. Dunkelheit des früh einbrechenden Abends hüllte seinen Kerker ein. Da hörte er plötzlich die Schlüssel an seiner Thür klimpern. Es war eine ungewöhnliche Zeit, daß man aufschloß. Herr Bault trat ein, einen Pack unter dem Arme, die Laterne in der Hand, ihm folgte der Unterarzt des Hauses, den er durch die fast täglich wiederkehrenden ärztlichen Visitationen kannte und welcher eine in graue Leinewand verhüllte Last, die über seinen Kopf emporragte, mit beiden Armen umfaßt, trug. Eugen hatte sich erhoben, mit Erstaunen sah er, daß der Arzt, von Herrn Bault unterstützt, seine Last zu dem von Eugen eben verlassenen Strohlager trug und darauf niederfallen ließ.

„Ziehen Sie sich schnell aus, selbst das Hemd und die Strümpfe und legen Sie die Kleidungsstücke an,“ sagte der Gefangnen-Meister zu ihm — „fragen Sie nicht,“ fuhr er fort, da er bemerkte, daß Eugen voll Erstaunen eine

Entgegnung thun wollte — „hier ist Einer an Ihrer Stelle, dem es ganz gleich ist, wo er schläft.“

Eugen warf den Blick auf den langen Pack, auf den Herr Bault zeigte und den der Unterarzt so eben aufwickelte. Voll Entsetzen fuhr er zurück, er sah aus der Verhüllung einen todten nackten Körper auf das Stroh herauskollern.

„Sie begreifen, daß das zu Ihrer Rettung geschieht und Sie alle Ursache haben, die Kleidung dieses Hauses Ihrem Stellvertreter sobald als möglich abzutreten und diese mitgebrachte dafür anzulegen,“ sagte Herr Bault.

„Frei?! ich soll frei werden?“ schrie Eugen auf. —

„Wollen Sie mich und diesen Herrn unglücklich machen, daß wir es wagen, einen Gefangenen ...“

„Nein, nein, ich will schweigen,“ unterbrach ihn Eugen — „aber mein Herz zittert, meine Hände ... stehen Sie mir bei. Ach, das Glück schlägt uns eben so nieder, wie das Unglück.“

In der That bedurfte er Herrn Baults Beistand nothwendig, da der Gedanke, frei zu werden, ihn wie Fieberschauer durchzitterte. Während er die mitgebrachte Wäsche und Kleidung anlegte, unterzog sich der Arzt der Mühe, den auf dem Strohlager liegenden Leichnam zu bekleiden.

„Wer ist mein Stellvertreter?“ fragte Eugen.

„Ein wahnsinnig gewesener Unglücklicher, der im Hotel Dieu zum Fenster herausgesprungen und das Genick

gebrochen hat, sein Gesicht ist nicht mehr zu erkennen, so zerschlagen ist es. Er konnte nichts Gescheidteres thun, als diesen Sprung; wir brauchten für Sie, mein Herr, Jemand, der kein Gesicht mehr hat," sagte der Arzt scherzend — „ich habe ihn mit Vergnügen gekauft."

Als Eugens Umwandlung geschehen war, verließen sie den Kerker, den Bault leise und vorsichtig zuschloß.

Und jetzt — jetzt! welcher Contrast in seiner Lage!

Obwohl die Aufregung in ihm, welche eine natürliche Folge dieses Ereignisses war, den Schlummer von seinen Augen scheuchte, so wurde ihm diese Nacht doch nicht lang, eine Fluth von Gedanken wogte ihm durch den Kopf und als er mit Anbruch des Morgens endlich einschlief, hatte sich die Ueberzeugung bei ihm festgestellt, daß Aurelie die Urheberin seiner Rettung sei.

Erst gegen Abend erwachte er und derselbe Lakai, welcher ihn gestern eingeschlossen, brachte ihm Speise und zugleich die Meldung, daß er ihn später zur gnädigen Frau abholen werde.

Dies Später verzog sich bis zur zehnten Abendstunde, dann erst trat der Lakai wieder ein und führte ihn zur Herrin des Hauses, zu Frau von Krüdener.

Er hatte geglaubt, Aurelie zu erblicken und diese Enttäuschung consternirte ihn für den ersten Moment nicht wenig. „Mein Herr," sagte Frau von Krüdener — „ich werde mich sicher nicht irren, wenn ich behaupte, Sie erwarteten Jemand Anderes, Jemand Bekanntes statt

meiner. Ich will Ihnen wenigstens die Gewißheit geben, daß diese Ihnen bekannte Person die Urheberin Ihrer Rettung ist. Begnügen Sie sich damit, fragen Sie nach nichts weiter."

„Aurelie ist also ..."

„Keinen Namen, mein Herr. Ein Geheimniß wie das Unsere oder das Ihre erfordert eine solche Diskretion. Ich hoffe, daß Sie dieselbe nicht unbeobachtet lassen. Ueber Ihre Zukunft, das heißt über das Mittel, Sie sicher über Frankreichs Grenze, die Ihnen unheilvoll ist, zu bringen, wird die Sorge Derer sein, die bei Ihrer Rettung thätig waren. Ich ließ Sie deshalb rufen, um Sie zu fragen, wohin Sie gebracht zu sein wünschen?"

„O meine namenlose gütige Beschützerin, wenn mir eine Wahl gestattet ist, so entscheide ich mich für Sachsen. Ich bin dort nicht fremd, ja, eine Sache von höchster Wichtigkeit, von größtem Einflusse auf mein ganzes künftiges Leben macht es mir zur Pflicht, mich nach Sachsen zu begeben. Erlauben Sie mir, Ihnen meine Dankbarkeit dadurch zu bezeigen, daß ich Ihnen aufrichtig Alles erzähle, was mich dorthin zieht."

Eugen entwarf ihr in Kürze eine Schilderung der Ursache, welche ihn vor drittehalb Jahren nach Sachsen geführt hatte.

„Nun, mein Herr, dann darf ich Ihnen die erfreuliche Kunde geben, daß Sie diejenigen, die Sie in Sachsen aufsuchen wollen, als meine Verwandten morgen bei

mir sehen werden. Und somit fühle ich die Nothwendigkeit, auch Ihnen mich zu entdecken.“ Frau von Krüdener nannte ihm ihren Namen, sagte ihm, daß sie eine geborene Wittinghof und zwar der Linie dieses alten Geschlechtes angehöre, welche in Kurland als Stamm dieses Adelshauses seit Jahrhunderten bestehe. Es sei für sie eine besondere Freude gewesen, gestern die verwitwete Baronesse von Wittinghof aus Sachsen, deren Tochter und Schwiegersohn, den Herrn Grafen Luszczewski kennen zu lernen, welcher Letztere mit beiden Damen eine Reise nach Amsterdam beabsichtige, um ein der dortigen Bank anvertrautes Capital zu heben.

Es wäre grausam, Ihnen das Wiedersehen der Baronin vorzuenthalten. Da sie Witwe ist, wird sie Ihnen auch Alles auf Ihre Verhältnisse Bezügliche mittheilen können, denn es läßt sich erwarten, daß der verstorbene Baron sie mit Allem bekannt gemacht habe,“ redete Frau von Krüdener. „Jedoch lege ich Ihnen die Pflicht ob, unter keinen Umständen mein Haus zu verlassen oder ohne meine Erlaubniß sich den Gesellschaften zu zeigen, die es besuchen. Ihre Loosung ist: „Geheimniß.“

„Eine Bitte lassen Sie mich noch aussprechen, gnädige Frau, eine einzige,“ rief Eugen. „Darf ich der Hoffnung Raum geben, die zu sehen, der ich meine Befreiung verdanke?“

„Wenn es die Umstände erlauben, vielleicht.“

Die Stunden schlichen nun dem Freigewordenen und

doch immer noch in Haft Befangenen langsam und träge dahin. Seine im Kerker der Conciergerie durch die Einförmigkeit des traurigen Aufenthalts matt gewordene Phantasie trat jetzt wieder in alle ihre Rechte ein. Er glich einem Kinde, das einem Freudentage entgegensieht und im Uebermaaß seiner Gefühle sich nicht zu lassen weiß, Alles in seinem Freudentaumel und in seiner Erwartungslust in den lebhaftesten Farben erblickt und von einem Gegenstande zum andern springt, ohne sich selber sagen zu können, warum es so unruhig und unstät ist. So auch harrte Eugen von Güldenstern des kommenden Tages. Der lange Schlaf, der ihn bis zum Abend an's Bett gefesselt hatte, vergönnte ihm nicht die Nacht wieder zu schlafen, er brachte sie also bis gegen Morgen wachend zu. Alle Erinnerungen von früher durchströmten seinen Geist, wie bunte hüpfende Lichter blitzten sie Alle auf- und durcheinander. Da lebte er im Geiste in Ettenheim und saß neben der schönen und sanften Aurelie, die er so sehr geliebt hatte, und wie er sich hineindachte in diese glücklichste Zeit seines Lebens, da gesellte sich wunderbar die Erinnerung an die Pastorin hinzu, als ob sie dazu gehöre. Das blasse, freundliche Antlitz der ehrwürdigen Matrone lächelte ihn an und ihr Blick wandte sich auf Aurelien mit einer Innigkeit, als wollte sie sagen: „Dich liebe ich auch, wie Dich.“ Und aus diesen schönen, beglückenden Phantasieen riß ihn die Erinnerung an den Direktor der Geheimpolizei, seinen Verfolger. Es war als wenn sein Herz kalt werde bei

dem Gedanken an diesen Mann, der ihm wie ein Gespenst des Fluches erschien zu Ettenheim, zu D*** im Schloßgarten des Barons von Vittinghof. Aber auch diese Erinnerung des Schreckens verließ ihn und eine andere reihte sich an, die, an den unglücklichen gebrechlichen Donat. Wie Aurelie und die Pastorin war Donat für ihn ein Lichtbild, ein wohlthuender, freundlicher Gedanke, bei dem er lange, lange verweilte. Ach, je mehr er sich mit dem Denken an diesen Armen beschäftigte, desto mehr und inniger fühlte er sich zu ihm hingezogen. Es war ihm, als knüpfe sich jetzt in dieser Stunde eine recht innige Freundschaft zwischen ihm und dem Unglücklichen, der so weit entfernt von ihm lebte und den er wieder zu sehen hoffte. Ein wunderbares Gefühl stieg in seinem Herzen auf, ein Gefühl, das einer schmerzlichen Freude glich. Und wie die Phantasieen allmählig sich, als der Schlummer ihm die Augen schloß, verdunkelten, traten sie wieder im Traume vor ihn hin, als lebende Gestalten, ausgestattet mit der Zauberkraft jenes wunderbaren unergründeten Reiches, dem sie entsprossen. Und wieder kamen alle die Bilder vor seine von dem Aeußeren abgewandte Seele, er lebte in ihnen, mit ihnen, das wirre Treiben des Traumes umtanzte ihn wie die Wogen eines Seees das Schifflein, dessen Ruderer kräftig die Fluth theilen. Eine der Erinnerungen, deren er nur selten gedachte, gewann aber Herrschaft über all' die andern. Es dünkte ihm noch die lustige Knabenzeit zu sein, wo er im Hause der Frau von Salza, seiner Er=

zieherin, lebte. Da stand er wieder an ihrem Arbeitstische, das geheime Fach that sich vor ihm auf, das Medaillon mit den beiden Portraits lag vor ihm. Und wie er es in die Hand nahm und anschaute, da wuchsen wunderbar die Bilder zu großen Gestalten und gewannen Leben und Bewegung. Es war ihm, als sprächen sie zu ihm, aber er verstand sie nicht, sie waren nicht wie er, Menschen, duftige Gestalten nur, die ihn umkreis'ten und mit Mienen des Kummers auf ihn schauten. Und neben ihnen erhoben sich wieder andere Nebelbilder, aus denen die Gestalten heraustraten und, je näher sie an ihn heranschwebten, desto deutlicher von ihm erkannt wurden. Da schaute er die Pastorin, seltsam geschmückt mit einem weißen Rosenkranze, aber er war zerrissen, die Rosenblätter flatterten um sie herum und neben ihr erkannte er Aurelien, die das Haupt an ihre Brust lehnte und todtenbleich aussah. Und der gebrechliche Donat hüpfte plötzlich wie ein lustiger Spukgeist neben Beiden auf und sprang auf ihn zu, ihn umhalsend und mit ihm im Kreise herumwirbelnd, daß der Athem ihm stockte unter dem wilden Drehen und Springen. Wie der Donat losließ, da standen sie Alle da, der Pastor, der geheime Polizei-Direktor, der Baron und die Baronin von Wittinghof, deren Tochter mit ihrem Bräutigam und Pastors Philippine mit der theilnahmlosen, eisigen Miene im Antlitz. Sie blickten auf ihn mit stieren Augen, als wären sie Alle schon lange eine Beute des Grabes gewesen und stünden jetzt auf aus der Nacht ihrer Vergangen-

heit und wollte ihn mit hinunterziehen in diese. Eine entsetzliche Angst bemächtigte sich seiner und doch konnte er nicht fliehen, bleischwer lastete es in seinen Füßen. Da aber fühlte er ein sanftes Wehen um sich, das sich an sein geängstetes Herz legte wie Friedenshauch. Die beiden Gestalten aus dem Medaillon und die der Pastorin, die Aurelie im Arm, an ihrer Brust hielt, nahten sich ihm, sie beschützten ihn, indem sie ihn in ihre Mitte nahmen und ihn umfingen, ohne daß er eine Berührung dadurch fühlte; aber seine Angst ging aus dem Herzen, eine Empfindung wie Schwäche bemächtigte sich seiner, seine Augen schlossen sich — eine tiefe Ruhe und Frieden umgab ihn, der bunte Traum entschwebte — als er aufwachte, stand er aber lebhaft vor ihm als eine wunderbare Erinnerung, die ihn in den Stunden seiner Einsamkeit beschäftigte.

An demselben Tage schaute Paris wieder ein glänzendes Fest. Die Eröffnung des gesetzgebenden Körpers wurde von Napoleon mit großer Pracht begangen. Die Notre Dame war so mit Menschen angefüllt, daß der Sinn des Sprichworts: „Es hat kein Apfel zu Boden fallen können" sich vollkommen bestätigte. Der Kaiser mit der Kaiserin und seinem ganzen prächtigen Gefolge, wohnte dem Te Deum bei, mit dem die Eröffnungsfeier begangen wurde. Auch der König von Sachsen begleitete den Kaiser, wie er ihm später nach dem Pallast des gesetzgebenden Körpers folgte, wo der stürmischste Jubel den Imperator begrüßte. Als Alles vorüber war, begab man sich in die Tuilerieen zurück, wo

für den Abend ein glänzendes, kostspieliges Gastmahl die Feier beschließen sollte. Diejenigen Sachsen von Hoffähigkeit, welche sich gerade anwesend in Paris befanden, bildeten eine Art kleine Suite bei ihrem Monarchen, sie waren dadurch sicher, für sich überall Zutritt bei den Festlichkeiten zu gewinnen, die das große Paris begeisterten. Auch Lieutenant Graf Luszczewski hatte diesen Rath befolgt und so für sich und seine Gemahlin und seine Schwiegermutter, die Baronin von Vittinghof Zutritt bei dem **Te Deum** erhalten. Sie erneuten bei dieser Gelegenheit eine Bekanntschaft. Auf der Säulen-Gallerie in der Notre Dame, welche um deren Schiff und Chor läuft und wo man aus Artigkeit den Fremden eine besondere Abtheilung angewiesen hatte, trafen sie mit Herrn Lescours zusammen. Man unterhielt sich und Herr Lescours bedauerte, daß es gerade solch eine widerliche Veranlassung gewesen sei, sich ihnen bekannt zu machen. Er wünschte, daß er jetzt Gelegenheit fände, ihnen mehr Freuden verursachen zu können, wobei er ihnen zugleich, seine Karte überreichend, seinen Beistand anbot, wenn sie als Fremde denselben vielleicht bedürften. Die Baronin schien in seiner Gegenwart gedrückt, sie konnte eine große Unruhe nicht verbergen. „Fragen Sie doch, Graf, was mit dem Menschen geschehen ist, der damals bei uns verhaftet wurde,“ flüsterte sie ihrem Schwiegersohne zu, der nicht ermangelte, diese Frage an den Mann zu bringeu.

„Der,“ entgegnete Lescours lachend — „der hat vor zwei

Tagen sein Auferstehungsfest gefeiert. Sie werden diese Bezeichnung nicht verstehen, mein Herr, sie bezeichnet nichts weiter als die einfache Thatsache, daß er sich im Kerker entleibt hat."

Die Baronin schien so sehr von dieser Nachricht berührt zu sein, daß sie unwillkürlich einen Laut des Schreckens ausstieß.

„Er ist todt?" fragte sie nach einer Weile.

„Ja, Madame," antwortete Lescours — „er ist todt."

Lescours Blick weilte mit einem Spotte auf der Baronin, daß sie den Blick zu Boden schlug.

Graf Luszczewski flüsterte ihr einige Worte zu, welche jedenfalls eine Mahnung enthielten, sich zu fassen, denn es war augenscheinlich, welche Gewalt die Baronin sich anthat, um wenigstens scheinbar sich zu beherrschen. Ihre Tochter, Luszczewski's Gemahlin, nahm an diesem Wiedersehen keinen weitern Antheil; der Glanz, der das Innere der Kirche erfüllte, beanspruchte sie ganz und gar. Außer dem Kaiser, der Kaiserin und dem glänzenden Gefolge befanden sich hier die Napoleon befreundeten Könige von Sachsen und von Würtemberg, welcher Letztere für die Pariser, seines körperlichen Umfanges wegen, ein Mirakel war, das stark auf ihre Lachmuskeln wirkte und auf den der deutsche Volkswitz sogar bei dem später in Wien stattfindenden Congreß eine Carricatur machte, indem man ihn bildlich mit dem ungeheuern Bauche darstellte, wie er sich vergebens bemüht, über denselben hinweg auf eine Karte

von Würtemberg, die ihm statt Schuhschnalle dient, zu blicken und verzweiflungsvoll ausruft: „Ich kann mein Königreich nicht übersehen!“ Außer diesen beiden Königen befanden sich der prachtliebende König von Neapel, dessen Geschmack an brillanten Kostümen, nach Napoleons Ausdruck, stark an Franconis Kunstreitergesellschaft erinnerte und der sich zu dieser Feierlichkeit auf's Uebertriebenste herausgeputzt und mit Orden und großen Kreuzchen behangen hatte; der König von Westphalen, der für diesen Tag den geschmackvollsten Anzug unter allen Anwesenden trug, nämlich eine Tunika von weißem Atlas, deren Gürtel reich mit Perlen und Diamanten besetzt war, ein Halskragen von prächtigen Spitzen lag auf seinen Schultern und eine schwarzsammtne Toque mit weißen Federn geschmückt, ruhte vor ihm auf dem Betpult. Der Kaiser trug heute seinen vollständigen Krönungsanzug und einen Federhut, den er beständig in der Hand hielt und zuweilen vor den Mund drückte, da ihm die kirchliche Ceremonie viel Langeweile und Gähnen verursachte.

Fast schien es, als repräsentire diese kaiserliche, königliche und fürstliche Versammlung den Glanz Europa's, denn wo das Auge nur hinblickte, traf es auf Pracht, die Prälaten unterstützten sie durch den Prunk ihrer von Edelsteinen, Gold und Silber blitzenden Gewänder. Die Damenwelt war natürlich in der Bemühung zu glänzen nicht zurückgeblieben; aber Glanz und Pracht bieten keine Folie für Herz und Gemüth. Die Kaiserin in ihrem mit Gold

und Silber durchwirkten und von Diamanten, in denen sich das Lichtergefunkel von den zahllosen flammenden Kerzen wiederspiegelte, von oben bis unten bedeckten Kleide, dem fast unschätzbaren Schmucke, den sie im Haare trug, wies ein leidendes blasses Antlitz, welchem das Weinen näher als die Freude war. Ebenso bleich wies sich die Königin Hortense. Heiter und den Ausdruck des Vergnügens in allen Zügen, erschienen Prinzeß Pauline und die Fürstin Borghese, beide in ihren Kleidungen das Ausgewählteste, was nur der Luxus ersinnen kann, zur Schau tragend. Wenn das Auge auch anfänglich alle diese glänzenden Gestalten mit Staunen überflogen hatte, so fühlte das Herz doch nur geringe Befriedigung dabei, weil es nur Pracht sah und ganz unverhältnißmäßig wenig von der wohlthuenden Empfindung genoß, sich ergriffen und erhoben zu wissen. Der Anblick der Kaiserin wirkte sogar schmerzlich berührend — ach, Edelsteine und funkelndes Gold verhüllten ihr gebrochenes Herz. Die beiden einzigen Personen, deren Anblick ein wohlthuendes Gefühl auf den denkenden Zuschauer übte, war die Kaiserin Mutter und Friedrich August von Sachsen. In dem römischen dunkeln Antlitz dieser Matrone ruhte der sinnige Ernst einer Freude, welche gleichsam ihr ganzes Wesen durchgeistigte; es war der Mutterstolz, den Madame Lätitia nicht zur Schau trug, sondern den sie wirklich empfand; es war eine Wahrheit, die unter den aufgeputzten Lügen wohlthätig wirkte. Entgegengesetzt wies sich der Eindruck, der von dem Könige von

Sachsen ausging. Er schien in seiner weißen Uniform mit rothem Kragen und Aufschlägen, die allerdings reich mit Silber gestickt waren und dem langen Zopfe Repräsentant vergangener Zeiten unter dieser schimmernden Menge von Leuten der Gegenwart. Der Ausdruck seines ernsten Gesichtes wies das Durchdrungensein von der Heiligkeit des Gottesdienstes, dem er beiwohnte, während die glänzenden Personen um und neben ihm im Verein mit der Clerisei die religiöse Feier zu einem Schauspiele, wie Parade oder große Opern sind, profanirten.

Die große Glocke von Notre-Dame, deren Schall man drei Meilen in die Runde von Paris hört, verkündete das Ende des **Te Deum laudamus**, die Volksmenge wogte nach dem Pallast des gesetzgebenden Körpers.

Ermüdet von dem Prunke, denn nach der vollzogenen Eröffnungsfeierlichkeit hatte der Kaiser noch den Gesandten Audienz gegeben, hatte er sich in einen Armsessel geworfen und durch einen Wink Alle, außer Friedrich August seinen treuen Freund, wie er ihn nannte, von sich entfernt. Es lagerte eine tiefe Ruhe in dem Gemache, endlich sagte der König:

„Sire, eine kurze Erholung wird Ew. Majestät wohlthun. — Ich werde mich entfernen.“

Napoleon schien in der That angegriffen. „Sire, bleiben Sie,“ sagte er — „es ist mir lieb, Sie bei mir zu wissen. Geben Ew. Majestät nicht dem Gedanken Raum, als hätte ich ein so unwiderstehliches Bedürfniß nach Ruhe, es ist

wahr, daß mich eine Schlacht weit mehr in Anspruch nimmt, als ein Te Deum, aber die Langeweile bei einer Ceremonie ist weit anstrengender -- wenigstens für mich."

Friedrich August antwortete nichts darauf, die Frömmigkeit war der Fond seines Herzens, er konnte nur den beklagen, der nichts davon in sich verspürte. Napoleon, dessen Geist sich ohne Unterlaß mit Plänen und Entwürfen beschäftigte, blieb eine Weile vor sich hinsinnend, dann wendete er sich plötzlich zu dem König und fragte: „Sire! woran denken Ew. Majestät jetzt?"

„Ich wünschte, daß Ew. Majestät eine andere Ansicht von dem Wesen der Kirche hätten," war die aufrichtige Antwort. „Gott hat Ihnen so viel Glück gegeben, Ihre Feinde gedemüthigt, und Sie denken nicht an ihn, von dem wir Alle doch abhängen. Das schmerzt mich."

Der Kaiser stand auf und schloß ihn in die Arme. „Mein theurer Freund, auch ich habe einen Glauben — er ist freilich ein anderer als der Ihre. Ich nenne das Schicksal meinen Gott. Ich zage nie um mein Leben, warum auch? es giebt für mich keine Gefahr auf dem Wege, den ich wandere. Menschliche Bemühungen werden nie etwas gegen mich ausrichten, bevor ich das mir gesteckte Ziel erreicht habe; keine Kugel, kein Dolch, keine Flamme hat eher Theil an mir. Mich zu tödten ist eine Unmöglichkeit. So lange mich das Schicksal als Werkzeug seiner Pläne braucht, bin ich unverletzbar — ist meine Stunde gekommen, dient ein Atom zu meiner Vernichtung."

„Der Fanatismus ist . . .“

„Der Gott des Soldaten, Sire,“ fiel ihm Napoleon in's Wort — „ich bin ein solcher.“

Wieder folgte eine Pause, dann blieb der Kaiser, der auf und abgegangen war, vor Friedrich August stehen und sagte:

„Sire, was meinen Sie, das ich jetzt denke?“

„Ich bin nicht allwissend, Ew. Majestät. Es dürfte schwer sein, dem Fluge Ihres Genius zu folgen.“

Napoleons Blicke flogen planlos im Zimmer umher, dann wurzelten sie eine Weile fest auf dem Boden und er sagte mit düsterm Tone: „Sire, zuweilen kommt eine Unruhe über mich, die mich mir selber feindselig gegenüber stellt. Wenn dies Frankreich, das ich so stolz, so schön, mit so vielen Opfern groß gemacht, nach meinem Tode zerstückelt würde, wie ein Gewand, um das man sich streitet? Der Gedanke ist entsetzlich, er entsteht in der Schärfe meines Blutes und kann mich wahnsinnig machen.“

„Aber, Sire! welchen Phantasieen geben Sie sich hin?“ rief Friedrich August.

„Nichts von Phantasieen — es ist Wahrheit, furchtbare Wahrheit. Der Norden — der Norden ist für Europa ein Gespenst — der letzte Kampf muß mit dem Norden ausgefochten werden, sonst wird der Süden von ihm verschlungen.“

Die Leidenschaftlichkeit, welche der Kaiser bei dieser Rede wies, deutete an, wie sehr ihn der drohende Gedanke

beschäftigte. Die Eigenthümlichkeiten seines Selbst in solchen Momenten, wo der ihn beherrschende Gedanke ihn zum Unterthan machte, völliges Vergessen aller Rücksichten bei ihm bewirkte, traten jetzt in aller Stärke hervor. Das heftige Spiel seiner Gesichtsmuskeln, die tiefe Röthe seiner Stirn und Wangen, die ungemeine Lebhaftigkeit seiner Gestikulationen war das unbestreitbarste Zeugniß, wie sehr ihn der Gedanke, dem er Worte geliehen, ergriffen hatte.

„Sire! Sire!“ rief er — „der russische Kaiser ist der einzige, den ich auf dem Gipfel des ungeheuern Gebäudes sehe. Bei seiner Jugend und Lebensfülle sind seine Kräfte noch im Wachsen, während die meinigen nach den unabänderlichen Naturgesetzen sich dem Abnehmen zuneigen. Mein Nachfolger — ha, mein Nachfolger! wer wird es sein? wird das Geschick mir einen Sohn, einen Erben meines Blutes geben? O Sire, ich möchte einen Sohn haben, ja einen Sohn, daß ich nicht wie ein reicher Geizhals dahinsterbe, der aufgespeichert hat, damit lieblose Erben an seinem Grabe über meine Thorheit lachen. Wird mir ein Sohn, dann muß zwischen dem Süden und Norden der Kampf um das Dasein des Letztern ausgefochten werden, die russischen Horden ihre Grenze jenseits des Borysthenes finden. Man muß das Gespenst Rußland vernichten, es ist eine gebieterische Nothwendigkeit. Italien, die Schweiz, Oestreich, das gesammte Deutschland muß dann meinen Adlern folgen, um diese Pflicht zu erfüllen.“

Die Aufregung des Kaisers hatte einen außerordent-

lichen Grad erreicht, er schnaufte wie ein von starkem Lauf erhitzter, der den glühendsten Athem aus der Brust ausstößt, seine Augen flammten wie zwei feurige Kugeln.

„Sire!“ sagte der König von Sachsen nach einer Pause — „Ew. Majestät überlasten mein Herz mit dem Geheimniß einer Zukunft, vor der ich bebe. Ich bin ein Fürst des Friedens, in dieser Bezeichnung habe ich jederzeit die Aufgabe meines Lebens gesucht. Wir können nicht alle Männer des Friedens sein, ich weiß das; aber, Sire, der Krieg ist eine Geißel der Menschheit, er ist ein Unglück, unter dessen Fußtritt Alles verödet. Sire, ich bin nicht zum Lobredner geboren, ich habe Ihre Macht bewundert, weil ich in ihr die Hand und den Willen des Allmächtigen erkenne — diese Erkenntniß hängt mit meiner religiösen Ueberzeugung eng znsammen. Werden Sie nicht selber der Apostel Ihres Unglücks, lassen Sie meine Meinung die eines Freundes sein.“

Napoleon schien während dieser besonnenen Rede ruhiger, gefaßter geworden zu sein. Er stand eine Weile still, dann drückte er die Hand des Königs warm und herzlich.

„Ja, Ew. Majestät sind unter allen in Purpur Gebornen der einzige aufrichtige Freund — ich erkenne das. Sie haben nicht nöthig erst auszusprechen, daß ich auf die, welche mein Waffenglück zu meinen Bundesgenossen machte, nicht mit der Zuversicht rechnen kann, wie auf Freunde; sie vergessen mir ihre Demüthigung nie; ober Oestreich wird durch

die Bande der Freundschaft gefesselt werden, Preußen durch Zwang. Sire, es war eine Schwäche von mir, diesen König nicht auszustreichen, ich bereue diesen Fehler unzeitiger Großmuth mehr und mehr; aber er entgeht diesem Schicksale nicht, denn ich hoffe, er bereitet es sich bald selber. Es ist mir nicht verborgen, daß man in Preußen im Stillen insurgirt. Sire! wenn die Linie der Hohenzollern ihr Geschick erfüllt hat und den Thron verläßt, dann ist er der Ihre."

„Nein, Sire, geben Sie den Gedanken auf — er ist kein Glück für mich, vielmehr eine Unruhe, eine Beängstigung. Ich strebe nach keiner Vergrößerung meines Landes durch ungerechtes Gut."

„Ungerecht!? wie, Sire, ungerecht?"

„Niemand würde das Ew. Majestät gesagt haben, lassen Sie diese Aufrichtigkeit das einzige Recht, den einzigen Anspruch meiner Freundschaft zu Ihnen sein. Sire, wenn die Allmacht jedes Haar auf dem Haupte des unbedeutendsten Menschen zählt, der wie ein Hauch in der großen Zahl der Menschheit verweht, um wie viel mehr ist ihr ewiges Auge auf die Könige gerichtet! Es ist etwas Großes um das Leben eines Königs, sein Richter ist Gott allein und die unparteiische Stimme der Nachwelt. Ich weise beharrlich jedes Erbe zurück, das eines Lebenden Eigenthum und ihm gewaltsam entrissen worden ist, das ungerechte Gut verschlingt das gerechte seines Besitzers, denn die Thränen

des Beraubten sind ein Fluch, der verdirbt. Ich will mein Gewissen frei von solchem Fluche erhalten."

Napoleon hatte ihm mit Ruhe zugehört. Der fast feierliche Ton, mit dem der König gesprochen, schien nicht ohne Einwirkung auf ihn geblieben zu sein.

„Sire!" rief er nach einer Weile — „Ew. Majestät sind ein aufrichtiger Freund!" —

Dann ging er schweigend, die Hände auf den Rücken gelegt, einige Male auf und ab und somit war dies Gespräch, das dem Fürsten des Friedens und der Gerechtigkeit einen tiefen Blick in die unablässig mit Plänen und Entwürfen sich tragende und gleichsam die Ereignisse der Zukunft ahnende und sie gleichsam zubereitende Seele vergönnt hatte, geendet.

Ehe ihn Friedrich August verließ, sagte der Kaiser zu ihm:

„Meine Gemahlin bedarf eines Freundes, der zu ihrem Herzen spricht, der Kummer verwüstet sie — ihr Anblick hat mich heute tief ergriffen. Sire! sagen Sie ihr, was Sie mir gesagt haben, daß es etwas Großes um das Leben der Könige ist und Gott und die unparteiische Stimme der Nachwelt allein ihr Richter."

Während im Zimmer des Kaisers diese ernste Scene vorging, fand in der Wohnung der Frau von Krüdener ein nicht minder ernster Auftritt statt.

Die Baronin von Vittinghof nebst ihrer Tochter und deren Gemahl, Lieutenant Graf Luszczewski, war daselbst

zu Besuch erschienen. Die Unterhaltung drehte sich um das Ereigniß des Tages, um die große Feierlichkeit von Notre-Dame. Die Baronin sagte:

„Wir werden dieses festlichen Tages als einer besondern Gunst des Glückes gedenken, da wir das Vergnügen hatten, alle berühmten Personen des Kaiserhauses zusammen zu sehen.“

Frau von Küdener bemerkte im Verlauf des Gespräches, daß auch sie dazu beitragen wolle, ihr noch am heutigen Tage eine Freude zu bereiten, welche sie sicher nicht ahne. Die Baronin fragte lächelnd:

„Also eine Ueberraschung haben Sie uns aufgespart?“

„Die für Ihr Herz ein großer Trost sein wird, das bin ich überzeugt,“ — bejahte die Krüdener.

Der Lakai meldete Madame Lescours.

Die Baronin sowohl als ihr Schwiegersohn, Graf Luszczewski, beeilten sich Madame Lescours die Freude auszudrücken, ihre Bekanntschaft machen zu können, da ihnen schon früher das Vergnügen zu Theil geworden sei, die ihres Gemahls zu machen, den der Zufall heute in der Notre-Dame ihnen wieder hätte begegnen lassen.

Der Name Vittinghof war für Aurelie ein verhängnißvoller, denn er rief die Erinnerung an die Tage von Ettenheim in ihr Gedächtniß zurück, und Alles was mit jener Zeit in Verbindung stand, griff tief in ihr Herz ein. Sie entsann sich, daß damals Eugen von Güldenstern im Begriffe stand, zu dem Baron von Vittinghof zu reisen, sie

wagte jedoch nicht zu fragen, ob er später dort gewesen, da seine durch Lescours in Sachsen erfolgte Verhaftung darauf hindeutete oder wenigstens vermuthen ließ, daß Eugens damaliger Aufenthalt in Sachsen nur allein die Ursache, mit dem Baron, an den ihn seine Erzieherin gewiesen, seine Abkunftsverhältnisse zu ordnen, zur Grundlage gehabt haben könne.

Aurelie fragte deshalb nicht, um ihre Bewegung nicht zu verrathen. Sie war zu Frau von Krüdener in der Absicht gekommen, zu hören, ob diese mit Eugen gesprochen. Die Anwesenheit der Baronin und ihres Schwiegersohnes nebst seiner Gemahlin vereitelte die Erfüllung ihrer Erwartung in dieser Beziehung, weswegen sie auch einen schicklichen Vorwand aufsuchte, sich bald zu entfernen.

Frau von Krüdener begleitete sie aus dem Empfangzimmer.

„Liebe Freundin, treten Sie in dies Gemach, Sie können da Zeugin einer Ueberraschung sein, die Ihrem Herzen Freude gewähren wird. Haben Sie keine Furcht, daß Jemand Sie hier bemerken kann, die Thür zum Empfangzimmer ist geschlossen und diese hier verriegeln Sie hinter sich," flüsterte Frau von Krüdener leise, Aurelie in das an das Empfangzimmer anstoßende Gemach drängend.

„Keine Frage, meine Theure — leisten Sie mir Gehorsam, sehen Sie mich als Ihre mütterliche Freundin an." Unter diesen Worten zog sie leise die Thür hinter Aurelie zu, die, wie ihr befohlen, den innern Riegel vorschob.

Aurelie Lescours befand sich nun allein in dem Gemache und war verwundert, daß sie Frau von Krüdener nicht sogleich wieder in das Empfangzimmer zurückkehren hörte. Die in dem letztern Zurückgebliebenen unterhielten sich in deutscher Sprache, was Aurelie verstand. Die Reden waren jedoch zu unbedeutend, um ihnen auch nur eine geringe Aufmerksamkeit zu widmen. Nach einigen Minuten hörte sie jedoch die Thür des Empfangzimmers öffnen und fast gleichzeitig drang der Schrei einer weiblichen Stimme zu ihrem Ohre. Sie erschrak nicht wenig, da sie im ersten Moment sich die Ursache gar nicht denken konnte, aber der Ruf von Frau von Krüdener: „Um Himmelswillen, liebe Baronin, was überkommt Sie? — wovor erschrecken Sie? Erkennen Sie Herrn Eugen von Güldenstern nicht?“ überzeugte sie, daß Frau von Vittinghof die Urheberin dieses Schreckenslautes sei.

„Ach, es ist sein Gespenst, er ist es nicht selber, er ist todt, ich weiß es — Herr Lescours hat es gesagt,“ stöhnte die Baronin.

„Nein, Frau Baronin, Lescours, der Schändliche, ist getäuscht. Man hat mich aus dem furchtbaren Kerker gerettet, in welchen er mich gestoßen!“ rief Eugen. „Fühlen Sie meine Hand, die ich Ihnen zum freudigen Wiedersehen biete, ich lebe, — kein Todter, kein Gespenst steht vor Ihnen — ich bin es selbst.“

Aurelie zitterte, als sie Eugens Stimme vernahm; aber es war kein Zittern des Schreckens, nein, der Freude,

denn sie wußte ihn gerettet, befreit aus den entsetzlichen Mauern der Conciergerie.

Es dauerte indeß noch eine Weile, ehe sich die Baronin gefaßt hatte; aber was sie sprach war unsicher, immer schimmerte die Angst, welche ihr diese Ueberraschung bereitet, in ihrem Tone durch. Auch den Schwiegersohn der Frau Baronin erkannte Eugen als einen der beiden sächsischen Offiziere, welche bei seiner Verhaftung im Schloßgarten des Barons zugegen gewesen.

Graf Luszczewski nahm jetzt ausschließlich das Wort.

Er sagte Eugen, daß der Baron todt sei und seine Witwe ihrem Sohne Donat ein Paket mit dem Salza'schen Siegel übergeben habe, für den Fall, daß der Letztere sich noch am Leben befinde und nach D... komme. Heute jedoch hätten sie diese Hoffnung, ihn am Leben zu wissen, gänzlich aufgegeben, da Herr Lescours, derselbe, welcher Eugen verhaftet, ihnen die Nachricht von seinem Tode mitgetheilt habe.

Graf Luszczewski zeigte die größte Freude, jetzt im Stande sein zu können, zu der vollkommenen Rettung Eugens etwas beitragen zu können, indem derselbe keine bessere Gelegenheit finden dürfte, um, wenn auch auf einem Umwege, doch in der Mitte von Freunden, also sicherer wie unter Fremden, nach Sachsen zu gelangen.

„Sie begleiten uns nach Amsterdam, wo wir einige Tage verweilen und dann ohne Anfenthalt nach Dresden zurückkehren. Nehmen Sie dies Anerbieten als von Freun-

den, die herzlichen Antheil an Ihrem Schicksale nehmen, ausgehend an, und sein Sie überzeugt, daß wir für Ihre Sicherheit die größte Sorge tragen werden."

„O mein Herr, wie soll ich Ihnen meinen Dank aussprechen!" rief Eugen aufglühend. „Frei werden! gerettet aus dem qualvollen Dasein eines armen Gefangenen! Dies Glück kann nur der empfinden, welcher jahrelang geschmachtet und alle Hoffnung auf eine Erlösung aufgegeben hat. Ja, ich nehme Ihr Anerbieten an, vielleicht kommt ein Tag, wo ich Ihnen Ihre Freundschaft, Ihre Theilnahme vergelten kann."

Frau von Krüdener bemerkte, daß, so leid es ihr auch thue, jetzt als Störerin dieses freudigen Wiedersehens erscheinen zu müssen, doch eben die Sicherheit Eugens das strengste Geheimniß erfordere, weshalb sie darauf zu bestehen sich gezwungen sähe, ihn jetzt in sein Asyl zu entfernen. „Gehorsam gegen diese unabänderliche Nothwendigkeit ist Ihre Pflicht, Herr von Güldenstern, denn nicht Sie allein trifft der Verrath, auch mich — ich habe schon viel gewagt Sie hierher zu führen, wie leicht könnte ein Zufall Jemand, obwohl heute Paris von dem Interesse der Schaulust gefesselt wird, zu Besuch herführen und ein geringer Umstand dazu beitragen, uns in die Gefahr der Entdeckung zu bringen."

„Ja, edle Frau, ich folge Ihrer Weisung," entgegnete Eugen. „Frau Baronin, wenn mein Anblick Sie anfänglich auch erschreckte, da Sie Lescours' Mittheilung für wahr hielten, so tauschen Sie doch jetzt das schöne Bewußtsein

dafür ein, daß Sie einem, durch die niederträchtigste Bosheit Verfolgten, eine Helferin, ein Beistand werden. Ihre Fürsorge hat die mir gehörende Hinterlassenschaft meiner Erzieherin treu bewahrt. Welche Zukunft mir auch bevorsteht, denn ich erwarte, daß eben diese Hinterlassenschaft dieselbe bestimmen wird, Ihnen danke ich sie, Sie haben den Willen Ihres Gemahls erfüllt, dies schöne Bewußtsein..“

„Himmel, die Mama wird ohnmächtig!“ unterbrach die Gräfin den Erguß der freudevollen Dankbarkeit Eugens. „Schnell ein Flacon mit Eau de Cologne oder fliegendes Salz — sie hat zuweilen solche Zufälle, die aber durch die Anwendung dieser Mittel bald wieder vergehen.“

„Schnell, liebe Gräfin, kommen Sie mit in mein Zimmer, ich werde Ihnen das Verlangte geben. Auch Sie, Herr von Güldenstern, bitte ich zu folgen, Ihr längeres Verweilen hier könnte uns Gefahr bringen,“ redete Frau von Krüdener.

Aurelie hörte die Thür öffnen, sie hörte Eugen noch einige Worte sprechen, dann ward für einige Augenblicke Alles still. Sie wollte sich schon entfernen, als sie den bei der Baronin zurückgebliebenen Grafen zornig sprechen hörte:

„Verdammt sei Ihre Schwäche, Sie werden noch die Verrätherin unseres Geheimnisses werden.“

„Ach, machen Sie mir doch keine Vorwürfe, daß ich nicht diese Kaltblütigkeit wie Sie besitze,“ entgegnete die Baronin matt — „mein Gewissen . . .“

Ein zorniges Lachen des Grafen unterbrach ihre weitern Worte.

„Lassen Sie diese alberne Rederei,“ sagte er — „ich habe sie zum Ueberdrusse gehört. Wo war Ihr Gewissen, als Sie den ersten Streich gegen diesen Menschen führten? war ich damals die Ursache?“ —

„Graf, Sie sind fürchterlich,“ stöhnte Jene. —

Die eiligen Schritte der Gräfin machten diese Unterhaltung eigenthümlicher Art verstummrn. Aurelie hörte, wie der Graf zu seiner Gemahlin sagte:

„Die gnädige Mama hat sich schon erholt, meine Liebe — es scheint, als wirke die Reise sehr nervenerschütternd auf sie.“

„Lassen Sie mich Ihre Schläfe ein wenig mit Eau de Cologne benetzen, gnädige Mama, es wird Ihnen wohl thun,“ sprach die Gräfin, und nach einer Pause, in welcher sie wahrscheinlich dies ausführte, fuhr sie fort:

„Frau von Krüdener läßt bitten, daß wir uns in ihr Wohnzimmer verfügen. Ich glaube, gnädige Mama, eine kurze Ruhe ist Ihnen eben so nöthig, als sie nützlich sein wird.“

„Gewiß,“ stimmte der Graf bei. „Kommen Sie, gnädige Mama, wir dürfen dieses freundliche Anerbieten der Frau von Krüdener nicht zurückweisen.“

Das Geräusch der Schritte, die sich entfernten, deutete darauf hin, daß der Graf und seine Gemahlin die Baronin fortführten.

Aurelie schien an der Thür, die als Durchgang in

das Empfangszimmer diente, festgewurzelt zu sein. Die Schritte der sich Entfernenden waren schon lange nicht mehr zu hören, als sie tiefaufathmend ihren Platz verließ; aber sie schien betäubt, sie mußte Mühe anwenden, sich zu fassen, denn der letzte Theil der von ihr unbemerkt angehörten Scene schwebte gleichsam traumartig vor ihrem Gedächtnisse. Von alle dem, wessen ihr Ohr Zeuge geworden, stand nichts so erschreckend vor ihrer Erinnerung, als der Vorwurf des Grafen gegen seine Schwiegermutter:

„Wo war Ihr Gewissen, als Sie den ersten Streich gegen diesen Menschen führten?“ —

Ha, welche furchtbare Anklage! Konnte unter der Bezeichnung „diesen Menschen“ Jemand anders verstanden werden, als Eugen? Aurelie sann vergebens darüber hin und her, immer mehr drängte sich ihr die Gewißheit auf, daß nur Eugen damit gemeint sein konnte, denn wie die Ohnmacht der Baronin eine Folge der Rede Eugens zu sein schien, so war des Grafen Vorwurf ganz bestimmt eine Folge der Ohnmacht seiner Schwiegermutter.

Diese Ueberzeugung brachte eine ungeheure Angst in Aureliens Herz, denn sie vermochte es nicht, den Gedanken von sich abzuwehren, daß die Freunde Eugens seine Feinde wären. Ein Geheimniß ruhte hier zu Grunde, das zu durchschauen sie freilich nicht vermochte, das ihr aber eine außerordentliche Furcht einflößte. Sollte sie der Frau von Krüdener mittheilen, wessen sie Ohrenzeugin geworden? Sie fürchtete sie, welche so thätige Theilnahme an Eugens

Geschick zeigte, durch eine solche indirekte Anklage gegen ihre Verwandten zu beleidigen, da sie weiter keinen Beweis dafür stellen konnte, als ihr Ohr, ihre Vermuthung. Sie beschloß also zu schweigen und die Angst, die ihr die Ahnung eines Geheimnisses, dessen Namen sie freilich nicht kannte, das ihr aber wie ein Verbrechen erschien, ins Herz senkte, allein zu tragen. Wen sollte sie auch davon unterrichten? welche Bürgschaft, daß es nicht eine große Selbsttäuschung gewesen, hatte sie dafür zu geben?

Mit dieser Furcht im Herzen verbrachte sie den ganzen Tag, sie war so unschlüssig in sich selber, daß sie einer Träumerin glich, die von den schweren Traumbildern, welche sie im Schlummer gequält haben, sich auch im wachenden Zustande nicht zu befreien vermag. Es war schon Abend, als der Diener ihres Gemahls sie um Gehör bitten ließ. Das war etwas Ungewöhnliches, eine ganz besondere Ursache mußte zum Grunde liegen; und eben deshalb gewährte sie das Gesuch. Der Mensch sah verstört aus, seine Frage, wohin der Herr Director verreis't sei, klang furchtsam, so daß Aurelie dadurch erschreckt wurde. Sie wußte nichts von einer Reise Lescours'.

„Was habt Ihr denn, Joseph? — ist Euch ein Unglück zugestoßen?“ fragte sie, „warum seid Ihr so ängstlich?“

Joseph wollte nicht mit der Sprache heraus, indeß die Verwirrung war bei ihm zu sichtbar, als daß Aurelie von Besorgniß gedrängt, nicht hätte Alles aufbieten sollen, um ihn zum Geständniß zu bringen.

„Madame werden sich wenig darüber freuen,“ sagte er endlich, „der Herr hat sich in einen übeln Handel eingelassen, der für ihn nicht zum Besten ausgehen wird.“

„Lescours? mein Gemahl?“ rief Aurelie.

„Ja, Madame, Herr Lescours. Wenn wir nur wüßten wo er jetzt gerade ist; verreis't ist er, das weiß ich, aber wohin? verschwieg er mir.“

„Mein Himmel, er war ja noch im **Te Deum** in der Notre-Dame.“

„Ganz recht, Madame; aber am Nachmittag ist er abgereis't, das ist gewiß.“

„Ich befehle Euch, Joseph, mir nichts zu verschweigen.“

„Ach, Madame, wie soll ich's denn vorbringen, daß Sie nicht erschrecken? Herr Lescours soll sich in ein republikanisches Complott, das sich die Philadelphen nennt, eingelassen haben. Dem Secretair des Herrn Generals Moreau, welcher Letztere als Verwiesener in Amerika lebt, ist man hier in Paris auf der Spur. Herr Fresnières soll, wie es heißt, hier im Namen seines Herrn, des Generals Moreau, eine gegen den Kaiser gerichtete Verschwörung leiten.“

„Da beruhigt Euch, Joseph. Euer Herr ist zu schlau, um eine solche Tollheit zu begehen. Im Uebrigen vergeßt nicht, daß die Polizei nur dann im Vortheil der Allwissenheit ist, wenn sie sich selbst zu den Verschwörern gesellt. Dies Kunststück hat Herr Lescours schon oft mit Glück

versucht und er wird auch jetzt wieder unter solcher Larve seine Rolle spielen."

„Ja, das ist möglich," stimmte Joseph bei nach einigem Nachdenken, „der Herr hat schon merkwürdige Rollen gespielt. Furchtsam ist er nicht, man kann ihm das nicht nachsagen. Aber seine schönste Rolle war die im früheren Kriege mit Oestreich, wo er als Edelsteinhändler verkleidet, sich in's Lager der Oestreicher hineinwagte, um persönlich mit einem gekauften vornehmen Offizier zu sprechen, von dem er auch ein Billet an den ersten Consul erhielt, das er, in dem doppelten Boden einer goldnen Dose verwahrt, bei sich trug. Der Zufall wollte es, daß einer von den Offizieren sich eine Prise aus Herrn Lescours' Dose nahm, und sie so ungeschickt angriff, daß die heimliche Feder des Doppelbodens sich bewegte, derselbe den Tabak verschüttend aufsprang und das Billet zu Tage kam. Die Herren Oestreicher waren außer sich vor Freude, einem so schlauen Schmuggel durch die tölpische Hand eines ihrer Kameraden auf die Spur gekommen zu sein, packten Herrn Lescours, lasen ihm den Brief vor und wollten ihn zwingen, den Namen des Verfassers zu nennen.

„Herrn Lescours konnte damals nichts Weiteres geschehen, als eine Kugel vor den Kopf; aber er besann sich, daß Zeit gewonnen Alles gewonnen heißt, und erinnerte sich rechtzeitig, wie man es als das Wichtigste betrachten werde, den Namen des Gekauften zu erfahren. Er erklärte also, nur dem Erzherzog Karl dies Geständniß

ablegen zu wollen, der drei Meilen davon auf einem Schlosse sein Hauptquartier hatte. Herr Lescours wurde also durch eine Patrouille dorthin eskortirt. Unterwegs gelang es ihm eine geheime Tasche seines Rockes, in der er Goldstücken eingenäht trug, aufzutrennen und diese auf dem Wege hinter sich herausfallen zu lassen.

„Ach, mein Gold! mein Gold!“ rief er; „ich habe meine Ducaten verloren!“ Als die Eskorte erkannte, daß das wahr sei, bemühte sie sich, die zwölf Ducaten auf dem Wege zu suchen; Einer blieb bei ihm zurück auf dem Brückenstege, den sie gerade hatten passiren wollen.

„Da, da liegt noch ein Ducaten!“ rief Herr Lescours, auf das letzte Goldstück zeigend, das er eben hatte fallen lassen. Der Oestreicher bückte sich rasch darnach, Herr Lescours gab ihm in dem Moment einen so derben Stoß, daß er kopfüber in den schlammigen Graben hinabstürzte und nicht mehr zum Vorschein kam. Nun flüchtete Herr Lescours über den Steg, der übrigens nur ein langes Brett auf zwei Böcke gelegt war, und es gelang ihm, dasselbe herunter zu werfen, worauf er sich in ein nahes Gebüsch flüchtete, um seine auf dem Rücken zusammengebundenen Hände frei zu machen.

„Die Oestreicher kamen unterdeß an den umgestürzten Steg, sie sahen die Beine ihres Kameraden aus dem tiefen Schlamme hervorragen und da sie die Ueberzeugung bekamen, daß wenn unter Zweien eine Brücke bricht, auch alle Beide hinunter fallen müssen, ihr Kamerad aber so

ziemlich in der Mitte des breiten Grabens stak, und sie ihn nicht herausholen konnten, so zogen sie wieder dahin zurück, woher sie gekommen waren. Herr Lescours rieb die Stricke seiner Hände so lange an einem Baume, bis er sie durch hatte, und auf vielen Umwegen und halb todt vor Ermattung kehrte er zum ersten Consul zurück, ihm den Inhalt des Briefes mittheilend, den man ihm im östreichischen Lager vorgelesen hatte."

Joseph, dem die Erinnerung an diesen glücklich durchgeführten Streich seines Herrn viel Vergnügen machte, weshalb er auch denselben in ausführlicher Breite und Umständlichkeit erzählte, hielt sich nun fest überzeugt, daß Herr Lescours abermals auf ein Manöver ähnlicher Art aus sei, und stimmte also vollkommen der Meinung dessen Gemahlin bei. Es war nichts Seltenes, daß Herr Lescours zwei, drei Tage abwesend war, ohne daß irgend Jemand über seine Geschäfte etwas erfuhr. Allerdings erinnerte sich Aurelie an den Zettel, den sie in der Kaiserin Zimmer gelesen und welcher die Handschrift ihres Mannes trug; indeß sie kannte zu wenig die wahren Gesinnungen Lescours gegen den Kaiser, als daß der Schreck über eine mögliche Entdeckung solcher Art zu lange bei ihr Raum gefunden hätte, sie glaubte nicht, daß es denkbar sei, Jemand, dem man so eifrig dient, wie Lescours dem Kaiser, zu hassen und an den Complotten seiner Feinde Theil zu nehmen. Hätte Lescours, wenn er wirklich solch eine Verrätherei beabsichtigte, nicht schon früher einer solchen

sich hingeben können? Wer war der eifrigste Verfolger der gegen den ersten Consul angezettelten Verschwörungen gewesen? — Lescours!

Aurelie fand in ihrer auch gegen Joseph ausgesprochenen Ansicht, daß es zur Polizeipolitik gehöre, Theilnehmer geheimer Verbindungen werden zu müssen, um sie kennen zu lernen und vernichten zu können, die Ruhe wieder, welche ihr der Schreck über die Möglichkeit solch' einer Gefahr drohenden Entdeckung geraubt hatte. Für jetzt überwog die Angst um das Geheimniß, dessen Ohrenzeuge sie im Hause der Frau von Krüdener geworden, jede Bedenklichkeit über das Geschick ihres Mannes und eine schlaflose Nacht war das Resultat dieses Kummers.

„Ach, wer giebt mir Licht in diesem Dunkel!“ seufzte sie. „Bin ich ihm (Eugen) nicht die Rettung von der Gefahr, die ihn treffen kann, schuldig? Ist diese Rettung nicht auch eine unerläßliche Nothwendigkeit zur Sicherheit der Personen, die zu seiner Befreiung aus der Conciergerie thätig gewesen?“

Der Morgen fand sie in derselben Unruhe noch, sie fühlte sich vollkommen rathlos. Im Laufe des Vormittags erhielt sie den Besuch des Lieutenants Graf Luszczewski, der sich angelegentlich nach Herrn Lescours erkundigte und gern zu erfahren wünschte, wenn derselbe zurückkehre? Da Aurelie ihm sagte, daß dies zu jeder Stunde, spätstens aber morgen der Fall sein könne, erbat sich Luszczewski die Erlaubniß, am Nachmittag wieder

kommen zu dürfen, vielleicht treffe er den Herrn Lescours, mit dem er einen Gegenstand von Wichtigkeit zu besprechen habe. Aurelie fühlte sich außerordentlich beängstigt durch den Gedanken, der Gegenstand von Wichtigkeit könne Eugen sein. Wenn sie an das kurze Gespräch zwischen Luszczewski und der Baronin sich erinnerte, so gewann der sie so sehr beunruhigende Gedanke Fleisch und Bein; aber sie sah auch die Unmöglichkeit ein, etwas dagegen zu unternehmen, da ihr ja alle Beweise mangelten, daß ein schändliches Verbrechen hier zum Grunde liege. Wenn auch in ihrer lebhaften Phantasie die Ahnung sich gewissermaaßen zu einer Ueberzeugung ausgebildet hatte, so war dieselbe für Jemand Anderen, dem sie sich hätte anvertrauen wollen, doch immer nur eine gestaltlose Vermuthung, nichts Reelles, auf dem sich hätte fußen und weitere Schlüsse fällen lassen; ein von keinem Lichtstrahl durchschimmertes Dunkel, das zu keinem freien Urtheil berechtigte.

Am Nachmittage erschien Graf Luszczewski wieder.

„Madame,“ sagte er, „für den Fall, daß ich auch diesmal nicht die Ehre haben würde, Ihren Herrn Gemahl persönlich sprechen zu können, habe ich mir erlaubt, ihm mein Anliegen schriftlich mitzutheilen, da der Gegenstand desselben keinen Verzug leidet. Wir reisen nämlich morgen früh mit Tagesanbruch ab, und die noch übrigen Stunden des heutigen Tages sind zu sehr in Anspruch genommen, um mir noch so viel Zeit zu gönnen, meine

Nachfrage hinsichtlich der Rückkehr Ihres Herrn Gemahls wiederholen zu können. Ich richte also die Bitte an Sie, ihm sogleich nach seiner Zurückkunft dies Billet zu übergeben, der Inhalt wird ihn sehr interessiren.“ Aurelie versprach es und Luszczewski verließ sie nach einer kurzen Unterhaltung.

Das Billet, das des Grafen Siegel trug, in der Hand, stand Aurelie lange Zeit unentschlossen, ob sie der in ihr laut werdenden Stimme folgen und es öffnen sollte? Aber welcher Verantwortung Lescours gegenüber, der ihr nie erlaubt hatte, Einsicht in seine Geschäfte zu nehmen, setzte sie sich aus! Dieser Gedanke warf eine große Angst in ihre Seele. Wenn der Inhalt des Billets ein solcher war, der in keinem Bezug zu Eugen stand, unter welchem Vorwande sollte sie dann den geöffneten Brief ihrem Gemahl übergeben? Dieser Furcht ganz entgegenstrebend, fühlte sie immer heftiger den Drang in ihrem Innern, sich von dem Inhalte des Billets in Kenntniß zu setzen, der furchtbare Zwiespalt zwischen Wollen und Nichtsollen bereitete ihr eine außerordentlich qualvolle Stunde; aber endlich siegte die Macht des Willens, sich durch Eröffnung des Billets von der belästigenden Angst, die so ganz Besitz von ihr genommen, zu befreien. Sie erinnerte sich, daß man ihr, als sie noch — sie gedachte stets mit tiefer Schaam an ihre frühere Zeit — Mitglied der cytherischen Cohorte gewesen, die Kunst gelehrt habe, die Siegel so vorsichtig abzulösen, daß es eines scharfen argwöhni-

schen Blickes bedurfte zu der Entdeckung, der oder die Briefe seien geöffnet und wieder verschlossen worden. Freilich fehlten ihr jetzt die nöthigen Instrumente dazu; indeß nach einigem Hin- und Hersinnen über die Möglichkeit es dennoch zu bewerkstelligen, verfiel sie auf den Gedanken, die Klinge eines dünnen Radirmessers zu versuchen, nachdem sie durch einen über Licht erhitzten und sorgsam abgewischten metallenen Briefbeschwerer, den sie auf die vorher durch übergelegtes Papier bedeckte und somit vor jedem Schmutzfleck bewahrte Adreßseite des Billets setzen wollte, die Erweichung des Siegellacks und somit auch dessen Ablösung vom Papier befördert hatte. Dieser Versuch gelang vollkommen, und das Billet lag geöffnet vor ihr.

Der Inhalt des Billets rechtfertigte die beängstigende Ahnung, von der sie zu diesem Unternehmen getrieben worden war. Graf Luszczewski benachrichtigte Herrn Lescours von der Rettung Eugens aus den Mauern der Conciergerie und wie er (der Graf) den Bitten seiner weichherzigen Schwiegermutter, demselben zur Fortsetzung der Flucht aus Frankreich behilflich zu sein, habe nachgeben müssen, durchaus aber nicht gesonnen sei, einen Verbrecher gegen des Kaisers Majestät zum Schützer zu dienen, weshalb er Herrn Lescours verschlage, auf den von ihm entworfnen Plan einzugehen. Er werde nämlich in Soissons unter dem Vorwande, von einer Unpäßlichkeit sich befallen zu fühlen, ihre beabsichtigte Reise nach Amsterdam unterbrechen, und drei Tage sich daselbst und zwar im Ho-

tel de la Croix d'or aufhalten. Dort könne die Verhaftung Eugens ohne alles Aufsehen erfolgen; Herr Lescours werde dafür Sorge tragen, daß er (der Graf) mit seiner Gemahlin und Schwiegermutter ohne alle Behinderung ihre Reise fortsetzen könnten. Er rechne bestimmt darauf, daß Herr Lescours diesen Plan als gut erkennen und nicht säumen werde.

Aurelie erstarrte über diese schlau ersonnene Niederträchtigkeit, in diesem Augenblicke schätzte sie sich glücklich, das Billet eröffnet zu haben, obwohl ihr die Angst, wie Eugen zu retten sei, fast die Brust zersprengte. Nicht allein sein Schicksal, wenn es in die Hand des Grafen gegeben blieb, war ein furchtbares, sondern auch das Geschick der Frau von Krüdener, die ihm ein schützendes Asyl gegönnt, des Gefangnenmeisters und des Unterarztes, die ihm die Möglichkeit zur Entweichung aus dem Kerker geboten hatten; ja selbst die Kaiserin, wenn ein gar nicht ausbleibender Verrath sie als bei dieser Flucht eines Gefangenen der Conciergerie betheiligt, gleichsam als Urheberin derselben bezeichnete, war bedroht.

Aurelie wußte in ihrer Bestürzung keinen andern Rath, als der Kaiserin Alles mitzutheilen; freilich kam Alles darauf an, ob sie jetzt bei derselben Zutritt finden werde, denn die Stunde nach dem Diner war sie nur selten zu sprechen, die Vormittagszeit blieb in dieser Hinsicht die günstigste.

„Madame werden der Kaiserin Majestät unmöglich

sprechen können, der König von Sachsen macht so eben seine Abschiedsvisite bei ihr, da er noch heute Abend Paris verläßt," sagte der Portier.

„So werde ich hier in der Gallerie warten," entgegnete Aurelie, „ich habe ihr eine Nachricht von großem Intresse zu melden."

Die tiefe Stille in der Gallerie vor der Kaiserin Zimmer war noch mehr beängstigend für die Harrende, da zu dem peinlichen Gefühl, welches ohnehin ihr Herz belastete, noch die Ungewißheit der Erwartung kam, ob sie die Kaiserin werde sprechen können. Endlich öffnete sich die Thüre des kaiserlichen Zimmers. Josephine trat zur Linken des Königs von Sachsen gehend, mit diesem heraus, sie begleitete ihn bis zum Ausgang der Gallerie, wo sie Abschied von ihm nahm. Sie beugte sich auf seine Hand nieder und küßte sie, obwohl der König sie von dieser Ehrfurchtsbezeugung abzuhalten suchte. Man hörte sie sagen: „Sire, vergönnen Sie einer so schwer geprüften Frau diesen Ausdruck ihrer innigen Hochachtung und Ehrfurcht vor einem Monarchen, dessen Tugenden das Glück seines Volkes sind. Ich werde nie dieser Stunde vergessen, wo Ew. Majestät zu mir als väterlicher Freund sprachen, diese Stunde wird ein Denkmal der aufrichtigsten Verehrung Ew. Majestät in meinem Herzen bleiben."

Die Antwort Friedrich Augusts, da er leise sprach, blieb unverständlich.

Als Josephine wieder durch die Gallerie nach ihrem Zimmer zurückging, fiel ihr Blick auf Madame Lescours.

„Sie sind es, meine liebe Lescours — haben Sie auf mich gewartet?“

„Ja, Ew. Majestät, eine Sache von größter Wichtigkeit . . .“

„Es muß so sein, denn Sie sehen sehr blaß aus. Ich bedürfte freilich jetzt einiger Augenblicke der Erholung, denn dieser König hat tief in mein Herz geredet; aber ich will nicht, daß Sie umsonst gewartet haben. Folgen Sie mir, ich habe noch eine Viertelstunde Zeit für Sie übrig.“

Aurelie begleitete die Kaiserin, und so schnell nur die Beklemmung ihres Herzens es erlaubte, unterrichtete sie sie von Allem, was so große Angst über sie gebracht hatte. —

„Mein Himmel!“ rief die Kaiserin, „hat sich denn Alles verschworen, mir den Glauben an die Menschheit zu rauben! . . . ha, was beginnen wir? Der Arme muß um unserer selbst willen der Gefahr entrissen werden, wieder in Lescours Hände zu fallen. Der Kaiser würde wüthend, wenn er erführe, daß ich selbst dazu beigetragen habe, eine Ungerechtigkeit gut zu machen — sein Zorn ist fürchterlich, er kennt in diesem Zustande keine Rücksichten. Ach, was fangen wir an!“

Es folgte ein langes düstres Schweigen zwischen beiden Frauen, die Kaiserin brach es, indem sie auf das Billet, das ihr Aurelie zur Durchsicht überreicht hatte, deu-

tend, sagte: „Dieser Elende — wie heißt er? Graf Luszczewski — versucht unter dem Deckmantel einen Verbrecher gegen des Kaisers Majestät der gerechten Strafe zu übergeben, ein Verbrechen, das wir freilich nicht kennen, zu verhüllen — das ist klar. Es ist nicht die Rechtschaffenheit, die ihn zu dieser Handlungsweise leitet, nein, es ist die Nothwendigkeit, sich selber vor der Rechtfertigung einer Uebelthat zu sichern, die ihn als einen Bösewicht enthüllen würde — der Verräther ist ihm gefährlich.“

Die Kaiserin fußte, indem sie diesen Schluß fällte, auf der Erzählung dessen, was Aurelie von dem zu ihrer Kenntniß gelangten Gespräch zwischen der Baronin und ihrem Schwiegersohne ihr mitgetheilt hatte.

„O mein Gott, so müssen wir ja auf eine Rettung des Aermsten denken, um die Schändlichkeit seines Feindes zu nichte zu machen!“ rief Aurelie; „morgen ist es zu spät, sie reisen mit Tagesanbruch ab.“

„Morgen ist es zu spät — also heute noch — noch diesen Abend muß es geschehen,“ redete Josephine sinnend vor sich hin. Aureliens Blicke hingen angstvoll an den Zügen der Kaiserin, die plötzlich aufstand und mit den Worten: „Ich habe einen Ausweg gefunden,“ zu ihrem Schreibepulte eilte und ein Billet schrieb.

Während dieser langen Pause fühlte Aurelie die vollkommene Pein ängstlichster Erwartung, sie wagte nicht die Kaiserin zu fragen, sie zu unterbrechen, jede Minute war kostbar und unersetzlich. Endlich schloß Josephine das

Billet, schrieb die Adresse, öffnete dann ihre Chatoulle und eine Rolle Zwanzigfrankstücke Aurelien in die Hand drückend, sagte sie:

„Eilen Sie, liebe Lescours. Unter dem Schutze des Königs von Sachsen wird unser Protegé Frankreich sicher verlassen können, händigen Sie ihm dies Reisegeld ein. Das ist das Einzige, was ich zu seiner Rettung und zu unsrer Sicherheit thun kann. Jetzt ruht Alles in Ihrer Hand, in Ihrer Klugheit. Fort! fort! keine Zeit verloren — morgen erwarte ich Antwort von Ihnen.“

„Dies Billet?“ stammelte Aurelie.

„Soll er in des Königs von Sachsen Hand übergeben; aber schnell. Sein Sie klug und vorsichtig, dann haben wir das Spiel gewonnen.“

Somit drängte sie Aurelie aus dem Zimmer und diese wankte wie betäubt durch die Gallerie. Alles war nun in ihre Hand gelegt und Alles hing davon ab, daß es ihr jetzt gelang, Eugen zu sprechen. Wenn ein Umstand ungünstig war, so war es der, daß sich Aurelie erinnerte, dieser Abend sei in dem Hotel der Frau von Krüdener der religiösen Erbauung gewidmet; ohne der Frau v. Krüdener Mitwissen glaubte sie nicht, zu Eugen gelangen zu können; indeß versuchen mußte sie es. Sie eilte also dorthin, der Zufall schien ihr beistehen zu wollen. Jacques, der Laquai der Krüdener, welcher allein um das Geheimniß des Asyls Eugens wußte, und denselben heimlich bediente, weswegen er auch den Schlüssel zu dessen Zimmer hatte, begegnete

ihr auf der Treppe. Sie sagte ihm, daß nur die schnellste Entfernung des von Frau von Krüdener Geschützten nicht nur diesen, sondern auch seine Schützerin vor Entdeckung retten könne, weswegen er, Jacques, sie auch hier sähe. Alles hinge von der Schnelligkeit ab, mit welcher der Geschützte das Haus verlasse. Die Angst Aureliens, ihre leichenbleichen Wangen, die Ueberzeugung, daß ihr, der Gemahlin des geheimen Polizeidirectors, wohl ein Verrath, dessen Folgen sie selber mittreffen mußten, bekannt geworden sein könne, ließen Jacques keinen Zweifel an der Nothwendigkeit, so viel in seinen Kräften stand, zu der schleunigen Entfernung Eugens beizutragen. Er führte also Aurelien in das Zimmer des Letzteren, der, erstarrt durch ihren unerwarteten Anblick, einer leblosen Bildsäule glich.

„Fliehen Sie! Verrath droht Ihnen — ich komme Sie zu retten!" stammelte sie, „keinen Verzug, um Himmelswillen, keinen Verzug! Ihre Freiheit steht auf dem Spiele!"

„Und Sie, Aurelie, sind es, die mich einer Gefahr entreißen will, welche . . .?"

„Keinen Verzug, wenn Sie nicht auch uns mit sich verderben wollen. Ach, sein Sie barmherzig gegen sich, gegen uns!" rief Aurelie und ein Thränenstrom, den die Angst und das Gefühl, ihn noch so heiß und innig wie damals zu lieben, als er vor ihren Augen blutend bei seiner Vertheidigung niedersank, ihr entpreßte, rollte über ihr Gesicht. „Rauben Sie mir nicht das Verdienst, das Bewußt-

sein, Sie gerettet zu haben, es wird eine Wohlthat in meinem freudelosen Dasein sein."

„Aurelie! Sie sind unglücklich?"

„Ja!" hauchte sie, „Ihre Freiheit wird aber ein Glück für mich sein."

Eine Pause folgte. Eugen schien in ihrem Anblick festzuwurzeln, dann sagte er mit Entschlossenheit:

„Nun, Aurelie, ich glaube nicht, daß Ihre Thränen in dieser Stunde eine Lüge sein können, wie . . . ich gebe mich und mein Geschick in Ihre Hand — täuschen Sie das Vertrauen eines Mannes nicht, in dessen Herzen kaum erst das kleine Saamenkorn des Glaubens an Menschen wieder zu keimen beginnt."

Aurelie entgegnete einige Worte, die aber, von ihren Thränen erstickt, unverständlich blieben.

Sie verließen das Hotel der Frau von Krüdener.

„Sagen Sie Ihrer Dame, Jacques, morgen früh erfährt sie von mir die Ursache, die mir heute Abend die Rettung dieses Herrn zur unerläßlichsten Nothwendigkeit macht, sie soll ihrer selbst willen gegen Alle darüber schweigen — sagen Sie ihr das ja," flüsterte Aurelie dem Laquai zu, und eilte mit Eugen, von Niemand begegnet, über eine Seitentreppe hinab, wo ihrer der Fiaker wartete. Jetzt erst lös'te sich zwischen Beiden das geheimnißvolle Schweigen, welches Aurelie bisher beobachtet hatte. Er erfuhr Alles und empfing das Billet und die Rolle Gold, die ihr die Kaiserin für ihn eingehändigt hatte.

„Aurelie!“ rief Eugen und schloß sie mit Ungestüm in seine Arme, „die Erinnerung an die Vergangenheit versinkt in dieser Stunde wie ein böser schwerer Traum, es wird Licht um mich. Dein Herz gehörte noch mir, mir, der Dich zu hassen, zu verabscheuen versuchte. Warum muß das Glück unsers Wiederfindens so kurz sein!“

„Weil wir einander nicht angehören dürfen,“ hauchte Aurelie, „ich bin Lescours' Gattin.“

„Du, das Weib des Teufels, der mich verdarb? o Himmel!“

Der Fiaker hielt, der Augenblick des Abschiedes war da. „Schreiben Sie an Frau von Krüdener, wenn Sie in Sicherheit sind, vergessen Sie nie, daß ein Herz in Paris für Sie schlägt,“ flüsterte Aurelie.

Einige Stunden später erfolgte die Abreise des Königs von Sachsen.

Madame Lescours hatte sich unter die Zuschauer gemischt, die der Abreise des Freundes ihres Kaisers beiwohnten. Ihr Herz schlug in banger Erwartung, ob sie Eugen in einen der harrenden Reisewägen einsteigen sehen werde. Schon war der letzte derselben herangerollt, der nur die Dienerschaft aufzunehmen bestimmt war, als sie Eugen, eingehüllt in einen erbsfarbengrauen Mantel, wie die königlich sächsische Dienerschaft, als zu der gleichfarbigen Livree passend, trug, den Kopf von einem tief in die Stirn hereinragenden hohen, zweispitzigen, mit Silberborte eingefaßten Bogenhut bedeckt, erblickte, wie er in der Mitte

zweier sächsischer Laquaien, die gleich ihm gekleidet waren, in den Wagen stieg, der bald darauf fortrollte.

Aurelie empfand in diesem Augenblicke ein so heftiges Zittern in allen Gliedern, daß sie umzusinken vermeinte. Das Gefühl der Freude drückt oft eben so schwer lastend auf Seele und Körper, als das der Beängstigung, des Kummers, nur mit dem Unterschiede, daß die Folgen der Uebermacht des Ersteren weniger nachtheilig sind als die des Letzteren.

Die Empfindung des Glücks, welches jetzt sie so ganz und gar beherrschte, warf sie, als sie nach Hause gekommen war, zum brünstigsten Gebete nieder, das, einem Strome gleich, ihrem Herzen entquoll. Dann folgte eine große Abspannung dieser außerordentlichen Aufregung ihres ganzen Wesens und sie gab sich ermattet dem Schlummer hin, der als Friedenshauch allmählig ihre Augen schloß.

Aber kein Erwachen in den schönen Erinnerungen des Glückes war ihr beschieden, Lescours, ihres Gemahls Hand rüttelte sie mit Heftigkeit munter, sie war auf dem Sopha sitzend eingeschlafen.

„Auf, Aurelie — schnell, Deine Schmucksachen, einige Kleider, Deinen Pelz — wir müssen fort, auf der Stelle fort!“ rief er.

„Fort? mein Himmel, wohin? ist es nicht Nacht?“

„Eben weil es Nacht ist,“ antwortete Lescours, „der Tag würde mich verrathen. Ha, Hölle und Teufel!

„Dieser Verrath! dieser Verrath! der Blitz zerschmet-

tere die unvorsichtigen Schurken! morgen wäre ich verloren."

Lescours befand sich in wilder Aufregung, seine Augen glühten wie die eines Raubthieres, dem eine Beute entrissen worden ist.

Aurelien kam jetzt, wo der Schlummer bei ihr so gewaltsam verscheucht worden war, die Erinnerung an das Verschwörungscomplott, von dem sie durch den im Zimmer der Kaiserin gelesenen Zettel Kenntniß bekommen.

„Unglücklicher, Du hast einen Verrath gegen den Kaiser gesponnen, ich weiß es!" rief sie.

„Du weißt es?" schrie Lescours, „Du weißt es! mit meinen Feinden also im Einverständniß? Nun, so sollst Du wenigstens nicht über mein verlorenes Spiel jubeln."

Mit einem rasch unter seinem Gilet bisher verborgenen Dolche auf sie zustürzend, schien dieser Moment Aureliens letzter sein zu sollen, sie war zum Tode erschrocken an die Wand zurückgetaumelt, die fürchterliche Waffe funkelte vor ihren Augen.

Lescours blieb wie von einer unsichtbaren Macht zurückgehalten, vor ihr mit aufgehobenem Arme stehen, sein Gesicht, blutroth vor Wuth, schien plötzlich erstarrt zu sein, selbst die Augen waren bewegungslos.

Wie seiner unbewußt gingen die Worte: „Und Dich habe ich aufgefüttert in meiner Armuth wie die Taube ihre Jungen!" aus seinem Munde, der Arm, dessen Hand

den Dolch zum Stoße bereit hielt, glitt erschlafft an seiner Seite nieder.

„Lescours,“ sagte Aurelie nach einer Weile tief aufathmend, „Gott ist mein Zeuge, ich habe Dich nicht verrathen, obwohl ich Deine Handschrift auf dem Zettel erkannte, den der Kaiser seiner Gemahlin zum Lesen gab. Weiter weiß ich nichts.“

Eine eben so wilde Freude verdrängte plötzlich den Ausdruck der Wuth aus Lescours' Antlitz, er ließ den Dolch zu Boden fallen und riß sie mit ungestümer Leidenschaftlichkeit an seine Brust.

„Nein! nein! Du konntest mich auch nicht verrathen, ich habe Dich ja in meiner Armuth aufgefüttert wie eine Taube ihre Jungen. Aurelie! Aurelie! ich habe noch kein lebendes Wesen geliebt, Allen Tod und Haß geschworen — Allen! Dich aber liebe ich, Dich! — lache darüber, es ist so lächerlich als seltsam; aber es ist wahr — Dich habe ich geliebt!“

Bei diesem nach so furchtbarem Moment ihr unerwarteten Geständniß fühlte Aurelie sich von einem eisigen Schauer durchrieselt, ohnmächtig fiel sie in Lescours' Arm, der mit wilder Leidenschaft ihr todtenbleiches Antlitz küßte.

Ende des zweiten Theils.

den Dolch zum Stoße bereit hielt, glitt erschlafft an seiner Seite nieder.

„Lescours," sagte Aurelie nach einer Weile tief aufathmend, „Gott ist mein Zeuge, ich habe Dich nicht verrathen, obwohl ich Deine Handschrift auf dem Zettel erkannte, den der Kaiser seiner Gemahlin zum Lesen gab. Weiter weiß ich nichts."

Eine eben so wilde Freude verdrängte plötzlich den Ausdruck der Wuth aus Lescours' Antlitz, er ließ den Dolch zu Boden fallen und riß sie mit ungestümer Leidenschaftlichkeit an seine Brust.

„Nein! nein! Du konntest mich auch nicht verrathen, ich habe Dich ja in meiner Armuth aufgefüttert wie eine Taube ihre Jungen. Aurelie! Aurelie! ich habe noch kein lebendes Wesen geliebt, Allen Tod und Haß geschworen — Allen! Dich aber liebe ich, Dich! — lache darüber, es ist so lächerlich als seltsam; aber es ist wahr — Dich habe ich geliebt!"

Bei diesem nach so furchtbarem Moment ihr unerwarteten Geständniß fühlte Aurelie sich von einem eisigen Schauer durchrieselt, ohnmächtig fiel sie in Lescours' Arm, der mit wilder Leidenschaft ihr todtenbleiches Antlitz küßte.

Ende des zweiten Theils.

Lubojatzky, Franz Anton,

König Friedrich August III. von Sachsen und seine Zeit Historischer Roman von Fr. Lubojatzky

Bd.: 2

Grimma 1852